Bismarcks

Reden und Briefe.

2–.

28/3, 95.

J. publ. G.
96 kh

Bismarck.



Nach einer Original-Aufnahme v. Loescher & Petsch, Kgl. Hofphotogr. Berlin.

Bismarcks
Reden und Briefe

nebst einer Darstellung

des Lebens und der Sprache Bismarcks.

Für Schule und Haus

herausgegeben und bearbeitet

von

Dr. Otto Lyon.

Mit einem Bildnis Bismarcks.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1895.

Vorwort.

Wenn bisher der größte deutsche Redner, der erste und hervorragendste Klassiker unserer rednerischen Prosa noch keine feste Stätte in unserer Schullektüre gefunden hat, so liegt die Schuld hauptsächlich an dem Mangel einer geeigneten Schulausgabe. Um diesem empfindlichen Mangel abzuhelfen, bieten wir hier eine solche dar und hoffen, daß damit ein Bildungsmittel ersten Ranges in unsere Schulen Eingang findet, durch das nicht nur eine auf dem tiefen Grunde der Wahrheit und Natur, der Wirklichkeit und Thatsächlichkeit ruhende, gesunde ästhetische und sprachliche Bildung, sondern auch eine Erziehung zu wahrhaft nationalem Fühlen und Denken an dem größten und erhabensten Muster, welches wir besitzen, erzielt werden wird. Ein bedeutsames Ehrengeschenk würde die deutsche Schule unserm Altreichskanzler zum achtzigsten Geburtstage darbringen, wenn sie von diesem Tage an die Reden und Briefe Bismarcks dauernd in den eisernen Bestand der Schullektüre aufnähme. Nicht nur der deutsche Unterricht würde dadurch gewaltige Förderung und ungeahnte Belebung erfahren, sondern auch der Geschichtsunterricht.

Die Lebensgeschichte Bismarcks, die wir den Reden und Briefen vorausgeschickt haben, beruht unmittelbar auf den Quellen, wie sie Horst Kohl in seinen trefflichen Bismarck-Regesten (Leipzig, Rengersche Buchhandlung 1891/92, 2 Bände) und politischen Reden Bismarcks, Poschinger in den Dokumenten der Königlich preußischen Bundestagsgesandtschaft (Preußen im Bundestag 1851—1859, Leipzig, Hirzel 1882—1884, 4 Bände) und in

den Dokumenten zur Geschichte der Wirtschaftspolitik in Preußen und im Deutschen Reich (Fürst Bismarck als Volkswirt, Berlin, Hennig und Eigendorf, P. Hennig, K. Heymann, 1889—1891, 5 Bände), sowie in seinen Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894 (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1895) darbieten, und wie sie uns ferner in den Briefen Bismarcks und anderen Quellenschriften, die im Texte angeführt sind, vorliegen. Der Text der Reden beruht auf Horst Kohls monumentaler Ausgabe: „Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1892—1894, 12 Bände", die uns nun endlich die Reden Bismarcks in einer würdigen und wissenschaftlich genauen Form darbietet. In keiner Schulbibliothek, die auf wissenschaftliche Haltung Anspruch macht, darf künftighin Kohls große und schöne Ausgabe der Reden Bismarcks fehlen. Die Briefe hat, soweit sie an Frau von Arnim gerichtet sind, Herr Dr. Horst Kohl mit den Originalhandschriften verglichen, sodaß auch hier zuverlässige Texte geboten werden, die von den bisherigen Veröffentlichungen wesentlich abweichen. Herrn Dr. Horst Kohl sprechen wir für sein liebenswürdiges Entgegenkommen und seine thatkräftige Unterstützung unserer Arbeit den wärmsten Dank aus.

Dresden, am 20. März 1895.

Otto Lyon.

Inhalt.

	Seite
1. Das Leben Bismarcks	1
2. Die Sprache Bismarcks	56
3. Reden Bismarcks	77
1. Kritik der Frankfurter Verfassung. 21. April 1849	77
2. Über die Grundlagen der Bundesverfassung. 11. März 1867	86
3. Über die nationalen Bestrebungen der Polen. 18. März 1867	101
4. Über die politische Lage vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges. 16. Juli 1870	115
5. Mitteilung der Kriegserklärung an den Reichstag des Norddeutschen Bundes. 19. Juli 1870, nachm. 2 Uhr 15 Min.	121
6. Weitere Mitteilungen über die politische Lage. 20. Juli 1870	122
7. Begründung des Gesetzentwurfes, die Vereinigung von Elsaß und Lothringen mit dem Deutschen Reiche betreffend. 2. Mai 1871	127
8. Über die Lage im Orient. 19. Februar 1878	139
9. Rede über die deutsche Kolonialpolitik. 13. März 1885	153
10. Über die politische Gesamtlage Europas. 6. Februar 1888	165
11. Der Tod Kaiser Wilhelms. Mitteilung im Deutschen Reichstag am 9. März 1888	200
4. Briefe Bismarcks	204
Briefe an die Schwester Malwine (Frau von Arnim)	204
1. Norderney, 9/9. 1844	204
2. Schönhausen, d. 4. December 1844	207
3. Frankfurt, 12. November 1858	209
4. Petersburg, 19/31. März 1859	212
5. Peterhof, 1/13. Juli 1860	213
6. Zarskoe-Selo, 4. Oktober 1860	214
Briefe an die Gemahlin	216
7. Szolnok, 27/6. 1852	216
8. Pest, 28. Juni 1852	220
9. Moskau, 6. Juni 1859	221
10. San Sebastian, 1. August 1862	223

Seite
11. Biarritz, 4. August 1862 224
12. Gastein, 28. Juli 1863 225
13. Hohenmauth, Montag 9. Juli 1866 227
14. Zwittau in Mähren, 11. Juli 1866 228
15. Vendresse, 3. September 1870 229
Politische Briefe 231
16. An den König. Ofen, den 25. Juni 1852 231
17. An die Vertreter bei den deutschen und anderen Regierungen. Berlin, 18. Juli 1870 235
18. An den König. Donchery, 2. September 1870 239

Fürst Bismarck.

1. Das Leben Bismarcks.

Am 1. April 1815 wurde dem Rittmeister a. D. Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck zu Schönhausen in der Altmark ein Sohn geboren, der den Namen Otto Eduard Leopold von Bismarck erhielt. Die Mutter Ottos, Frau Wilhelmine Louise von Bismarck, Tochter des Geheimen Kabinettsrats Mencken aus Berlin, war eine geistig lebendige und hochgebildete Frau, die die Erziehung ihrer Kinder mit Umsicht und Hingebung leitete. Von fünf Kindern, von denen Otto das vierte war, starben zwei; außer Otto blieben sein älterer Bruder Bernhard, der später Landrat in dem Kreise Naugard war, und seine Schwester Malwine, die zwölf Jahre jünger war als Otto, am Leben. Im Jahre 1816 fiel Ottos Eltern das Gut Kniephof im Kreise Naugard in Pommern als Erbe zu, und sie siedelten nun von Schönhausen nach diesem Gute über. Schon im Alter von sechs Jahren wurde Otto in die Erziehungsanstalt des Professors Plamann nach Berlin (Wilhelmstraße Nr. 139, später Königgrätzerstraße 88) gebracht, der er von 1821—1827 als Zögling angehörte. Mit zwölf Jahren wurde er am 21. September 1827 in die Untertertia des Berliner Friedrich-Wilhelmsgymnasiums aufgenommen, von dem er am 4. Mai 1830 in die Obersekunda des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin überging. Von tiefgehendem Einfluß auf den empfänglichen und geistig regen Knaben war namentlich der Unterricht seines Lehrers Prof. Dr. Bonnell, bei dem Otto von Bismarck seit Ostern 1831 in Pension war (in dem Hause Königsgraben Nr. 4), und die religiöse Unterweisung des her-

vorragenden Gelehrten und Predigers Dr. Schleiermacher, der ihn am 31. März, am Gründonnerstage, des Jahres 1831 in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin konfirmierte. Schon in der Schule war Ottos Lieblingswissenschaft die Geschichte; der dürftige Abriß der alten Geschichte, den damals das Gymnasium im Geschichtsunterrichte lediglich bot, konnte seinem lebhaften Geiste nicht genügen; er wußte sich daher größere Geschichtswerke zu verschaffen und studierte diese zu Hause mit Flammeneifer. Sein ganzes thatenreiches Leben hindurch hat er dieses Studium stets neben seinen umfangreichen Amtsgeschäften als eine liebe Erholung betrieben, und er hat wiederholt erklärt, daß die sicherste Grundlage aller politischen Bildung eine gründliche Kenntnis der Geschichte sei. Ohne diese Kenntnis müsse jeder Staatsmann zeitlebens ein politischer Dilettant bleiben. Und wiederholt hat er in seinen Reden schlagende Beweise seines umfangreichen und gründlichen Wissens von der Entwickelung und Bedeutung der europäischen Staaten und Völker gegeben. So hat er zu verschiedenen Malen im preußischen Abgeordnetenhause und im Reichstage die historische Entwickelung Polens und der Verhältnisse in den polnischen Landesteilen Preußens ohne besondere Vorbereitung bis in die kleinsten Einzelheiten genau dargelegt.[1]) Als im Jahre 1868 den durch das Gesetz vom 20. September 1866 entthronten Fürsten Georg V. von Hannover und Herzog Adolf von Nassau eine hohe Geldentschädigung bewilligt werden sollte, hatte ein Abgeordneter eingewendet, daß es für diese Politik gar keine Beispiele in der Geschichte gebe. Sofort erwiderte Bismarck, indem er zwei Beispiele aus der Geschichte anführte, in denen entthronte deutsche Fürsten entschädigt worden waren: das Beispiel Heinrichs des Löwen und das des sächsischen Kurfürsten

1) Vgl. Reden (Ausg. von Horst Kohl, Stuttgart, Cotta) I, 49. II, 110 ff., 123 ff., 151 ff., 204 f., 207 ff. III, 59 f., 196 ff., 204 ff. V, 13 ff., 264 ff., 289 ff. VII, 107 f. VIII, 253. IX, 233. X, 294. XI, 105, 126 ff., 129, 297 ff., 309, 311, 411 ff., 417 ff., 432 ff., 437, 442 ff., 462 f., 464. XII, 103 f.; sowie Poschinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894, S. 327 ff. und S. 337 ff.

Johann Friedrich des Großmütigen. Hierbei gab er sogar ganz genau die einzelnen Besitzungen an, die diesen Fürsten von den damaligen deutschen Kaisern (Friedrich Barbarossa und Karl V.) als Entschädigung zugewiesen worden waren.[1]) Ebenso berichtigte er die Klagen über die Entthronung des „uralten deutschen Welfenhauses" durch den schlagenden Einwurf: „Des Hauses Este." Verwundert hörte man diesen Einwand, aber in der That führt das Welfenhaus seinen Ursprung auf den Markgrafen Azzo von Este, einen Italiener (gest. 1097), zurück und ist also gar nicht deutscher, sondern italienischer Abstammung. Ähnliche glänzende Beweise seiner außerordentlichen Geschichtskenntnis, die ihm in ihrer ganzen Ausdehnung jeden Augenblick zu Gebote stand, finden sich an zahlreichen Stellen seiner Reden und Briefe. Neben der Geschichte beschäftigte sich Bismarck auch besonders gern mit Geographie, und er hat oft erzählt, daß er schon sehr früh durch ein gründliches Studium der Karte von Deutschland mit ihren 39 Staaten, deren Grenzen alle durch verschiedene Farben hervorgehoben waren, die Einsicht erlangt habe, welch ein naturwidriges Gebilde dieses Staatenkonglomerat sei. Was durch diplomatische Verhandlung mit den verschiedenen Staaten erreichbar ist, kann man nur aus der Geschichte lernen. Diese Wahrheit hat Bismarck oft ausgesprochen, und ebenso, daß in der Erkenntnis des Erreichbaren die eigentliche Aufgabe der politischen Kunst liege.

Am 14. April 1832 bestand Otto von Bismarck auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster die Reifeprüfung „mit dem Zeugnisse No. Zwei" und bezog am 10. Mai desselben Jahres die Universität Göttingen als Student der Rechts- und Staatswissenschaft. Außer den juristischen Vorlesungen hörte er hier bei Heeren Länder- und Völkerkunde sowie Geschichte der europäischen Staaten, bei Wendt Logik und Metaphysik und bei Thibaut reine Mathematik. Bald wurde er mit drei Amerikanern, die gleichfalls in Göttingen studierten, eng befreundet: mit John Lothrop Motley, der später ein hervor-

1) Rede vom 1. Febr. 1868 im Abgeordnetenhause. Reden III, 419 ff.

ragender amerikanischer Geschichtschreiber und eine Zeitlang Gesandter in London war, Mitchell C. King und Amory Coffin. Mit diesen feierte er am 4. Juli 1832 das Fest der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, und noch am 4. Juli 1875 gedachte Bismarck in einem Briefe an den Geschäftsführer der in Philadelphia erscheinenden Zeitung Public Ledger dieser schönen Stunden in Göttingen. Dieser hatte dem Fürsten Bismarck einen Spazierstock gesandt, der aus dem Holzwerk der Independence Hall, in welcher 1776 die Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet wurde, hergestellt war. Darauf antwortete Bismarck am 4. Juli 1875:

„Sie haben die Güte gehabt, mir als eine Stütze meiner alten Tage einen Spazierstock zu schicken, der von dem Gebälke des Glockenturms geschnitten wurde, von dessen Höhen herab heute vor neunundneunzig Jahren die alte Glocke zum erstenmale zu Ehren jenes großen Gemeinwesens läutete, dessen Schiffsglocken heute ihren vollen und willkommenen Klang in allen Gewässern des Erdballs ertönen lassen. Ich bitte, für diese historische Erinnerung meinen herzlichsten Dank zu genehmigen. Ich werde dieselbe ehren, sorgfältig bewahren und mit anderen Reliquien denkwürdiger Jahre auf meine Kinder vererben. Dieser Tag ist einer von denen, die stets meinem Geiste die glücklichen Stunden in Erinnerung bringen, die ich an manchem 4. Juli mit amerikanischen Freunden — zuerst mit John Lothrop Motley in Göttingen im Jahre 1832 und mit Mitchell C. King und Amory Coffin — zugebracht habe. Ich wünsche nur, daß Sie, mein werter Herr, und ich jederzeit so gesund und zufrieden sein könnten, wie wir vier junge Gesellen es vor dreiundvierzig Jahren in Göttingen waren, als wir den 4. Juli feierten. v. Bismarck.“[1])

Mit Motley blieb Bismarck auch späterhin in enger Verbindung, wovon das traute Du und der rege Briefwechsel zwischen beiden Zeugnis ablegt. Als Motley vom 5. bis

---

1) Bismarckbriefe. Neue Folge. Berlin, Hennig u. Eigendorf I, 131 f.

11. Mai 1858 in Bismarcks Hause in Frankfurt a. M. als Gast geweilt hatte, schrieb der Amerikaner am 13. Mai 1858 an seine Frau: „Bismarck ist zu mir ganz unverändert; seine Frau sagt, er scheint zwanzig Jahre jünger, wenn ich da bin; und das ist der wahre Grund, weshalb sie meine Anwesenheit so gern hat. Sie ist ihm mit Ergebenheit zugethan und er ebenso ihr. Es scheint mir lächerlich, daß jemand durch meine Gesellschaft erheitert und belebt werden sollte; aber es hat seinen guten Grund. Seine ganze Zeit ist so angefüllt mit der langweiligsten aller Seccaturas, der Politik des Deutschen Bundes, daß, wenn ein solcher mittelalterlicher Herr vorübergehend in einen achtzehnjährigen Jüngling verwandelt wird, mit dem entsprechenden Betragen, es kein Wunder ist, daß seine Familie sich darüber freut."[1]) Auch im Jahre 1864 traf Motley wieder mit Bismarck zusammen, und 1872 weilte er mit seiner Tochter Lilli vom 24. bis zum 31. Juli zur Feier der silbernen Hochzeit des Fürsten in Varzin.

Am 7. Dezember 1832 trat der siebzehnjährige Otto von Bismarck in das Corps der Hannoveraner ein, wo er bald als einer der mutigsten und gewandtesten Schläger gefeiert wurde und den Beinamen Achilleus der Unverwundbare erhielt. Die frische Jugendkraft Bismarcks machte sich hier in manchem übermütigen und lustigen Streiche kund. Am 10. Mai 1834 ließ er sich als Student der Universität Berlin einschreiben, wo er am 20. Mai 1835, nachdem er unter Leitung eines Privatdocenten sich auf die Prüfung vorbereitet hatte, die erste juristische Prüfung, das Auskultatorexamen, bestand. Bald darauf, am 4. Juni, wurde er zum Auskultator und Protokollführer beim Stadtgericht zu Berlin ernannt, von wo er 1836, nachdem er die zweite juristische Prüfung, das Referendariatsexamen, bestanden hatte, als Regierungsreferendar nach Aachen ging. In Berlin wurde Bismarck als Angehöriger des Adels auch zu den Hofgesellschaften hinzugezogen; hier sah er zum erstenmale den Prinzen Wilhelm, den nachmaligen ersten

1) Motleys Briefwechsel, übersetzt von Eltze I, 214.

deutschen Kaiser, der zu ihm und dem mit gleicher Körperlänge ausgestatteten Auskultator von Schenk scherzend äußerte: „Wie es scheint, sucht sich die Justiz jetzt ihre jungen Rekruten nach dem Gardemaße aus.“ Im Herbst 1837 siedelte er von Aachen nach Potsdam über, wo er wiederum der Königlichen Regierung als Referendar zugeteilt wurde. Am 25. März 1838 trat Bismarck als Einjährig-Freiwilliger in das Regiment der Potsdamer Gardejäger ein, im Herbst aber ließ er sich zu dem zweiten Jägerbataillon nach Greifswald versetzen und diente dort das zweite Halbjahr ab. Sein Vater wünschte ihn in der Nähe zu haben, und außerdem konnte sich Bismarck auf der mit der Universität Greifswald verbundenen landwirtschaftlichen Akademie zu Eldena für die Übernahme des väterlichen Gutes vorbereiten; denn nach dem Wunsche des Vaters sollten die Söhne, da die Mutter immer mit Krankheit zu kämpfen hatte, die Güter in Pommern bewirtschaften. Der Mutter Wunsch freilich war immer gewesen, daß Otto die staatsmännische Laufbahn ergreifen sollte; nun schien ihr mit dem Entschlusse des Vaters, dem Sohne Kniephof zu übergeben, diese Hoffnung für immer vernichtet. Ohne ahnen zu können, in welch herrlicher Weise sich ihr Wunsch dennoch erfüllen sollte, starb sie am 1. Januar 1839, tief betrauert von den Ihrigen.

Zu Ostern 1839 übernahmen nun die beiden Brüder Bernhard und Otto von Bismarck gemeinschaftlich die pommerschen Güter Külz, Kniephof und Jarchelin, während der Vater nach Schönhausen übersiedelte. 1841 nahmen aber die Brüder eine Teilung der Güter vor, Bernhard erhielt Külz, Otto Kniephof und Jarchelin. Nun bewirtschaftete Otto, der am 12. August 1841 zum Sekondelieutenant der Infanterie ersten Aufgebotes im 1. Bataillon des 9. Landwehrregiments (in Stargard) ernannt worden war, die verschuldeten und vielfach vernachlässigten Güter mit der ihm eigenen Thatkraft, sodaß er bald einen besseren Ertrag der Güter verzeichnen konnte. Bismarck liebte frohen Verkehr mit den Nachbarn, und bald wurde sein Gut eine gastliche Stätte für seine Freunde, sodaß es bei froher Tafelrunde zu manchem gelungenen Scherze kam. Als er im

Juni 1842 zu einer Landwehrübung in Lippehne eingezogen war, zog er seinen Reitknecht Ferd. Hildebrand unter eigener Lebensgefahr aus dem in der Nähe dieses Ortes gelegenen Wendelsee, wofür er die Lebensrettungsmedaille erhielt. Während er bereits Bundestagsgesandter in Frankfurt war, besaß er noch keinen anderen Orden als diese Medaille. Als ihn dort sein österreichischer Kollege, der mit Orden reich geschmückt war, spöttisch nach der Bedeutung des kleinen Ordenszeichens fragte, antwortete Bismarck mit größter Ruhe: „Ich habe die Gewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten.“ Im August 1842 wurde Otto von Bismarck als Landwehroffizier zur Kavallerie versetzt. Nachdem er 1843 eine Reise nach Paris unternommen hatte, trieb ihn seine alte Neigung und der Rat seiner Freunde zur Wiederaufnahme des Staatsdienstes, und er trat 1844 aufs neue als Referendar bei der Regierung zu Potsdam ein. Als er aber einst vom Präsidenten Urlaub erbitten wollte, um seinen Bruder Bernhard, der Landrat in Naugard geworden, aber durch schwere Krankheit seiner Frau an der regelrechten Führung der Amtsgeschäfte eine Zeitlang verhindert war, auf dessen Wunsch zu vertreten, ließ ihn der Präsident, obwohl Bismarck diesen an seinem Schreibtisch sitzen sehen konnte, ungebührlich lange im Nebenzimmer warten. Bismarck, ärgerlich über diese Unhöflichkeit, fing an mit den Fingern den Dessauer Marsch am Fenster zu trommeln. Als infolgedessen der Präsident zornig ins Nebenzimmer geeilt kam und in kurzem Tone nach Bismarcks Wünschen fragte, antwortete dieser: „Ich war gekommen, um mir Urlaub zu erbitten, jetzt bitte ich um meinen Abschied.“ So finden wir Bismarck bereits im Juni 1844 wieder in Kniephof, um aufs neue sein väterliches Gut zu bewirtschaften. Eine Erholungsreise führte ihn im August und September nach Norderney und Helgoland, und am 30. Oktober 1844 weilte er in Schönhausen zur Vermählung seiner Schwester Malwine mit dem Landrat Oskar von Arnim-Kröchlendorff. Ein Jahr später, im Oktober 1845, trat Bismarck in den pommerschen Provinziallandtag ein, aber als am 22. November des nämlichen Jahres sein Vater starb, übernahm er

das in der Mark gelegene Stammgut Schönhausen bei Jerichow, wohin er jetzt endgiltig übersiedelte. Nun nannte er sich von Bismarck-Schönhausen, und am 7. März 1846 wurde er zum Deichhauptmann zu Jerichow für das rechte Elbufer für die Strecke von Jerichow bis Sandau ernannt; dies Amt hatte bereits sein Vater verwaltet.

Bei der Hochzeit seines Freundes Moritz von Blanckenburg im Jahre 1844 hatte Bismarck ein Fräulein Johanna von Puttkamer, die einzige Tochter des Rittergutsbesitzers Heinrich von Puttkamer zu Viartlum in Hinterpommern, kennen gelernt. Beim Anblick dieser liebreizenden Erscheinung war die Liebe in seinem Herzen erwacht, und er ruhte nicht eher, bis ihre Eltern in die Verbindung mit Johanna willigten. Am 12. Januar 1847 zeigte er seiner Schwester Malwine von Arnim seine eben abgeschlossene Verlobung an in einem Briefe aus Reinfeld bei Stolp, dem Stammgute der Mutter seiner Braut, der nichts weiter enthielt als die Worte: All right, und am 28. Juli desselben Jahres fand seine Vermählung mit der am 11. April 1824 geborenen Johanna von Puttkamer statt. Das junge Paar unternahm eine herrliche Hochzeitsreise über Dresden und Prag nach Wien, Salzburg und Venedig; dann führte Bismarck seine geliebte Frau, mit der er eine siebenundvierzigjährige überaus glückliche Ehe geführt hat, in sein väterliches Stammgut Schönhausen ein. Drei Kinder entsproßten dieser Ehe: Marie Elisabeth Johanna, geboren am 21. August 1848 zu Schönhausen, jetzt vermählt mit dem Grafen Rantzau; Nikolaus Heinrich Ferdinand Herbert, geboren am 28. Dezember 1849 in Berlin, und Wilhelm (Bill) Otto Albrecht, geboren am 1. August 1852 in Frankfurt a. M.

Am 3. Februar 1847 hatte König Friedrich Wilhelm IV. ein Königliches Patent erlassen, durch das festgestellt wurde, daß künftighin die sämtlichen Provinzialstände Preußens einen Vereinigten Landtag bilden sollten. Der Eröffnung dieses Vereinigten Landtags am 11. April 1847 im Weißen Saale des Königlichen Schlosses wohnte Bismarck als Stellvertreter des Deichhauptmanns von Brauchitsch bei, der von dem sächsischen

Provinziallandtage als Abgeordneter für den Vereinigten Landtag gewählt worden war. Da aber Brauchitsch infolge einer Erkrankung seiner Pflicht nicht nachkommen konnte, wurde der Deichhauptmann von Bismarck-Schönhausen als Stellvertreter in den Landtag berufen. Hier hielt er seine erste kurze Rede am 15. Mai 1847[1]), die ihn sofort in ein Wortgefecht mit dem Abgeordneten von Vincke, dem Landrate von Hagen in Westfalen, verwickelte. Hier zeigte sich sogleich die Entschlossenheit, Schärfe und Bestimmtheit seines Auftretens, die ihn in seiner ganzen politischen Laufbahn auszeichnet. Noch klarer traten diese Eigenschaften in der Sitzung vom 17. Mai 1847 zu Tage, als Bismarck auf die Ausführungen des Abgeordneten von Saucken-Tarputschen, daß die Bewegung von 1813 nicht nur aus dem Hasse gegen die Fremdherrschaft, sondern vor allem aus der freiheitlichen Gesetzgebung von 1807 hervorgegangen sei, ebenso schlagfertig als entschieden antwortete: „Für jetzt fühle ich mich nur noch gedrungen, dem zu widersprechen, was auf der Tribüne sowohl als außerhalb dieses Saales so oft laut geworden ist, als von Ansprüchen auf Verfassung die Rede war: als ob die Bewegung des Volkes von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden müßte und es eines andern Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten. (Lautes Murren.) Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen (wiederholtes Murren), wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle übertäubt werden zu lassen.“ (Großer Lärm.)[2]) Neben dieser Klarheit und Entschlossenheit in seinem Auftreten, mit der er die Nationalehre verteidigt, macht sich bei ihm gleich von Anfang an das nachdrückliche Eintreten für ein starkes Königtum geltend, an dem er gleichfalls in seiner ganzen politischen Laufbahn mit unerschütterlicher Treue fest-

1) Horst Kohl, Reden I, 7.

2) Reden I, 9 f.

gehalten hat. Als man in der Sitzung am 1. Juni 1847 den König hinsichtlich der Verfassung zu neuen Zugeständnissen drängen wollte, da hielt Bismarck eine längere Rede, in der sich folgende denkwürdige Stelle findet: „Es ist schwer, die Volksmeinung zu erkennen; ich glaube sie an einigen Orten der mittleren Provinzen erkannt zu haben, und diese ist noch die alte preußische Volksmeinung, der ein Königswort mehr gilt als alles Deuten und Drehen an dem Buchstaben der Gesetze. (Einige Stimmen: Bravo!) Es ist gestern eine Parallele gezogen worden zwischen der Art, wie das englische Volk im Jahre 1688, nach der Vertreibung Jakobs II., seine Rechte zu wahren gewußt, und der Art, wie das preußische Volk jetzt seine Rechte zur Anerkennung bringen könne. Parallelen mit dem Auslande haben immer etwas Mißliches; es ist uns hier schon Rußland als Muster der religiösen Duldung aufgestellt, es sind uns die französischen und dänischen Finanzen als Vorbilder einer geordneten Verwaltung empfohlen worden. Um zurückzukommen auf das Jahr 1688 in England, so muß ich die hohe Versammlung und namentlich einen geehrten Abgeordneten der schlesischen Landgemeinden (Abg. Krause, Gerichtsschulze zu Wachsdorf im Kreise Sagan) um Nachsicht bitten, wenn ich wieder über ein Faktum spreche, was ich nicht selbst erlebt habe.[1]) Damals befand sich das englische Volk in einer anderen Lage als heutzutage das preußische; es war durch ein Jahrhundert von Revolution und Bürgerkrieg in die Lage gekommen, eine Krone vergeben zu können und Bedingungen daran zu knüpfen, die Wilhelm von Oranien annahm. Dagegen waren die preußischen Monarchen nicht von des Volkes, sondern von Gottes Gnaden im Besitze einer faktisch unbeschränkten Krone, von deren Rechten sie freiwillig einen Teil dem Volke verliehen haben: ein Beispiel, welches in der Geschichte selten ist.“[2])

---

1) Der Abg. Krause hatte bei der Erörterung über die Volksbewegung von 1813 Bismarck die Berechtigung abgesprochen, über eine Zeit und deren Ereignisse zu sprechen, die er nicht selbst mit erlebt habe.

2) Reden I, 12 f.

Zum zweitenmale wurde der Vereinigte Landtag im Jahre 1848 einberufen, nachdem am 6. März in Berlin die Revolution ausgebrochen war, die, eine Folge der Pariser Februarrevolution, vor allen Dingen eine Reform der Verfassung forderte, aber zugleich auch die Lösung der deutschen Frage anstrebte. In dem Patent König Friedrich Wilhelms IV. vom 18. März, das die Eröffnung des Vereinigten Landtages auf den 2. April festsetzte, stellte die preußische Regierung, von den Ereignissen gedrängt, Reformen in Aussicht, die stürmischen Jubel bei der Bevölkerung hervorriefen. Der König stellte in diesem Patent als seine Forderungen auf, daß Deutschland aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat zu verwandeln, eine Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder zu bilden, eine konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder zu schaffen, eine deutsche Wehrverfassung zu beantragen, eine deutsche Bundesflagge zu errichten, ein deutsches Bundesgericht einzusetzen, ein allgemeines deutsches Heimatsrecht, volle Freizügigkeit in dem gesamten deutschen Vaterlande und Preßfreiheit für ganz Deutschland u. s. w. zu gewähren sei. Diese Zugeständnisse führten am 18. März tausende nach dem Schloßplatze von Berlin, um dem Könige eine großartige Huldigung darzubringen. Aber gerade hier schlug plötzlich die Stimmung des Volkes um, indem ein wüster Pöbel die Oberhand gewann, der schreiend und tobend forderte, daß das Militär das Schloß verlassen sollte. Als dieses vorrückte, um die Volksmenge von dem Schloßplatze zurückzudrängen, entluden sich im Gedränge die Gewehre zweier Soldaten, jedoch ohne jemand zu verletzen. Aber die Volkshaufen schrieen sofort: „Verrat! Rache!", und binnen wenigen Stunden wurden in allen Teilen Berlins Barrikaden aufgeworfen, und ein furchtbarer Kampf in den Straßen der Hauptstadt entspann sich, der bis drei Uhr morgens dauerte. Das Militär hatte die Aufrührer bis in die Vorstädte zurückgeworfen, aber König Friedrich Wilhelm IV., der durch diese Ereignisse in seinem Mute erschüttert war, erließ am Morgen des 19. März einen Aufruf „An meine lieben Berliner", der

zur Versöhnung mahnte. Die Soldaten mußten infolge eines Befehls, der auf einem Mißverständnis beruhte, Berlin räumen, der König bildete ein neues Ministerium, das aus den Führern der Liberalen bestand, verkündigte allen Empörern und sogar den polnischen Anführern derselben Amnestie und hielt mit großem Gefolge einen Ritt durch die Stadt, bei dem er eine schwarzrotgoldene Binde um den Arm geschlungen hatte und eine schwarzrotgoldene Fahne (denn Schwarzrotgold waren die Farben der deutschen Einheit, aber zugleich auch die „Freiheitsfarben") vor sich hertragen ließ. So beugte sich das preußische Königtum vor der Demokratie und erschütterte dadurch das Vertrauen auf seine Stärke. Prinz Wilhelm, der mit solcher Nachgiebigkeit nicht einverstanden war, verließ Deutschland und begab sich nach England; er wurde fälschlich als der Urheber des „Blutbades" vom 18. März angesehen, und gegen ihn richtete sich besonders die Wut der vordringenden Demokratie. Dieselbe Gesinnung wie Prinz Wilhelm in Bezug auf ein starkes Königtum aber hegte Bismarck, und er war mit der Nachgiebigkeit Friedrich Wilhelms IV. nicht einverstanden. Als daher der zweite und letzte Vereinigte Landtag, der vom 2.—10. April seine Sitzungen abhielt, eine Dankadresse an den König beriet, die fast einstimmig angenommen wurde, stimmte Bismarck dagegen und begründete dies mit den Worten: „Was mich veranlaßt, gegen die Adresse zu stimmen, sind die Äußerungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist. Die Vergangenheit ist begraben, und ich bedaure es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht imstande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich dies, durch die Gewalt der Umstände gezwungen, acceptiere, so kann ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem Vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, daß ich für das danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrtümlichen Weg halten muß. Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur

gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann; jetzt aber ist es mir nicht möglich!"[1]) Kein Wunder, daß Bismarck, der in der Unruhe jener Zeit sich den klaren Kopf nicht verwirren ließ und genau wußte, daß die deutsche Einheit und die politischen Reformen nur durch ein starkes Königtum herbeigeführt werden konnten, als ein Reaktionär und Stockpreuße verschrieen wurde. Als er im Winter 1848 dem Könige Friedrich Wilhelm IV. zum Minister vorgeschlagen wurde, da wies der König diesen Vorschlag zurück und bemerkte am Rande des vorschlagenden Schreibens: „Roter Reaktionär, riecht nach Blut, später zu gebrauchen."[2]) Der Vereinigte Landtag wurde nicht wieder einberufen; an seine Stelle trat die Nationalversammlung, die sich im Mai 1848 bildete und die Rechte des Vereinigten Landtags übertragen erhielt. Bismarck war nicht Mitglied der Nationalversammlung, wohl aber wurde er am 5. Februar 1849 zum Abgeordneten der zweiten Kammer des preußischen Landtags für Westhavelland-Zauche gewählt; denn nachdem Friedrich Wilhelm IV. die alte Kraft wiedergefunden und nun die Revolution unterdrückt und die Nationalversammlung aufgelöst hatte, veröffentlichte er am 5. Dezember 1848 die Urkunde der preußischen Verfassung, kraft deren er die Volksvertreter auf den 26. Februar 1849 nach Berlin zusammenrief. In dieser Zeit wurde die konservative Partei begründet, in der Bismarck rasch zu einer führenden Rolle gelangte. Auch in der zweiten Kammer des preußischen Landtags verteidigte er die Rechte des Königtums und ließ sich durch noch so starken Widerspruch auch nicht im mindesten einschüchtern. Bismarck war kein Gegner des Verfassungsstaates, eine Volksvertretung mit dem Rechte der Steuerbewilligung und dem entsprechenden Anteil an der Gesetzgebung wollte er auch, aber er hielt nur eine solche Verfassung für gesund, die

---

1) Reden I, 46. 2. April 1848.

2) Vitzthum v. Eckstädt, Berlin und Wien 1845—1852, S. 247.

den König nicht zu einem willenlosen Werkzeug der Volksvertretung herabwürdigte, sondern er wollte statt einer bloßen parlamentarischen Regierung eine solche, deren Leitung in der Hand eines starken Königtums ruhte. Aus diesem Grunde erklärte er sich auch am 21. April 1849 gegen die Frankfurter Reichsverfassung[1]), die dem preußischen König zwar die Kaiserwürde zusprach, aber eine Würde ohne Macht, und es ist einer der Hauptgrundsätze Bismarckscher Staatskunst, daß er immer dafür gesorgt hat, daß dahin, wo das Recht war, auch die Macht gelegt wurde, sodaß Recht und Macht immer in einer Hand vereinigt wurden.

Nachdem Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone abgelehnt hatte und damit die Frankfurter Reichsverfassung zum Scheitern gebracht worden war, wie auch das Frankfurter Parlament infolgedessen sich aufgelöst hatte, sollte nun auf dem deutschen Parlament in Erfurt (20. März bis 29. April 1850) ein deutscher Bundesstaat ohne Österreich, eine Union der außerösterreichischen deutschen Staaten unter Preußens Führung verfassungsmäßig begründet werden. In das Volkshaus dieses Parlaments — es gliederte sich in ein Staatenhaus und ein Volkshaus — wurde auch Bismarck gewählt. Er bekämpfte die Union aus denselben Gründen, aus denen er gegen die Frankfurter Reichsverfassung gestimmt hatte. In der Unionsverfassung, durch die das preußische Ministerium lediglich zu einer dem Reichsministerium unterstellten Provinzialbehörde herabgedrückt und Preußen den Beschlüssen einer Reichsversammlung unterworfen wurde, sah Bismarck mit Recht eine starke Verminderung der preußischen Macht. Die Unionsverfassung wurde zwar im ganzen angenommen, aber den Regierungen wurde eine Reihe von Änderungen empfohlen. Österreich gelang es aber bald, die Auflösung der Union durchzusetzen und Preußen in Olmütz am 29. November 1850 zu einer nahezu bedingungslosen Unterwerfung unter die Pläne Österreichs zu bringen Die aus den Olmützer Beschlüssen hervorgehenden „freien

1) S. die Rede in unserer vorliegenden Ausgabe.

Konferenzen" in Dresden schlossen am 15. Mai 1851 damit, daß der alte Bundestag, den die Revolution von 1848 beseitigt hatte, einfach wiederhergestellt wurde.

Eine Schilderung von Bismarcks Auftreten als Redner in der zweiten Kammer des preußischen Landtags giebt uns in der damaligen Zeit die von R. Prutz und W. Wolfsohn herausgegebene Zeitschrift „Deutsches Museum" in ihrem ersten Hefte. In der Rede vom 3. Dezember 1850 hatte Bismarck sich versprochen, indem er sagte: „Das preußische Volk hat sich, wie uns allen bekannt ist, auf den Ruf seines Königs einmütig erhoben ..... es hat sich erhoben in treuer Anhänglichkeit an seinen König, in treuer Anhänglichkeit an die Verfassung, ich wollte sagen ....." Hier unterbrach ihn ironisches Bravo und stürmische Heiterkeit von allen Seiten. Aber Bismarck verlor die Fassung nicht im mindesten, sondern fuhr fort: „Ich bin sehr glücklich, wenn mir zum erstenmal in meinem Leben das ungesuchte Glück zuteil wird, den ungeteilten Beifall einer Kammer zu erwerben."[1]) Die schlagfertige und geschickte Art, mit der sich Bismarck so aus der Verlegenheit gezogen hatte, trug ihm allgemeines Bravo ein. Das „Deutsche Museum" schrieb nun darüber an der angeführten Stelle folgendes:

„Bismarck-Schönhausen: eine prächtige, muskulöse, echt ritterliche Gestalt, der man in jedem Zuge die Bravour und doch auch wieder die Feinheit des auf dem Lande erzogenen Aristokraten ansieht. Die rücksichtslose Nonchalance, die bei Vincke so ostentativ herauskommt, bei Bismarck ist sie nichts als die reinste, ungezwungenste Natürlichkeit. Der Westfale (d. i. Vincke) steht ewig auf der Lauer, ob sich auch niemand unterfängt, seine Witze schlecht zu finden oder gar ihn auszulachen. Bismarck biß sich zuerst auf die Lippen, als er den unglückseligen Blunder gemacht: 'Das Heer hat sich erhoben für seinen König und für die Verfassung!' — und als er dann sah, daß dem Übelstande nicht mehr abzuhelfen sei, stimmte er herzlich mit ein in das donnernde Gelächter, das im Saale

---

1) Reden I, 262 f.

und von den Galerien erscholl und mehrere Minuten die Fortsetzung der Rede unmöglich machte. Wie hätte Vincke geschäumt in einem solchen Falle! Aber eben weil diese aristokratische Nonchalance bei Bismarck Natur, bei Vincke dagegen Kunst ist, eben deshalb gerät jener nicht im mindesten aus dem Konzept, auch wenn er selber Böcke schießt, während dieser verloren ist, sobald es dem Gegner gelingt, auch nur den geringsten Schein des Ridicüle auf ihn zu werfen. Trotz der ziemlich rohen Heiterkeit, mit der die Linke Bismarcks Vortrag begleitete, machten verschiedene Stellen daraus unverkennbaren Eindruck, und selbst enragierte Gothaer mußten zugeben, daß er die Krone des Tages davongetragen."

Am 8. Mai 1851 wurde Bismarck zum Rat bei der preußischen Gesandtschaft und zum Geheimen Legationsrat ernannt, und schon am 10. Mai reiste er mit dem ersten Bundestagsgesandten Preußens, dem Generalleutnant von Rochow, nach Frankfurt a. M. Binnen kurzem hatte er sich ein klares Urteil über die dortigen Verhältnisse und die Mitglieder der Bundesversammlung gebildet, wovon seine Briefe aus Frankfurt a. M. Zeugnis geben und namentlich sein Bericht an den preußischen Ministerpräsidenten von Manteuffel vom 26. Mai, in dem er den österreichischen Bundespräsidialgesandten, den Grafen Thun, und dessen Umgebung aufs eingehendste kennzeichnet.[1]) „Thun trägt in seinem Äußeren," sagt er darin, „etwas von burschikosem Wesen zur Schau, gemischt mit einem Anflug von Wiener roué ... Er spielt auf dem Klub bis 4 Uhr morgens Hazard (macao), tanzt von 10—5 Uhr ohne Pause und mit sichtlicher Leidenschaft, genießt dabei reichlich kalten Champagner u. s. w. Unter dieser äußerlichen Richtung birgt Graf Thun, ich will nicht sagen eine hohe politische Thatkraft und geistige Begabung, aber doch einen ungewöhnlichen Grad von Klugheit und Berechnung, die mit großer Geistesgegenwart aus der Maske harmloser Bonhomie hervortritt, sobald die Politik ins Spiel kommt. Ich halte ihn für einen Gegner, der jedem gefährlich

---

1) Politische Briefe Bismarcks aus den Jahren 1849—1889. I, 10 ff.

ist, der ihm ehrlich vertraut, anstatt ihm mit gleicher Münze zu zahlen ... Die Gräfin Thun ist eine junge hübsche Frau von gutem Ruf, geb. Gräfin Lambert; sie sieht meiner Schwester ähnlich und ist streng katholisch. Beide Gatten haben eine Färbung vom Tschechentum; sie spricht mit ihren Kindern und Mägden nur böhmisch. Der zweite bei der österreichischen Gesandtschaft ist der Baron Nell von Nellenburg, ein geschickter Publizist, wie man sagt, er ist gegen 50 Jahre alt, zu Zeiten Dichter, sentimental, weint leicht im Theater, ist äußerlich gutmütig und zuthulich und trinkt mehr, als er vertragen kann. Er soll Unglück in der Familie gehabt haben u. s. w." In dieser anschaulichen und witzigen Weise werden auch die übrigen Mitglieder der Bundesversammlung gekennzeichnet. An H. Wagener, den Herausgeber der Kreuzzeitung, schreibt er am 3. Juni: „Ich langweile mich hier unglaublich; der einzige Mann, der mir hier gefällt, ist Schele, der hannoversche Gesandte. Die Österreicher sind intrigant unter der Maske burschikoser Bonhomie und suchen uns bei kleineren Formalien zu übertölpeln, worin bis jetzt unsere einzige Beschäftigung besteht. Die von den kleinen Staaten sind meist karikierte Zopfdiplomaten, die sofort die Bericht-Physiognomie aufstecken, wenn ich sie nur um Feuer zur Cigarre bitte u. s. w."[1])

Am 15. Juli 1851 wurde Bismarck zum preußischen Bundestagsgesandten ernannt,[2]) und am 27. August wurde er als solcher in die Bundesversammlung eingeführt. Der Bundestag sollte dem österreichischen Ministerpräsidenten, dem Fürsten von Schwarzenberg, das Werkzeug werden, Preußen durch fortgesetzte Demütigungen nach und nach zu vollständiger Ohnmacht zu verurteilen und womöglich zu vernichten. Bismarck stellte sich von vornherein auf den Standpunkt, daß ein Staat von der Größe und Bedeutung Preußens sich nicht der Bundestagsmehrheit zu unterwerfen habe, sondern, daß Preußen, auch wenn es alleinstehe, der Bundestagsmehrheit gegenüber seine

1) Politische Briefe I, 14.

2) Poschinger, Preußen im Bundestag 1851—1859. Dokumente der Königlich preußischen Bundestagsgesandtschaft. I, 3.

Rechte entschieden wahren müsse und sich durch Fügsamkeit nur schaden könne. Aus diesem Grunde duldete er auch nicht die geringsten Übergriffe Österreichs und selbst in Kleinigkeiten wußte er die Stellung Preußens aufs nachdrücklichste zu wahren. „Graf Thun," berichtet er am 27. August nach Berlin, „hält auch in seinem Auftreten in der Bundesversammlung denselben Typus von Formlosigkeit aufrecht, der ihn im allgemeinen charakterisiert. Er präsidierte in einer kurzen Jacke von hellem Sommerzeug, die zugeknöpft den Mangel einer Weste verdeckte, mit einer geringen Andeutung von Halsbinde, übrigens in Nanking, und den Vortrag im Konversationston haltend. Im Verkehr ist er seit meiner Ernennung sehr offen und entgegenkommend für mich. Eine unrichtige Auffassung ist es von seiner Seite, daß er die rechtliche Stellung des Präsidiums überschätzt."[1]) Und in einem Berichte vom 5. Oktober 1851 schreibt Bismarck: „Mit Graf Thun habe ich vor etwa vierzehn Tagen eine sehr offene und rückhaltlose persönliche Explikation gehabt, über die Art, wie er mir durch Mangel an Rücksicht und Höflichkeit die Beziehungen zu ihm erschwert und dem Räderwerk unseres Verkehrs das Öl der socialen Formen versagt. Er war für meine Offenheit auf das vollständigste und über mein Erwarten empfänglich, versprach Abstellung meiner Gravamina, und seitdem geht alles zwischen uns besser, und er ist, für mich wenigstens, sehr viel rücksichtsvoller."[2]) Schon damals wurde es Bismarck klar, daß sich Preußen mehr und mehr in seiner politischen Haltung von Österreich lösen, ja vielleicht ganz und gar seinen eigenen Weg gehen müsse. Namentlich als der österreichische Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg gestorben, Graf Buol an dessen Stelle getreten und infolgedessen Graf Thun von Frankfurt abberufen und Herr von Prokesch am 7. Januar 1853 zum österreichischen Bundespräsidialgesandten ernannt worden war, wurde durch dessen Ränke Bismarcks Geduld oft auf eine schwere Probe gestellt.

1) Poschinger, Preußen im Bundestag IV, 9. — Horst Kohl, Bismarck-Regesten I, 55.

2) Poschinger, a. a. O. IV, 15.

Vom 8. Juni 1852 an weilte Bismarck in Wien als Vertreter des preußischen Gesandten, Grafen Arnim. Hier lernte er den österreichischen Hof und die „phäakische Genußsucht"[1]) des damaligen Wiener Gesellschaftslebens kennen. Über den österreichischen Kaiser schrieb er am 19. Juni 1852 an Herrn von Manteuffel nach Berlin: „Vom Kaiser höre ich von den jüngeren Herren, daß er alles mit einem für seine Jahre seltenen Maßhalten treibt bis auf seine Regentenpflichten und gelegentlich die Jagd. Er strengt seinen Körper übermäßig mit Tanzen, Reiten und Schlafentbehren an. Er steht um 4 Uhr auf, arbeitet rastlos, spricht mit jedem Beamten nur über sein Fach, schneidet in der Beziehung übergreifende Ratschläge sowie Fragen schnell ab, läßt die eigene selbständige Entscheidung formell und materiell überall ostensibel in den Vordergrund treten und giebt sie kurz und entschieden. Die eigene angespannte Pflichterfüllung läßt ihn die gleiche Anstrengung als etwas sich von selbst Verstehendes bei anderen voraussetzen, und Mangel darin setzt ihn in Erstaunen. Dabei ist er niemals barsch in der Form. Gerühmt wird seine große Wahrheitsliebe. Die vorstehenden Urteile sind weiblichen Ursprungs, aber von guter Quelle."[2]) Am 21. Juni wurde Bismarck an das kaiserliche Hoflager nach Ofen eingeladen; er reiste am 23. Juni dahin ab und wurde am 25. Juni zur kaiserlichen Tafel geladen. „Die Persönlichkeit des Kaisers," ergänzt er nun seine obigen Mitteilungen, „macht mir einen sehr guten Eindruck; er faßt schnell auf, urteilt sicher und besonnen und hat eine zutrauenerweckende Einfachheit und Offenheit in seinem Wesen."[3]) Von Ofen aus unternahm er am 27. Juni eine Wagenfahrt über Keskemet nach Szolnok, kehrte am 28. Juni nach Ofen und am 29. nach Wien zurück. Am 10. Juli kam er wieder in Frankfurt an.

Die Wahl des Herrn von Prokesch zum Präsidialgesandten erklärte Bismarck in einem Berichte als eine solche, die ihm den

---

1) Poschinger, Preußen im Bundestag IV, 32.
2) Politische Briefe I, 26f.
3) Poschinger, a. a. O. IV, 34.

Eindruck eines groben politischen Fehlers von seiten Österreichs mache.[1]) Am 24. März 1853 berichtet Bismarck nach Berlin: „Ich stehe jetzt mit Prokesch auf einem Fuße, dessen Aufwand an gegenseitiger Liebenswürdigkeit auf die Dauer kaum durchzuführen ist. Die Unterhaltungsform aufbrausender Heftigkeit hat er nicht wieder gewählt, seit ich einmal in dem Tone erwiderte. Er ist jetzt beängstigend sanft und spielt mit meinen Kindern."[2]) Und in dem Bericht vom 14. November 1853 beklagt sich Bismarck über den Mangel an Offenheit und Wahrheitsliebe, der dem Herrn von Prokesch im diplomatischen Verkehr eigentümlich sei, und fährt dann fort: „Die Persönlichkeit des Herrn von Prokesch macht die Rolle eines 'Wächters der Bundesrechte', die meine Kollegen mir gerne zuschieben, zu einer sehr dornenvollen. Schon gewöhnliche Meinungsverschiedenheiten, mögen sie nun von mir selbst oder von der Königl. Regierung ausgehen, behandelt er, wenn ich den Versuch mache, mich mit ihm zu verständigen, als unbegreiflich und böswillig; ein Bestreiten aber der Rechtmäßigkeit dessen, was er vorgenommen hat, macht ihm den Eindruck einer persönlichen Beleidigung, und ist eine ruhige und sachliche Besprechung von derartigen Divergenzen geradezu unmöglich, weil er sofort zu allgemeinen Protestationen, ganz heterogenen Gegenbeschuldigungen und Verdächtigungen greift und darin, sei es aus Berechnung, sei es aus Temperamentfehler, bis zur Ungezogenheit heftig wird."[3]) Zwar besserte sich das Verhältnis zwischen Bismarck und Prokesch etwas, als Prokesch, nachdem er eine Zeitlang abberufen gewesen war, wieder nach Frankfurt zurückkehrte, aber die Eitelkeit und Leidenschaftlichkeit Prokeschs führte bald wieder zu ernsten Verstimmungen. Am 4. Juli 1855 berichtete Bismarck nach Berlin: „Mein erstes Wiedersehen mit Prokesch war beiderseits frei von Verlegenheit. Die sanfte Heiterkeit, deren Maske er trug, fand ihren Ausdruck auch in der Farbe der Handschuhe, die vom zartesten Himmelblau

---

1) Poschinger, Preußen im Bundestag IV, 58.
2) Bismarck-Regesten I, 81.
3) Poschinger, a. a. O. I, 210f.

und ausnahmsweise ganz neu waren. Es schlug gerade zwölf am 2. Juli, und ich bemerkte beiläufig, daß dieser Moment genau die Mitte des Jahres sei, worauf er mit durchbrechender Herzlichkeit meine Hand ergriff und sagte: 'Wohlan, so vergessen wir die Leiden und Sorgen des alten Jahres, und beginnen wir ein ganz neues'."[1]) Bald aber waren die Umtriebe des Herrn von Prokesch gegen Bismarck wieder in vollem Gange, und am 6. November 1855 schrieb dieser nach Berlin: „Prokesch spielt die Rolle des Bösewichts in dem langweiligen Bundesroman bis ans Ende, es scheint, daß er seinem Nachfolger absichtlich einen schwierigen Anfang bereiten will, indem er streitige Sachen .... in den Vordergrund zieht, Akten verleugnet, die ich fordere, die Ausschußsitzungen willkürlich ausfallen läßt und sich unsichtbar macht."[2]) Schon lange hatte Bismarck klar erkannt, daß diese Erschwerung des diplomatischen Verkehrs und der politischen Verständigung nicht lediglich der Persönlichkeit des Herrn von Prokesch zuzurechnen, sondern in dem ganzen System der österreichischen Politik begründet sei.[3]) Daher schrieb er am 26. April 1856 nach Berlin in einem Berichte, in dem er mit bewunderungswürdiger Schärfe und Klarheit die politische Lage Preußens auseinandersetzte, die denkwürdigen und prophetischen Worte: „Der deutsche Dualismus hat seit tausend Jahren gelegentlich, seit Karl V. in jedem Jahrhundert regelmäßig durch einen gründlichen inneren Krieg seine gegenseitigen Beziehungen reguliert, und auch in diesem Jahrhundert wird kein anderes als dieses Mittel die Uhr der Entwickelung auf ihre richtige Stunde stellen können. Ich beabsichtige mit diesem Raisonnement keineswegs zu dem Schlusse zu gelangen, daß wir jetzt unsere Politik darauf richten sollen, die Entscheidung zwischen uns und Österreich unter möglichst günstigen Umständen

1) Poschinger, a. a. O. IV, 96.

2) Poschinger, a. a. O. IV, 99. — Bismarck-Regesten I, 115.

3) Vgl. seinen Bericht vom 14. November 1853 (Poschinger, a. a. O. I, 210 ff.): „Ich würde eingestehen müssen, mich vollständig getäuscht zu haben, wenn ein Wechsel in der Person ohne einen gleichzeitigen aufrichtigen Systemwechsel unsere Beziehungen zu Österreich wirklich besserte."

herbeizuführen. Ich will nur meine Überzeugung aussprechen, daß wir in nicht zu langer Zeit für unsere Existenz gegen Österreich werden fechten müssen und daß es nicht in unserer Macht liegt, dem vorzubeugen, weil der Gang der Dinge in Deutschland keinen andern Ausweg hat."[1]) Noch im Jahre 1878 in seiner Rede vom 19. Februar gedachte Bismarck des unangenehmen diplomatischen Verkehrs mit Prokesch und stellt diesen in Gegensatz zu dem späteren herzlichen Einvernehmen mit Österreich, indem er sagte: „Unsere Beziehungen zu Österreich sind die der Gegenseitigkeit, voller Offenheit und des gegenseitigen Vertrauens. ..... In früheren Zeiten war es anders; da habe ich österreichische Kollegen im Bunde mir gegenüber gehabt, denen habe ich gesagt: Es ist mir gleichgiltig, ob Sie reden, oder ob der Wind durch den Schornstein geht, ich glaube kein Wort von dem, was Sie sagen."[2]) Diese Worte hatte Beust auf sich bezogen, und in einem witzigen Gedicht, das er Bismarck übersandte, sprach Beust diese Meinung aus.[3]) Fürst Bismarck schrieb darauf am 2. März 1878 an Beust: „Ich bin dem Mißverständnis dankbar, welches mir ein so freundliches und witziges Autograph wie das vom 26. verschafft hat. Im Interesse der Wahrheit und des Wertes, den ich auf unsere persönlichen Beziehungen lege,

---

1) Poschinger, a. a. O. II, 191 ff.

2) Reden VII, 105 f.

3) Vgl. Bismarck-Jahrbuch I, 96 f. Das Gedicht Beusts lautet:

Soll ich das Kompliment auf mich beziehn?
Wenn früher sprachen Österreichs Minister,
So glaubte Deutschlands Kanzler im Kamin
Zu hören nur ein windiges Geflüster.

Ich bin ein Freund des Scherzes, der verträgt
Den Scherz auch dann, wenn um ihn selbst sich's handelt,
Denn seht der Wind, der durch den Schornstein fegt,
Hat manches Feuer schon in Rauch verwandelt.

Und ward der Rauch zum Weihrauch dann für ihn,
Den Sieger, ich von Herzen mich ihm beuge,
Und wünsch' ich nur, daß künftig im Kamin
Kein Wind je einen schlimmern Qualm erzeuge.

muß ich aber feststellen, daß meine unüberlegte Einschaltung sich auf Prokesch bezog, mit dem ich, und er so gut wie ich, einige Male zu bundesfreundlichen Expektorationen außerhalb der Grenzlinie des diplomatischen Sprachgebrauchs gelangt bin."

Aus dem Gesagten wird zur Genüge hervorgehen, daß Bismarck als Bundestagsgesandter in Frankfurt eine schwierige und dornenvolle politische Aufgabe zu lösen hatte. „Meine bald siebenjährige Amtsthätigkeit hier," schrieb er am 14. März 1858 nach Berlin, „ist, wie Ew. Excellenz wissen, ein ununterbrochener Kampf gegen Übergriffe aller Art gewesen, gegen die unablässigen Versuche, den Bund auszubeuten als ein Instrument zur Erhöhung Österreichs, zur Verminderung Preußens. Österreich stellt uns niemals eine andere Wahl, als die zwischen widerstandsloser Ergebung in seinen Willen oder Streit mit allen Mitteln des Kampfes, und geben wir nicht nach, so erhebt es an den deutschen Höfen und in der Presse Klage über die von uns gestörte Einheit Deutschlands. Ich könnte mir dabei das Leben ebenso leicht machen wie meine Vorgänger und gleich den meisten meiner Kollegen durch einen mäßigen und äußerlich kaum bemerkbaren Grad von Landesverrat mir eine freundliche Geschäftsführung und das Lob eines verträglichen Kollegen erkaufen. So lange ich mich dazu nicht herbeilasse, stehe ich gegen jeden Angriff hier in erster Linie allein, da meine Kollegen, auch wenn sie Beruf dazu fühlten, nicht wagen, mir beizustehen, und muß es mir gefallen lassen, von Österreich und anderen — als Sündenbock behandelt, als unverträglich denunziert und angeschwärzt zu werden."[1]) Die Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV. im Jahre 1857 führte am 7. Oktober 1858 zur Ernennung des Prinzen Wilhelm von Preußen zum Prinz-Regenten, und am 26. Oktober hatte der neue Prinz-Regent vor dem Landtage die Verfassung beschworen. Infolge dieser Veränderung wurde am 6. November 1858 Manteuffel aus seiner Stellung als Ministerpräsident entlassen, und am 29. Januar 1859 wurde Bismarck durch Befehl des Prinz-Regenten zum

---

1) Poschinger, a. a. O. III, 132 ff.

außerordentlichen Gesandten in Petersburg ernannt. Am 6. März reiste Bismarck nach Berlin und von da am 23. März über Königsberg nach Petersburg, wo er am 29. März eintraf und im Hôtel Demidoff abstieg. Bei einem Studenten der Petersburger Universität nahm er Unterricht in der russischen Sprache, die er bald mit Leichtigkeit im Verkehr anzuwenden verstand.

Am 2. Januar 1861 starb König Friedrich Wilhelm IV., und die Regierung ging an den Prinz-Regenten als König Wilhelm I. über. Auch in seinen Berichten aus Petersburg war Bismarck entschlossen für eine Erhöhung der Stellung Preußens im Deutschen Bunde und für eine selbständige Politik Preußens eingetreten. Als daher Bismarck im Juli 1861 eine Urlaubsreise nach Deutschland unternahm, wurde er in Baden-Baden, wo Bismarck vom 11. bis 16. Juli weilte, vom Könige Wilhelm I. zu einer langen und eingehenden Unterredung befohlen, in der Bismarck seine Meinung über die deutsche Frage, die er auch in einer Denkschrift für den König niederlegte, dahin äußerte, daß die damalige Bundesverfassung beseitigt werden und Preußen vor allen Dingen sich eine starke Armee schaffen müsse, um die deutsche Frage einer endgiltigen Lösung zuzuführen und zwar einer solchen, die dem Ansehen und der Würde Preußens vorteilhaft sei. Am 22. Mai 1862 wurde Bismarck zum Gesandten in Paris ernannt, wohin er am 26. Mai abreiste. So war er nur drei Jahre Gesandter in Petersburg gewesen; aber diese Zeit hatte genügt, um in Rußland freundschaftliche Beziehungen zu Preußen zu erzielen, die auch, so lange Bismarck als preußischer Ministerpräsident und später als Reichskanzler im Amte war, nicht abgebrochen wurden. Am 29. Mai kam Bismarck in Paris an. Aber damals schon war davon die Rede, daß er als Minister nach Berlin berufen werden sollte. Seine Abneigung gegen ein solches Amt spricht er in einem Briefe aus Paris vom 1. Juni 1862 an seine Gemahlin aus: „Heute wurde ich vom Kaiser empfangen und gab meine Briefe ab; er empfing mich freundlich, sieht wohl aus, ist etwas stärker geworden, aber keineswegs dick und

gealtert, wie man zu karikieren pflegt. Die Kaiserin ist noch immer eine der schönsten Frauen, die ich kenne, trotz Petersburg; sie hat sich eher emballiert seit fünf Jahren. Das Ganze war amtlich und feierlich, Abholung im Hofwagen mit Ceremonienmeister, und nächstens werde ich wohl eine Privataudienz haben. Ich sehne mich nach Geschäften, denn ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Ich esse einstweilen im Café. Wie lange es dauert, weiß Gott. In acht bis zehn Tagen erhalte ich wahrscheinlich eine telegraphische Citation nach Berlin, und dann ist Spiel und Tanz vorbei. Wenn meine Gegner wüßten, welche Wohlthat sie mir persönlich durch ihren Sieg erweisen würden, und wie aufrichtig ich ihn ihnen wünsche. ** thäte dann vielleicht aus Bosheit das Seinige, um mich nach Berlin zu bringen. Du kannst nicht mehr Abneigung gegen die Wilhelmstraße haben als ich selbst, und wenn ich nicht überzeugt bin, daß es sein muß, so gehe ich nicht. Den König unter Krankheitsvorwänden im Stich zu lassen, halte ich für Feigheit und Untreue. Soll es nicht sein, so wird Gott die Suchenden schon noch einen Dummen auftreiben lassen, der sich zum Topfdeckel hergiebt; soll es sein, dann voran! wie unsere Kutscher sagten, wenn sie die Leine nahmen. Im nächsten Sommer wohnen wir dann vermutlich in Schönhausen. Hurero! Ich gehe nun in mein großes Himmelsbett, so lang wie breit, als einziges lebendes Wesen im ganzen Stockwerck, ich glaube, auch im Parterre wohnt niemand."[1]) Von Paris aus besuchte Bismarck im Sommer 1862 Trouville und dann Südfrankreich. Aus Bordeaux schrieb er am 28. Juli 1862 an seine Gemahlin: „Gestern habe ich den ganzen Tag mit unserm Konsul und einem General eine reizende Tour durchs Medoc gemacht, — Lafitte, Mouton, Pichon, Laroze, Latour, Margaux, St. Julien, Branne, Armeillac und andere Weine in der Ursprache von der Kelter getrunken. Wir haben im Schatten 30, in der Sonne 55 Grad am Thermometer, aber mit gutem Wein im Leibe

---

1) Politische Briefe I, 121 f.

spürt man das gar nicht."[1]) Auf dieser Reise, auf der er auch mehrere Wochen in Biarritz weilte (im August), erhielt er plötzlich am 15. September telegraphisch den Befehl, sofort nach Berlin zu kommen.

Hier war eine schwere Krisis zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhause ausgebrochen, indem das Abgeordnetenhaus dem Könige die Mittel zur Neugestaltung des Heeres verweigerte. Das Ministerium Hohenlohe war zurückgetreten, und in dieser Not berief der König Bismarck, auf den namentlich der Kriegsminister Roon schon immer hingewiesen hatte. Am 23. September 1862 erließ der König vom Schlosse Babelsberg nach einer längeren Unterredung mit Bismarck den Befehl: „Nachdem der Prinz Adolf zu Hohenlohe-Ingelfingen auf sein wiederholtes Gesuch von dem Vorsitz im Staatsministerium entbunden, habe ich den Wirklichen Geheimen Rat von Bismarck-Schönhausen zum Staatsminister ernannt und ihm den interimistischen Vorsitz des Staatsministeriums übertragen." Mit diesem Augenblicke war die größte Epoche der deutschen und preußischen Geschichte angebrochen. Der neu ernannte Ministerpräsident sollte nicht nur Preußen zur Stärke und Macht führen, sondern er sollte auch die schwebende deutsche Frage lösen, ja das Hoffen und Harren aller deutschen Männer auf das Wiedererstehen des deutschen Kaisertums und eines einigen, mächtigen, Deutschen Reiches, ein Sehnen, das seit dem Untergange der Hohenstaufen unser Volk im tiefsten Innern bewegte und das auch unter der Regierung der Habsburger niemals verschwunden war, aufs glänzendste erfüllen. Trotz aller Anfeindungen und Verleumdungen, die nun fortgesetzt gegen Bismarck geschleudert wurden, hielt König Wilhelm I. mit unerschütterlichem Vertrauen an dem ersten Ratgeber seiner Krone fest. Zwei verwandte Geister hatten sich gefunden, von gleichem echt preußischem und zugleich wahrhaft deutschem Sinne erfüllt, von gleichem

---

1) Bismarckbriefe 1844—1870. Originalbriefe Bismarcks an seine Gemahlin, seine Schwester und andere. Bielefeld und Leipzig (Velhagen & Klasing). S. 143.

Mute und gleicher Entschlossenheit beseelt. Und es bleibt das unsterbliche Verdienst König Wilhelms I., daß er mit klarem Auge den rechten Mann zur rechten Zeit herausgefunden hatte und allen den kühnen und gewaltigen politischen Handlungen dieses Mannes seine königliche Sanktion erteilte. Es bleibt aber zugleich auch das unsterbliche Verdienst Bismarcks, daß es ihm auch in den schwierigsten Verhältnissen immer gelang, seinen König und Herrn von der Notwendigkeit seiner Maßregeln zu überzeugen.

Obwohl Bismarck dem Abgeordnetenhause in der versöhnlichsten Weise entgegentrat, wurde doch das Geld zur Neugestaltung des preußischen Heeres nicht bewilligt. Vergebens äußerte er in einer Sitzung der Budgetkommission vom 30. September 1862: „Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht .... Preußen muß seine Kraft zusammenfassen und zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einigemale verpaßt ist; Preußens Grenzen nach den Wiener Verträgen sind zu einem gesunden Staatsleben nicht günstig; nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der große Fehler von 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Eisen und Blut."[1]) Der Konflikt wurde nicht beigelegt, und Bismarck mußte vier Jahre hindurch ohne Bewilligung der Geldmittel durch das Abgeordnetenhaus, allein auf die beiden anderen Faktoren der Verfassung: den König und das Herrenhaus gestützt, die Regierung führen. Er hat in dieser Zeit nicht nur im Verein mit Roon die Neugestaltung des preußischen Heeres geschaffen, sondern auch die politische Verantwortung für die Kriege gegen Dänemark 1864 und Österreich 1866 übernommen. Die Siege, die das preußische Heer in diesen Feldzügen erfocht, waren die Probe auf die Bismarcksche Politik, und seine Politik hat diese Probe glänzend bestanden. Erst nun, nachdem die preußische Krone im Besitze einer bis dahin ungeahnten Macht war und niemand in dem Nachsuchen der

---

1) Reden II, 29 u. 30.

nachträglichen Genehmigung eine Demütigung erblicken konnte, brachte Bismarck am 1. September 1866 den Gesetzentwurf über Erteilung der Indemnität im Abgeordnetenhause ein. Und das Abgeordnetenhaus erteilte der Staatsregierung „auf die seit dem Jahre 1862 ohne gesetzlich festgestellten Staatshaushaltsetat geführte Verwaltung" mit großer Majorität die nachgesuchte Indemnität. So wurde der innere Frieden in Preußen durch die versöhnliche Haltung Bismarcks, der im Siegesrausch niemals die Besonnenheit und nüchterne Ruhe verlor, wieder hergestellt.

Im Jahre 1863, als in den polnischen Landesteilen Rußlands der Aufruhr ausgebrochen war, schloß Bismarck mit Rußland eine sehr geschickt und vorsichtig gehaltene Grenzkonvention ab, durch die den russischen Truppen ermöglicht wurde, unter bestimmten Verhältnissen die Aufrührer auch bis über die preußische Grenze zu verfolgen, und ließ an der Grenze preußische Regimenter aufziehen. Dadurch wurde die Niederwerfung der Empörer Rußland sehr erleichtert, und das günstige Verhältnis zu Rußland wurde auf diese Weise nur noch mehr befestigt. So gelang es Bismarck durch diesen meisterhaften Schachzug die Weltlage auf eine für Preußen sehr günstige Weise zu beeinflussen. Er hatte so freie Hand gewonnen für die Lösung der schleswig-holsteinschen Frage. Nach dem Kriege von 1848—49, den Preußen für die Zusammengehörigkeit Schleswig-Holsteins geführt hatte, war im Londoner Protokoll 1852, das Österreich, Preußen, Dänemark und alle übrigen europäischen Großmächte unterzeichnet hatten, zwar Schleswig unter dänische Oberhoheit gestellt, aber zugleich die Bedingung festgesetzt worden, daß Dänemark niemals zu einer Einverleibung Schleswigs in das dänische Reich schreiten dürfe. Am 18. November 1863 hatte nun der dänische König Christian IX. bei seinem Regierungsantritt das Londoner Protokoll dadurch verletzt, daß er die vom dänischen Reichsrate angenommene Urkunde, durch welche die Einverleibung Schleswig-Holsteins in das dänische Reich ausgesprochen wurde, unterzeichnete. Sofort trat der Erbprinz Friedrich von Augustenburg, obwohl

dessen Vater, Herzog Christian von Augustenburg, im Londoner Protokoll ausdrücklich auf alle Erbansprüche verzichtet hatte, mit der Forderung auf, daß er als Herzog von Schleswig-Holstein anerkannt werden sollte. Nun begann in ganz Deutschland eine große patriotische Bewegung für Schleswig-Holstein, und das preußische Abgeordnetenhaus, und ähnlich dachte man auch in allen übrigen deutschen Staaten, verlangte stürmisch, daß sämtliche deutschen Staaten die Rechte der Herzogtümer schützen und den Erbprinzen Friedrich von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein anerkennen sollten. Bismarck hielt dem leidenschaftlichen Ansturme der öffentlichen Meinung mit eherner Ruhe stand wie ein Felsen, an dem sich die brandenden Wogen brechen. „Für Preußens Stellung zur Sache," erklärte er, „ist zunächst der Londoner Vertrag von 1852 maßgebend. Die Unterzeichnung desselben mag beklagt werden, aber sie ist erfolgt, und es ist ein Gebot der Ehre wie der Klugheit, an unserer Vertragstreue keinen Zweifel haften zu lassen. Indem wir aber dieses Gebot für uns selbst anerkennen, bestehen wir ebenso auf seiner Geltung für Dänemark."[1]) Preußen und mit ihm Österreich stellten daher beim Bundestage den Antrag, der Deutsche Bund solle Dänemark auffordern, das Gesetz, durch das die Einverleibung Schleswig-Holsteins in das dänische Reich ausgesprochen war, zurückzunehmen, andernfalls solle der Bund Schleswig durch seine Truppen besetzen. Der Bundestag aber wollte von einem solchen Antrage nichts wissen, er verwarf ihn und verlangte, wie das preußische Abgeordnetenhaus, die unmittelbare Thronerhebung Friedrichs von Augustenburg. Bismarck und mit ihm Österreich konnten in eine solche Verletzung des Londoner Protokolls nicht willigen, sondern beschlossen nun ohne Rücksicht auf den Bund, der ja das Londoner Protokoll nicht mit unterzeichnet hatte, auf eigne Hand vorzugehen. Preußen und Österreich forderten nun von Dänemark die Aufhebung des Novembergesetzes binnen achtundvierzig Stunden, und erst, als diese berechtigte Forderung

---

1) Reden II, 217 f.

am 18. Januar 1864 abgeschlagen und somit von Dänemark der Londoner Vertrag offenbar gebrochen worden war, erklärten sie dem dänischen Reiche den Krieg. Die Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April, die Eroberung der Insel Alsen am 29. Juni und andere glänzende Waffenthaten der Preußen und Österreicher führten bald zu einer vollständigen Niederlage Dänemarks, und im Wiener Frieden, am 30. Oktober 1864, mußte Dänemark die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Preußen und Österreich als gemeinsamen Besitz abtreten. Durch sein Festhalten am Londoner Protokoll hatte Bismarck die europäischen Großmächte, die den Londoner Vertrag unterzeichnet hatten, für sich gewonnen; diese mußten selbst zugestehen, daß Dänemark im Unrecht sei, und ließen daher Preußen und Österreich freie Hand. Bismarck hatte so ein Meisterwerk politischen Scharfsinns und diplomatischer Klugheit vollbracht, durch das Schleswig-Holstein für Deutschland wiedergewonnen wurde.

Nun wollte aber Österreich aus den drei Herzogtümern einen neuen deutschen Mittelstaat unter der Regierung des Herzogs Friedrich von Augustenburg schaffen. Darein konnte aber Bismarck nicht willigen; denn ein neuer Mittelstaat in Deutschland hätte nur den Zwiespalt vermehrt und das Gewicht Österreichs im Bundestage vergrößert. Den offenen Bruch zwischen Preußen und Österreich verhinderte vorläufig der Gasteiner Vertrag, der am 14. August 1865 zwischen Preußen und Österreich abgeschlossen und durch den bestimmt wurde, daß Österreich Holstein, Preußen Schleswig regieren und verwalten, Lauenburg aber gegen Zahlung von $2\frac{1}{2}$ Millionen dänischen Thalern endgiltig an Preußen abgetreten werden solle. Das war ein neuer Erfolg der Bismarckschen Politik, den König Wilhelm dadurch noch besonders anerkannte, daß er am 15. September 1865, dem Tage, an dem Preußen von Lauenburg Besitz ergriff, seinen Ministerpräsidenten in den erblichen Grafenstand erhob. Obwohl Bismarcks Erfolge auf der Hand lagen, wurde er dennoch im Abgeordnetenhause fortgesetzt angefeindet. Auf diese Angriffe antwortete er am 2. Juni 1865

in einer Rede im Abgeordnetenhause: „Ich bin der Anerkennung in sehr geringem Maße bedürftig und gegen Kritik ziemlich unempfindlich. Nehmen Sie immerhin an, daß alles, was geschehen ist, rein zufällig geschah, daß die preußische Regierung daran vollständig unschuldig ist, daß wir der Spielball fremder Intriguen und äußerer Einflüsse gewesen sind, deren Wellenschlag uns zu unserer eigenen Überraschung an der Küste von Kiel ans Land geworfen hat. Nehmen Sie das immerhin an, mir genügt es, daß wir da sind, und ob Sie uns dabei ein Verdienst zuschreiben oder nicht, das ist mir vollständig gleichgiltig. Die Kritik des Herrn Vorredners über den Wechsel unseres Verfahrens kritisiere ich lediglich mit einer einzigen Phrase, die er selbst gebraucht hat. Er hat uns vorgeworfen, wir hätten, je nachdem der Wind gewechselt hätte, auch das Steuerruder gedreht. Nun frage ich, was soll man denn, wenn man zu Schiffe fährt, anders thun, als das Ruder nach dem Winde drehen, wenn man nicht etwa selbst Wind machen will? Das überlassen wir anderen." [1])

Aber schon am 14. August 1865 hatte Bismarck in einem Briefe an seine Gemahlin den Gasteiner Vertrag als „eine Verklebung der Risse im Bau" bezeichnet, und zum Grafen Blome hatte er nach der Unterzeichnung geäußert: „Nun das hätte ich auch nicht geglaubt, daß ich einen österreichischen Diplomaten finden würde, der mir das unterzeichnete." [2]) Bald fing denn auch Österreich wieder an, den Prinzen von Augustenburg zu begünstigen, und zog sogar seine Truppen an der preußischen Grenze zusammen. Am 18. Juli 1865 hatte Bismarck aus Karlsbad an Herrn Moritz von Blanckenburg auf Zimmerhausen geschrieben: „Ich habe in der Hitze übermächtig zu thun, und die Sachen gehen faul, vom Standpunkt des friedliebenden Diplomaten gesehen. Die Firma Halbhuber-Augustenburg treibt es in den Herzogtümern so, daß wir werden nächstens einseitig Gewalt anwenden müssen, um die Basis des Wiener Friedens

---

1) Reden II, 373.

2) Vitzthum v. Eckstädt, London, Gastein und Sadowa 101.

und die Anwendung der geltenden Landesgesetze herzustellen. Das wird in Wien böses Blut machen, und dann hängt sich Gewicht an Gewicht bis zum vollen Bruch. Es ist nicht, was ich wünsche, aber Österreich läßt uns nur die Wahl, in Holstein zum Kinderspott zu werden. Dann schon lieber Krieg, der bei einer solchen österreichischen Politik doch nur eine Zeitfrage bleibt."[1]) Und so war der Krieg, dessen Ausbruch durch den Gasteiner Vertrag nur eine kurze Zeit aufgehalten wurde, im Jahre 1866 unausbleiblich geworden. Aber das Abgeordnetenhaus, das schon zum dänischen Kriege das Geld nicht bewilligt hatte, sodaß Bismarck damals hatte erklären müssen: „Es sei sein Wunsch, mit den von dem Hause loyal bewilligten Mitteln in die Sache einzutreten. Würden diese aber verweigert, so werde er sie nehmen, wo er sie finde," genehmigte auch diesmal die Mittel zum Kriege nicht, weil die Stimmung des Volkes gegen diesen „Bruderkrieg" sei. Die ärgsten Verleumdungen wurden gegen Bismarck geschleudert, und diese Verunglimpfungen, mit denen man den großen Staatsmann verfolgte, führten dazu, daß ein fanatischer junger Mann, namens Cohen-Blind, ein Stiefsohn des Demokraten Blind, am 7. Mai 1866 nachmittags ½6 Uhr, als Bismarck vom Vortrag beim Könige zurückkehrte, unter den Linden in der Nähe der russischen Gesandtschaft fünf Kugeln auf den Ministerpräsidenten abfeuerte. Aber zum Heile unseres Vaterlandes gingen die Schüsse Blinds fehl, nur einer streifte eine Rippe; eine höhere Gewalt hatte den großen Staatsmann gnädig behütet. Bismarck selbst und der Buchbindermeister Bannewitz ergriffen den Thäter, der durch Schutzleute dem Gefängnis überliefert wurde, sich aber in der Nacht mit dem Taschenmesser tötete. Im ersten Bande des Bismarck-Jahrbuches sind allein sechzehn Drohbriefe abgedruckt, die Bismarck in den Jahren 1866—1874 erhalten hat. Bismarck selbst hat uns in der Rede vom 9. Mai 1884, achtzehn Jahre nach dem Mordversuche Blinds, geschildert, wie damals die höhnischsten Karikaturen über den Mordanfall überall an

---

1) Bismarck-Regesten I, 261.

den Schaufenstern von der Polizei geduldet worden seien und wie die Masse der mittleren Polizeibeamten damals mehr auf Blinds Seite gestanden hätte, als auf der Bismarcks; mit der Leiche Blinds sei damals ein Kultus im Polizeipräsidium getrieben worden, namhafte Frauen hätten sie mit Lorbeer und Blumen bekränzt, und das alles sei von der Polizei zugelassen worden.[1])

Am schwersten war König Wilhelm für einen Krieg gegen Österreich zu gewinnen, und noch am 15. Juni, nachdem am 14. Juni 1866 Österreich beim Bundestage den Antrag gestellt hatte, das Bundesheer gegen Preußen mobil zu machen, und Preußen infolgedessen sofort aus dem Bunde ausgetreten war, sich aber gleichzeitig bereit erklärt hatte, einen neuen Bund mit den preußenfreundlichen Staaten zu schließen, ging ein Schreiben des Staatsministers a. D. von Bethmann-Hollweg beim König ein, der darin dringend zur Verständigung mit Österreich riet und als einziges Mittel dazu die Entlassung des Grafen Bismarck bezeichnete. Bismarck besitze zwar Ehrgeiz, Kühnheit und Geschick, aber er verbinde mit diesen Eigenschaften nicht die Besonnenheit und Folgerichtigkeit des Denkens und Handelns, deren Mangel bei einem Manne für den Staat, den er führe, lebensgefährlich sei. Seine politischen Maßregeln erschienen als Schritte eines Mannes, der auf Abenteuer ausgehe, alles durcheinanderwerfe und es darauf ankommen lasse, was ihm zur Beute werde, oder eines Spielers, der nach jedem Verluste höher pointiere und endlich va banque mache.[2])

Aber den überzeugenden Gründen der Bismarckschen Staatskunst konnte sich ein weitschauender Herrscher wie König Wilhelm nicht verschließen, und am 16. Juni 1866 rückten die preußischen Truppen in Sachsen, Hannover und Kurhessen ein. Bald folgten die glänzenden Siege der Preußen bei Gitschin (am 29. Juni) und Königgrätz (am 3. Juli). In der Schlacht bei Königgrätz war König Wilhelm nur auf dringendes Zureden Bismarcks

1) Reden X, 106. 107. 123. 124.

2) Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms I., 334 ff.

zu bewegen, aus dem Feuer der Granaten, „die den Herrn in unangenehmster Nähe umschwirrten", herauszureiten.[1]) Als Bismarck am Nachmittag auf dem Schlachtfelde mit Roon zusammentraf, rief ihm dieser zu: „Bismarck, diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen."[2]) Und als Moltke zum Könige die denkwürdigen Worte sprach: „Ew. Majestät haben nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen", da zeigte sich sofort wieder die unvergleichliche Staatskunst Bismarcks, indem er darauf sagte: „Die Streitfrage ist also entschieden; jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Österreich wieder zu gewinnen."[3]) Und wie hat er es verstanden, dieses Wort einzulösen; denn daß heute Preußen und Österreich die engsten Bande der Freundschaft verbinden und daß zwischen Österreich, Italien und Preußen 1879 der Dreibund geschlossen wurde, ist einer der unvergleichlichen Triumphe Bismarckscher Politik. Als spät am Abend König Wilhelm das Lazarett in Sadowa vor sich liegen sah, rief er tief erschüttert aus: „Das ist die Kehrseite des Glücks, doch sie bluten nicht umsonst, sondern zur Verherrlichung des Vaterlandes." Schon am 26. Juli wurden im königlichen Hauptquartier zu Nikolsburg die Friedenspräliminarien unterzeichnet, und am 23. August wurde der Friede zu Prag geschlossen. Die große Mäßigung, mit der Bismarck in diesen Verhandlungen auftrat, die Einschränkung der preußischen Forderungen auf das Unerläßliche, wodurch eine Demütigung Österreichs vermieden wurde, sind Meisterzüge der Bismarckschen politischen Kunst. Durch diesen Friedensschluß war endlich der unglückliche Dualismus in der Entwickelung Deutschlands gehoben; die Bahn für die nationale Entwickelung Deutschlands war frei gemacht, und die nationale Entfaltung der deutschen Länder war nun unter

1) s. Bismarcks Brief an seine Gemahlin vom 9. Juli 1866.

2) Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart, herausgegeben von R. Fleischer. 1891. I, 3.

3) Heinrich v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., V, 203.

Preußens Führung gestellt. Das war das große Ergebnis dieses Feldzuges.

In Berlin war Bismarck dadurch mit einem Schlage der Held des Tages geworden; die Stimmung war vollständig zu seinen Gunsten umgeschlagen. Preußens Abrundung und Vergrößerung durch die Einverleibung Hannovers, Kurhessens, Nassaus, Schleswig-Holsteins und Frankfurts a. M. gab dieser Macht ein noch größeres Gewicht als bisher, und so kam eine Vereinigung der norddeutschen Staaten zu einem „Norddeutschen Bunde" unter Preußens Führung zustande. Am 24. Februar 1867 wurde der verfassunggebende Reichstag des Norddeutschen Bundes eröffnet. Durch die Annahme der neuen Bundesverfassung durch den Reichstag und die verbündeten Regierungen wurde für das deutsche Volk eine gesunde nationale Entwickelung angebahnt, und Bismarcks Hoffnung, „daß wir das Vertrauen zum Genius unseres eigenen Volkes haben können, daß es auf dieser Bahn den Weg zu finden wissen wird, der zu seinen Zielen führt", sollte sich bald herrlich erfüllen. Am 1. Juli 1867 trat die Verfassung des Norddeutschen Bundes in Kraft, am 14. Juli wurde Bismarck zum Bundeskanzler ernannt, und der erste ordentliche Reichstag des Norddeutschen Bundes wurde am 10. September 1867 eröffnet.

Wenn bisher in Bismarcks Staatskunst das Wort „preußisch" die führende Rolle spielte, so sehen wir jetzt das Wort „deutsch" in den Vordergrund treten. Den Mitgliedern des ersten deutschen Zollparlaments, das am 27. April 1868 eröffnet wurde und das einen neuen Zollvertrag mit den süddeutschen Staaten beriet, rief er in einem Trinkspruche, den er am 21. Mai 1868 bei einem Frühstück der Kaufmannschaft zu Ehren der Mitglieder des Zollparlaments ausbrachte, mit Wärme zu: „Die kurze Zeit unseres Beisammenseins ist schnell vergangen wie ein Frühlingstag; möge denn die Nachwirkung sein wie die des Frühlings auf künftige Zeit! Ich glaube, daß Sie nach der Gemeinsamkeit der Arbeit für die *deutschen* Interessen die Überzeugung mit nach Hause nehmen werden, daß Sie hier Bruderherzen und Bruderhände finden werden für jegliche Lage

des Lebens und daß jedes erneute Beisammensein dieses Verhältnis stärken wird und muß! Lassen Sie uns dies Verhältnis festhalten, lassen Sie uns dies Familienleben pflegen!"[1]) Und als ihm am 30. Dezember 1868 die Einwohner von Ahrensburg, während er als Gast des Grafen Schimmelmann zur Jagd dort weilte, einen Fackelzug brachten, sagte er zu diesen in seiner Ansprache: „Zusammengehört als Deutsche haben wir ja immer, wir waren ja stets Brüder, wir haben es nur nicht gewußt. Auch in diesem Lande gab es verschiedene Stämme, Schleswig-Holsteiner, Lauenburger, sowie es auch Mecklenburger, Hannoveraner, Lübecker, Hamburger giebt, und sie können alle gern bleiben, was sie sind, in dem Bewußtsein, daß sie Deutsche, daß sie Brüder sind. Und wir hier im Norden sollen es uns doppelt bewußt sein mit unserer plattdeutschen Sprache, die sich hinzieht von Holland bis zur polnischen Grenze; wir sind es uns auch bewußt, haben es uns nur früher nicht gesagt. Daß wir uns aber unserer deutschen Abkunft und Zusammengehörigkeit wieder so freudig und lebhaft bewußt geworden sind, das lassen Sie uns dem Manne danken, durch dessen Weisheit und Energie das Bewußtsein zu einer Wahrheit, einer Thatsache geworden ist, indem wir auf unsern König und Herrn ein herzhaftes Hoch ausbringen."[2]) Bald vollzog sich dann auch eine große Annäherung an die süddeutschen Staaten, mit denen Schutzbündnisse abgeschlossen und, nachdem das Zollparlament 1869 nochmals zusammengetreten war, die Zollverträge weiter ausgebaut wurden.

Aber Frankreich schaute mißgünstig auf diese Entwickelung deutscher Macht und Kraft; es hoffte sein Gebiet durch deutsches erweitern zu können und suchte daher nach einem Anlaß zum Kriege, indem es die vermeintliche Mißstimmung der deutschen Staaten gegen Preußen als guten Bundesgenossen zu finden erwartete. Als daher die Spanier, die 1868 ihre Königin

---

1) Poschinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894, S. 12.

2) Poschinger, Ansprachen S. 13.

Isabella vertrieben hatten, 1870 eine Abordnung an den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen sandten, um diesen um Annahme der spanischen Königskrone zu bitten, schickte Kaiser Napoleon III. den Botschafter Grafen Benedetti zu König Wilhelm, der sich zum Kurgebrauch in Ems aufhielt, um von diesem die bestimmte Versicherung zu erlangen, daß dem Erbprinzen Leopold die Annahme der spanischen Königskrone durch König Wilhelm untersagt werde. Obwohl König Wilhelm es ablehnte, in die freien Entschließungen Leopolds einzugreifen, schien die Angelegenheit dennoch friedlich zu verlaufen, da Leopold freiwillig zurücktrat. So schien der Zwischenfall erledigt, als am 13. Juli plötzlich Benedetti von dem König Wilhelm auf der Brunnenpromenade verlangte, dieser solle in einem Entschuldigungsschreiben an Napoleon III. die Zusicherung geben, daß er auch in Zukunft niemals seine Einwilligung zur spanischen Thronkandidatur eines preußischen Prinzen geben werde. König Wilhelm wies den französischen Botschafter in gebührender Weise zurück, und schon am 14. Juli eilte der König nach Berlin, an allen Stationen seiner Reise von dem Volke mit stürmischem Jubel begrüßt. Graf Bismarck weilte seit dem 8. Juni 1870 zu seiner Erholung in Varzin, einer pommerschen Herrschaft, die er am 23. April 1867 von dem Grafen Blumenthal gekauft hatte. Am 12. Juli brach er von Varzin auf, um nach Ems zu gehen und den König zur Einberufung des Reichstags zu bewegen. Doch erhielt er unterdessen die Nachricht, daß Leopold verzichtet habe; er unterließ infolgedessen die Reise nach Ems, gedachte aber von seinem Amte zurückzutreten, da er es, im Fall es nicht zum Kriege käme, für unmöglich hielt, daß er ferner diplomatischen Verkehr mit dem französischen Botschafter pflegen könne. Erst Roon und Moltke, mit denen er sich am 13. Juli in Berlin beriet, vermochten ihn dazu, an einen Rücktritt vom Amte zunächst nicht mehr zu denken, und mit den Worten: „Dat walt Gott und kolt Isen!“ machte er sich auf einen ausbrechenden Krieg gefaßt. Am 19. Juli mittags ½2 Uhr überbrachte der französische Geschäftsträger Le Sourd dem Grafen Bismarck die französische Kriegs-

erklärung. Schon am 18. Juli hatte Bismarck ein Rundschreiben an die Vertreter des Norddeutschen Bundes erlassen, in dem er die französischen Entstellungen, durch die Preußen die Schuld an dem Streitfall zugeschoben werden sollte, auf ihr Nichts zurückführte. Am 19. Juli wurde sofort die außerordentliche Session des Reichstags eröffnet, und Bismarck teilte die französische Kriegserklärung mit. Mit Einstimmigkeit wurden am 21. Juli die zur Kriegführung nötigen Mittel bewilligt, auch die süddeutschen Staaten stellten ihre Truppen unter Preußens Oberbefehl, und am 31. Juli reiste Bismarck mit dem König nach dem Hauptquartier in Mainz ab. Auch diesmal gelang es der Staatskunst Bismarcks, den Gegner vollständig zu isolieren, und nun begann der glänzende Siegeslauf des deutschen Heeres. Alle Strapazen und Entbehrungen des Krieges trug Bismarck in treuer Hingabe mit seinem Könige. Als nach der Schlacht bei Sedan am 1. September Napoleon dem König Wilhelm den Brief übersandt hatte, durch den er sich ergab, fanden noch in der Nacht in Donchery die Kapitulationsverhandlungen statt; Bismarck mußte hier auf besonderen Befehl des Königs mit Moltke die Kapitulationsbedingungen festsetzen. Bis 1 Uhr nachts dauerte diese Arbeit, und schon am Morgen des 2. September, kurz nach fünf Uhr, erschien der Adjutant des Kaisers Napoleon bei Bismarck, um ihm mitzuteilen, daß der Kaiser mit Bismarck sprechen wolle und bereits auf dem Wege nach Donchery sei. Graf Bismarck eilte sofort zu Pferde dem Kaiser Napoleon entgegen. In einem Weberhäuschen, das einsam vor dem Städtchen Donchery lag, hielten nun die beiden eine Unterredung, in der Napoleon günstige Bedingungen für seine Armee zu erhalten suchte, indem er versicherte, daß die öffentliche Meinung seines Landes ihn zum Kriege getrieben habe. In einem dürftigen Raume, der nur ein Fenster hatte und keine Ausstattung weiter zeigte als einen fichtenen Tisch und zwei Binsenstühle, fand diese weltgeschichtliche Unterredung statt, die später auf einer Bank vor dem Hause fortgesetzt wurde. Im Schloß Bellevue in der Nähe von Fresnois sollte nun die Zusammenkunft Napoleons mit

König Wilhelm stattfinden. Dorthin begab sich der Kaiser, während Bismarck nach Donchery zurückkehrte, um sich an den Kapitulationsverhandlungen zu beteiligen. Nachdem diese abgeschlossen waren, traf der König nachmittags gegen 2 Uhr mit Napoleon im Schloß Bellevue zusammen. Mit entblößtem Haupte empfing ihn Napoleon an der Treppe des Schlosses. Als am 3. September 1870 Bismarck, Roon und Moltke beim König Wilhelm in Vendresse zu Tisch waren, da brachte dieser den folgenden Trinkspruch aus: „Wir müssen heute aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat."

Aber der Krieg war mit der Gefangennahme des Kaisers Napoleon nicht zu Ende, da die Regierung in Paris, die man am 4. September rasch eingesetzt hatte, nicht daran dachte, Frieden zu schließen. So mußte am 28. September 1870 noch Straßburg, am 27. Oktober Metz kapitulieren, und die deutschen Truppen belagerten schon seit dem 19. September Paris. Seit Anfang Oktober war das Hauptquartier in Versailles, und Bismarck wohnte vom 5. Oktober an im Hause der Witwe Jessé an der Rue de Provence in Versailles. Am 15. November traten Baden und Hessen, am 23. November Bayern und am 25. November Württemberg und Hessen-Darmstadt in den Norddeutschen Bund ein. Zu diesen Triumphen der Bismarckschen Staatskunst gesellte sich der Erfolg seiner diplomatischen Thätigkeit den Einmischungsversuchen des Auslandes und den Versuchen des französischen Ministers Thiers gegenüber, Deutschland zu Friedensbedingungen zu veranlassen, die in keinem Verhältnis zu den gewaltigen Siegen der deutschen Armee standen. Nachdem König Ludwig von Bayern bei allen deutschen Fürsten beantragt hatte, dem König Wilhelm von Preußen die deutsche Kaiserkrone erblich zu übertragen und ein deutsches

Kaiserreich unter dessen Führung zu begründen, brachte infolge der freudigen Annahme dieses Vorschlages durch alle deutschen Fürsten und freien Städte der Bundesrat beim Reichstage des Norddeutschen Bundes, der eben in Berlin die Verträge mit Baden, Hessen, Württemberg und Bayern am 5. und 9. Dezember 1870 genehmigt hatte, eine Vorlage ein, daß der Deutsche Bund den Namen „Deutsches Reich" und das Oberhaupt desselben den Titel „Deutscher Kaiser" annehmen solle. Diese Vorlage wurde mit 188 Stimmen gegen die Stimmen der 6 Sozialdemokraten angenommen und zugleich der Erlaß einer Adresse an den König von Preußen beschlossen, in welcher auch der Reichstag dem Könige Wilhelm „vereinigt mit den Fürsten Deutschlands mit der Bitte nahte, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen".[1]) Die Adresse schloß mit den Worten: „Das Vaterland dankt dem Führer und dem ruhmreichen Heere, an dessen Spitze Ew. Majestät heute noch auf dem erkämpften Siegesfelde weilt. Unvergessen für immer werden der Nation die Hingebung und die Thaten ihrer Söhne bleiben. Möge dem Volke bald beschieden sein, daß der ruhmgekrönte Kaiser der Nation den Frieden wiedergiebt. Mächtig und siegreich hat sich das vereinte Deutschland im Kriege bewährt unter seinem höchsten Feldherrn, mächtig und friedliebend wird das geeinigte Deutsche Reich unter seinem Kaiser sein." Am 18. Dezember nachmittags 2 Uhr wurde diese Adresse durch eine Abordnung des Reichstags unter Führung des Präsidenten Dr. Simson dem König Wilhelm im großen Empfangssaale der Präfektur zu Versailles im Beisein der deutschen Fürsten, die damals im Hauptquartier weilten, Bismarcks, der Generale und der Spitzen des Königlichen Hofstaates überreicht. Schon am 1. Januar 1871 trat die neue Verfassung des Deutschen Reiches in Kraft, und am 18. Januar 1871 wurde in dem Schlosse zu Versailles die Annahme des deutschen Kaisertitels durch König Wilhelm in Gegenwart aller Fürsten Deutschlands oder ihrer Vertreter sowie von Abordnungen sämtlicher deutschen

---

1) Wortlaut der Adresse.

Heere durch eine Proklamation an das deutsche Volk, die Graf Bismarck auf Befehl des Königs verlas, feierlich verkündigt.

Die ungeheure, nervenaufregende Arbeit, die Bismarck in den letzten Monaten vollbracht hatte und die uns die geniale Gewalt dieses Riesengeistes im glänzendsten Lichte zeigt, hatte seine Gesundheit erschüttert. Kriegsminister von Roon schrieb am 21. Januar 1871 an seine Gemahlin: „Bismarck fand ich, wie häufig, verstimmt und in gewissen Punkten sehr gereizt; er ist kränker, als er selbst und andere glauben, wiewohl er ausreitet und ausfährt. Ich hoffte, das nun glücklich gelegte Kaiser-Ei würde ihm vorläufige Befriedigung gewähren, aber es ist leider nicht der Fall. Ich meine, er dürfte nicht vergessen, daß wir armen mangelhaften Menschen mit und ohne Kronen uns gegenseitig tragen und ertragen müssen, wenn wir nicht die Hölle auf Erden haben wollen. Ein Gesunder vergißt das nicht leicht auf lange, deshalb muß ich vieles auf sein Kranksein schieben."[1]) Trotzdem mußte Bismarck rastlos an dem großen Werke weiter arbeiten. Am 28. Januar fiel Paris, und an demselben Tage wurde ein Waffenstillstand zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossen. Der Präliminarfrieden wurde am 26. Februar zu Versailles unterzeichnet und am 1. März von der französischen Nationalversammlung, die in Bordeaux tagte, angenommen. Am 1. März zogen die deutschen Truppen in Paris ein, auch Bismarck ritt mit an der Spitze der Armee. Elsaß und ein Teil von Lothringen, sowie Stadt und Festung Metz waren in deutschen Besitz übergegangen, eine Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Francs mußte Frankreich an Deutschland zahlen. Nun konnte Bismarck am 6. März Versailles verlassen, und am 9. März früh $\frac{1}{2}$8 Uhr traf er in Berlin ein, wo er am Bahnhof von seiner Gemahlin und Tochter aufs freudigste begrüßt wurde. Als am 17. März Kaiser Wilhelm unter dem Jubel des Volkes in Berlin eintraf, wurde er von Bismarck am Potsdamer Bahnhofe empfangen. Begeisterte Rufe und jubelnde Volksmassen begleiteten die kaiserlichen Wagen

---

1) Deutsche Revue 1891, III, 144.

bis zum Schlosse, wo die Menge noch lange mächtige Hochrufe erschallen ließ. Reiche Anerkennung seines königlichen Herrn und des deutschen Volkes wurde dem großen Kanzler zuteil. Als am 21. März der erste deutsche Reichstag eröffnet wurde, erhob der Kaiser an diesem Tage den Grafen Bismarck in den Fürstenstand, und als Fürst Bismarck ist er der volkstümlichste Mann unseres Jahrhunderts geworden und wird er für alle Zeiten unter unserem Volke weiterleben. Zahlreiche deutsche Städte ehrten ihn durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts; am 28. Januar, am Tage der Kapitulation von Paris, hatte ihn Leipzig, am 1. Februar Hamburg, am 16. März 1871 Berlin zum Ehrenbürger ernannt; die Marmorbüsten Bismarcks und Moltkes wurden im Rathaussaale Berlins aufgestellt. Die Verdienste Bismarcks hebt der Berliner Ehrenbürgerbrief in den folgenden treffenden Worten hervor: „Wir, der Magistrat der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Berlin, urkunden und bekennen hiermit, daß wir im Einverständnisse mit der Stadtverordnetenversammlung dem Kanzler des Deutschen Reiches u. s. w. Fürsten Otto Eduard Leopold von Bismarck, welcher, nachdem Er in ernster Vorbereitung für den öffentlichen Dienst in treuer und einsichtsvoller Führung desselben die Kräfte und Lebensbedingungen des preußischen Staates mit seltener Klarheit erkannt hatte, — von Seinem Könige an die Spitze der Regierung und zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten berufen — erfüllt von glühendem Patriotismus, geleitet von sicherem Verständnis der Geschichte, getragen von der schöpferischen Kraft Seines Genius, der preußischen Politik die höchsten Ziele stellte; mit Weisheit die Wege zur Erreichung derselben vorbereitete; die eröffneten Bahnen mit unerschütterlichem Mute verfolgte; — durch die von glänzenden Waffenthaten des preußischen Heeres unterstützten Siege seiner Staatskunst die nordalbingischen Grenzlande für Preußen gewann, Österreich aus Deutschland ausschloß und den Norddeutschen Bund gründete; während des gewaltigen Kampfes gegen Frankreich, für den Er in weiser Voraussicht den Norden und Süden zur Waffengemeinschaft verbunden hatte, mit kluger und rascher That die politische Vereinigung sämtlicher

deutschen Fürsten und Stämme herbeiführte und dem unter den ehrwürdigen Formen von Kaiser und Reich zusammengefaßten deutschen Volke die Wirklichkeit eines nationalen Lebens wiedergab, in dankbarer Anerkennung dieser Verdienste um das Vaterland, welche die Mitwelt bewundert, die Nachwelt erst in ihren vollen Wirkungen erkennen wird, das Ehrenbürgerrecht unserer Stadt erteilt haben." Am 24. Juni 1871 überwies Kaiser Wilhelm dem Fürsten Bismarck eine Dotation an Grundbesitz im Amte Schwarzenbek im Herzogtum Lauenburg, es war dies die Besitzung Friedrichsruh.

Der erste deutsche Reichstag wurde mit einer Thronrede eröffnet, welche die Versicherung enthielt, daß Deutschland ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein werde, weil es stark und selbstbewußt genug sei, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als ein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbteil zu bewahren. Und die Politik Bismarcks hat dieses Wort in der glänzendsten Weise eingelöst; es gelang ihm, trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die sich ihm oft entgegenstellten, dem neuen Deutschen Reiche den Frieden zu erhalten und dadurch vor allem dem stetigen Wachstum und der inneren Entwickelung des neuen Reiches die Bahn frei zu machen. Am 28. Juli 1872 feierte Bismarck seine silberne Hochzeit, von Fürsten und Volk aufs herzlichste beglückwünscht. In dieser Zeit weilte auch Motley zum Besuche in Varzin, wo Bismarck das Familienfest beging, und in einem Briefe Motleys findet sich eine fesselnde Schilderung der Persönlichkeit Bismarcks aus jener Zeit. Der Amerikaner schrieb am 25. Juli 1872 aus Varzin an seine Frau: „Wir hatten anderthalb Stunden zu fahren bis Varzin. Als der Postillon sein Horn blies und an der Thür vorfuhr, kamen Bismarck, seine Frau, Marie und Herbert alle heraus und bewillkommneten uns schon am Wagen in der herzlichsten Weise. Ich fand seine Erscheinung wenig verändert seit 1864, was mich überrascht hat. Er ist etwas stärker geworden und sein Gesicht verwitterter, aber ebenso ausdrucksvoll und gewaltig wie immer. Frau von Bismarck hat sich noch weniger verändert in den

vierzehn Jahren, die vergangen sind, seit ich sie gesehen. Sie sind beide so gütig und liebenswürdig zu Lilli (Motleys Tochter), daß es ihr vorkommt, als hätte sie sie lebenslang gekannt. Marie (Bismarcks Tochter) ist ein niedliches Mädchen mit schönem dunklem Haar und grauen Augen — einfach ungeziert und gleich Vater und Mutter voll Übermut. Die Lebensweise ist höchst ungeniert, wie Du denken wirst, wenn ich Dir sage, daß wir direkt vom Wagen in den Speisesaal abgeführt wurden (nach einer staubigen, heißen Reise, per Eisenbahn und Wagen 10 Stunden unterwegs) und uns niedersetzen und das Essen nachholen mußten, welches schon halb vorüber war, da wir durch irgend ein contretemps eine Stunde später anlangten, als wir erwartet worden. Nach Tisch machte Bismarck mit mir einen Spaziergang in den Wald, wobei er die ganze Zeit in der einfachsten, lustigsten und interessantesten Weise sprach, über alles, was sich in diesen furchtbaren Jahren ereignet hat, aber er sprach davon, wie alltägliche Leute von den alltäglichsten Begebenheiten sprechen, ohne jede Affektation. Und gerade weil er so einfach ist, sich so gehen läßt, muß man innerlich zu sich selbst sagen: ‚Dies ist der große Bismarck, der größte der jetzt lebenden Menschen, und einer der größten Charaktere, die es je gegeben hat‘ . . . . . . Am Abend saßen wir wieder als gemischte Gesellschaft beisammen, indem die einen Thee tranken, die andern Bier und einige Selterwasser, während Bismarck eine Pfeife rauchte. Er raucht jetzt aber wenig und nur ganz leichten Tabak in der Pfeife. Früher, als ich ihn kannte, rauchte er unaufhörlich die stärksten Cigarren, und jetzt, sagte er, könne er nicht mehr, um sein Leben zu retten, Cigarren rauchen, solchen Widerwillen erregen sie ihm. Ein Gutsnachbar, Herr von Thadden und Frau, waren die einzigen Gäste, und sie gehen heute nachmittag wieder fort. Dieser pommersche Freund hatte die Schlacht bei Königgrätz mitgemacht, und Bismarck erzählte eine Menge Anekdoten von jener Schlacht und in der Folge auch höchst merkwürdige und interessante Einzelheiten von den Unterhandlungen in Nikolsburg. Ich wünschte, Du hättest ihm zuhören können. Du kennst

seine Art und Weise. Von allen Männern, die ich je gesehen, klein oder groß, ist er am wenigsten Poseur. Alles kommt so nebenbei und nachlässig heraus, aber ich wollte, es befände sich ein unsichtbarer, selbst arbeitender Boswell an seinem Knopfloch und verewigte seine Gespräche. Von dem, was er über die Nikolsburger Konferenz äußerte, fand ich so manches bestätigt, was ich mir immer gedacht. Die Militärs steiften sich auf die Meinung, nach Sadowa müsse man in Wien einziehen. Bismarck widersetzte sich dieser Idee auf das stärkste. Er sagte, es sei absolut geboten, Österreich nicht zu demütigen, nichts zu thun, was in der Zukunft freundliche Beziehungen unmöglich mache, worauf einige Personen nicht mehr mit ihm sprechen wollten. Die Ereignisse haben Bismarcks Ansicht völlig gerechtfertigt, wie jetzt alle eingestehen. Es würde leicht genug gewesen sein, nach Wien, selbst nach Ungarn vorzugehen, aber der Rückzug hätte große Gefahren mit sich gebracht. Ich fragte ihn, ob er nun mit dem Kaiser von Österreich gut Freund wäre. Er sagte: Ja, und der Kaiser wäre im vorigen Jahre in Salzburg ausnehmend höflich zu ihm gewesen und durch den ganzen Saal sogleich auf ihn zugekommen, als er sich in der Thüre gezeigt. Er sagte, als er noch jünger war, habe er sich für einen ganz klugen Burschen gehalten, aber sich allmählich überzeugt, daß niemand wirklich mächtig oder groß sei, und er müsse darüber lachen, wenn er sich preisen höre als weise, vorherrschend und als übe er große Macht aus in der Welt. Ein Mann in seiner Stellung wäre genötigt, während Unbeteiligte erwögen, ob es morgen Regen oder Sonnenschein geben würde, prompt zu entscheiden: es wird regnen oder es wird schön Wetter sein und demgemäß zu handeln mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Hatte er recht geraten, rief alle Welt: Welche Weisheit — welche Prophetengabe! Hatte er unrecht, so möchten alle alten Weiber mit Besenstielen nach ihm schlagen. Wenn er weiter nichts gelernt hätte, so hätte er Bescheidenheit gelernt. Ganz gewiß lebte nie ein Sterblicher, der so unaffektiert war, und auch kein genialerer. Er sieht aus wie ein Koloß, aber seine Gesundheit ist schon er-

schüttert. Er kann nie vor vier oder fünf morgens einschlafen. Natürlich folgt ihm seine Arbeit hier nach, doch schien sie ihn wenig zu belästigen. Er sieht aus wie ein Landedelmann, der vollkommene Muße hat . . . . . . Er spricht rechts und links über alles und jedes . . . . Ich wünschte nur, daß ich eine Beschreibung wiedergeben könnte, die er von seiner Zusammenkunft mit Jules Favre und später mit Thiers und Favre machte, beim Friedensschluß. Einen Zug jedoch darf ich nicht vergessen. Favre sprach ein wenig laut oder schrie aus Affektation und sprach sehr pathetisch und heldenmütig. Da sagte Bismarck, er möge ihn doch nicht haranguieren, als wäre er eine Versammlung, sie sprächen beide von Geschäften, und er wäre gegen jede Art von Beredsamkeit vollkommen abgehärtet. Favre bat ihn, nicht zu erwähnen, daß er so schwach gewesen war zu weinen, und es belustigte Bismarck nicht wenig, nachher in dem gedruckten Berichte, den Favre veröffentlichte, zu finden, daß er selbst mit den vergossenen Thränen darin Parade macht."[1])

Nachdem am 10. Mai 1871 endgiltig der Friede zu Frankfurt a. M. geschlossen war und so, wie Bismarck in seinem Trinkspruche bei dem vom Oberbürgermeister Dr. Mumm aus Anlaß des Friedensschlusses gegebenen Festmahl in Frankfurt sagte, „der erste große politische Akt des wiedererstandenen Deutschen Reiches gerade in Frankfurt, der alten Kaiser- und Krönungsstadt, sich hatte vollziehen können"[2]), war Bismarck als deutscher Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident noch ziemlich 20 Jahre für Deutschlands Wohl und Weiterentwickelung thätig. Mißtrauen wurde dem neuen Deutschen Reiche von allen Seiten entgegengebracht, aber Bismarck wußte durch seine Staatskunst dieses Mißtrauen bald zu besiegen und die feindselige Stimmung gegen Deutschland in volles Zutrauen zu dem neuen, jungen Reiche umzuwandeln. In der Zeit vom 5.—12. September 1872 weilten die Kaiser von Rußland und von Österreich in Berlin, und Bismarck brachte durch seine

1) Motleys Briefwechsel, übersetzt von Eltze II, 361—365.
2) Poschinger, Ansprachen S. 23.

Verhandlungen mit dem russischen Reichskanzler, dem Fürsten Gortschakoff, und dem österreichischen Minister Andrassy das Dreikaiserbündnis zustande oder das Drei-Kaiser-Verhältnis, wie es Bismarck in der Rede vom 19. Februar 1878 nannte, weil es nicht auf geschriebenen Verpflichtungen, sondern auf der persönlichen Sympathie zwischen den drei Monarchen beruhte. Und als im Jahre 1877 der russisch-türkische Krieg ausgebrochen war, erhielt Bismarck den Weltfrieden dadurch, daß er vollständige Neutralität des Deutschen Reiches zusicherte und dadurch auch von den übrigen Mächten die Neutralität erlangte. Nachdem der Krieg beendigt war, wurde daher Deutschland von allen europäischen Regierungen gebeten, einen europäischen Kongreß nach Berlin einzuberufen, um die orientalischen Streitfragen zu schlichten. Der Kongreß tagte vom 13. Juni bis zum 13. Juli 1878. In der ersten Sitzung wurde auf Vorschlag des Grafen Andrassy Fürst Bismarck zum Vorsitzenden gewählt, und die ganze Art, wie Bismarck diesen Kongreß leitete und die Verhandlungen zu einem günstigen Abschlusse führte, muß als eines der hervorragendsten Meisterstücke seiner politischen Kunst bezeichnet werden.[1] Am Schlusse der Sitzungen erhob sich Graf Andrassy und drückte im Namen der übrigen Kongreßmitglieder dem Fürsten Bismarck die wärmste Dankbarkeit aus. Unabänderlich habe Bismarck im Auge gehabt, den Frieden zu sichern und zu befestigen, seine ganzen Anstrengungen habe er darauf gerichtet, die Meinungsverschiedenheiten zu versöhnen und der Ungewißheit, die so schwer auf Europa lastete, so schnell als möglich ein Ende zu machen. Dank der Weisheit, der unermüdlichen Energie, mit der der Präsident des Kongresses die Arbeiten geleitet, habe er in einem hohen Grade zu dem schnellen Gelingen des Friedenswerkes beigetragen. Und Bismarck schloß den Kongreß mit dem Hinweis, daß in den Grenzen des Möglichen Europa die große Wohlthat des Friedens, der so schwer bedroht gewesen, durch die Arbeit des Kongresses

1) Die Verhandlungen des Kongresses sind jetzt bequem zugänglich bei Poschinger, Ansprachen S. 43—98.

zurückgegeben und gesichert worden sei und daß er die feste Hoffnung habe, die Eintracht Europas werde mit Gottes Hilfe dauerhaft bleiben.

Gortschakoff hatte sich aber doch verletzt gefühlt, daß nicht ihm der Vorsitz in diesem Kongresse übertragen worden war, und daher suchte er nun in dem Kaiser Alexander II. Mißtrauen gegen Deutschland zu erwecken. Und als nun die Grenzen zwischen Rußland und der Türkei nach dem Friedensschlusse durch eine Kommission aller europäischen Mächte thatsächlich für die Zukunft festgesetzt werden sollten, sollte sich Deutschland ohne weiteres den Vorschlägen des russischen Bevollmächtigten unterwerfen. Da Kaiser Wilhelm dies nicht zugab, so schien der Krieg unausbleiblich. Dennoch gelang es Bismarck durch den Abschluß eines Bündnisses mit Österreich am 7. Oktober 1879, das am 15. Oktober durch die beiden Monarchen unterzeichnet wurde, den drohenden Krieg abzuwenden. Diesem Bunde trat bald darauf Italien bei, endgiltig im März 1883, sodaß ein Dreibund entstand, der nun die sicherste Gewähr für den europäischen Frieden leistete. Am 13. März 1887 wurde das Bündnis zwischen Deutschland, Österreich und Italien erneuert. Auch gelang es Bismarck, allmählich wieder ein gutes Einvernehmen mit Rußland herzustellen und dies auch bei späteren bedrohlichen Vorgängen fortgesetzt aufrecht zu erhalten. Als in den Jahren 1886 und 1887 der General Boulanger, der am 7. April 1886 zum Kriegsminister ernannt worden war, Frankreich in einen neuen Krieg gegen Deutschland hineinzustürzen suchte, wendete Bismarck die drohende Kriegsgefahr ab durch Erhöhung der Friedensstärke des Heeres, die unter großem Widerstande des Reichstags von Bismarck dennoch durchgesetzt und am 9. März 1887 von dem durch Neuwahlen gebildeten Reichstage auf sieben Jahre bewilligt wurde. Gegen Ende des Jahres 1887 drohte jedoch die Kriegsgefahr, diesmal von russischer und französischer Seite, aufs neue, und daher wurde am 9. Dezember 1887 dem Reichstage ein Gesetzentwurf, betreffend Änderungen der Wehrpflicht, überwiesen, durch den die Kriegsstärke der Armee gleich für die erste Mobilmachung ganz

bedeutend erhöht wurde. Zu diesem Zwecke mußte auch eine größere Anleihe für Zwecke der Verwaltung des Reichsheeres aufgenommen werden. Beide Gesetze, das Wehrgesetz und das Anleihegesetz, standen am 6. Februar 1888 zur Beratung. Da hielt Bismarck eine seiner bedeutsamsten Reden im Reichstage, die in den Worten gipfelte: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.“ Die Vorlage wurde daraufhin einstimmig vom Reichstage angenommen. Ein ungeheurer Jubel ging durch ganz Deutschland. Die Rede des Fürsten Bismarck wurde sofort „in 1218 Telegrammen vom Haupttelegraphenamt in Berlin nach 326 Orten des In- und Auslandes befördert; sie enthielt 10977 Worte“; 235 Beamte waren an 222 Apparaten thätig, um die telegraphische Beförderung zu erledigen (Bismarck-Regesten II, 446).

So war das neue Deutsche Reich ein wahrer Hort des Friedens geworden. Aber auch für den innern Ausbau sorgte Bismarcks geniale Staatskunst. Seine große Wirtschaftsreform, die er durchführte, beruhte im wesentlichen darauf, daß er statt des Freihandels den Schutzzoll einführte und daß er einen größeren Teil der unvermeidlichen Steuerlasten auf die weniger drückenden indirekten Steuern übertrug. Diese großen Pläne legte er in einem Schreiben an den Bundesrat vom 15. Dezember 1878 zusammenhängend dar.[1]) Durch diese Maßregeln, sowie durch Abschlüsse günstiger Handelsverträge mit anderen Mächten wurde der Wohlstand Deutschlands nach allen Seiten hin gehoben. Vor allem aber trat er den gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie entgegen und wußte sie in Schranken zu halten durch das Gesetz gegen diese Bestrebungen vom 21. Oktober 1878, das er nach den frevelhaften Mordversuchen, welche ein sozialdemokratischer Klempnergeselle am 11. Mai und ein fanatischer Student am 2. Juni 1878 gegen den greisen Kaiser Wilhelm unternommen hatten, im Reichstage nach schweren Kämpfen zur Annahme brachte. Er war aber keineswegs bloß auf Unterdrückung sozialdemokratischer Ausschreitungen

---

1) s. das Schreiben bei Horst Kohl, Reden Bismarcks VII, 349 ff.

bedacht, sondern suchte die Heilung der sozialen Schäden zugleich auf dem Wege der entschiedenen Förderung des Wohles der Arbeiter, was in der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, die nach Inhalt und Form Bismarck zum Urheber hat, zum Ausdruck kam. Kranken- und Unfallversicherung der Arbeiter wurden durch Gesetze angeordnet und geregelt, und ebenso wurde am 22. Juni 1889 das Gesetz erlassen, das die Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeiter einführte und das dem Reichstage am 22. November 1888 zugegangen und von diesem am 24. Mai 1889 angenommen worden war. Auch die deutsche Kolonialpolitik wurde von Fürst Bismarck eingeleitet, um neue Absatzgebiete für die Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes und deutscher Volkskraft zu gewinnen. Namentlich in dem Streite, den Bismarck für die Rechte des Staates gegen die katholische Kirche führte und den man kurz als den Kulturkampf zu bezeichnen pflegt, hatte er sich durch sein entschiedenes Eintreten für die Rechte des Staates, das in den Worten seiner großen Rede vom 14. Mai 1872 gipfelte: „Seien Sie außer Sorge, nach Canossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig,“[1]) die Feindschaft der Ultramontanen zugezogen. Der Haß gegen Bismarck trieb einen fanatisch erregten Böttchergesellen, namens Kullmann, dazu, am 13. Juli 1874 in Kissingen ein Attentat gegen den Fürsten zu unternehmen. Bismarck wurde an der Hand verwundet, Kullmann wurde von dem Tenoristen Lederer ergriffen. Bei Tische äußerte Bismarck: „Die Sache ist zwar nicht kurgemäß, aber das Geschäft bringt es so mit sich.“ Als ihm am Abend von den Badegästen ein Fackelzug gebracht wurde, richtete er folgende Ansprache an diese: „Ich danke Ihnen für die Teilnahme. Danken Sie mit mir Gott, daß seine Hand mich so sichtbar geschützt hat. Weiter ein Wort über die Sache zu reden, geziemt sich nicht mir — sie ist dem Urteil des Richters übergeben. Das aber darf ich wohl sagen, daß der Schlag, der gegen mich gerichtet war, nicht meiner Person galt, sondern der Sache, der ich mein Leben gewidmet habe: der

---

1) Horst Kohl, Reden V, 338.

Einheit, Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands. Und wenn ich auch für die große Sache hätte sterben müssen, was wäre es weiter gewesen, als was Tausenden unserer Landsleute passiert ist, die vor drei Jahren ihr Blut und Leben auf dem Schlachtfelde ließen? Das große Werk aber, das ich mit meinen schwachen Kräften habe mit beginnen helfen, wird nicht durch solche Mittel zu Grunde gerichtet werden, wie das ist, wovor mich Gott gnädiglich bewahrt hat. Es wird vollendet werden durch die Kraft des geeinten deutschen Volkes. In dieser Hoffnung bitte ich mit mir ein Hoch zu bringen auf das geeinte deutsche Volk und auf seine verbündeten Fürsten!" [1])

Aber alle Feindschaft, die Bismarck entgegengebracht wurde, war immer nur der Ausdruck der Parteileidenschaft; das Volk als solches hat ihn immer als seinen Helden, als seinen nationalen Genius verehrt. Das trat deutlich zu Tage am 70. Geburtstage des Fürsten, dessen Feier sich zu einer großartigen nationalen Kundgebung gestaltete. Kaiser Wilhelm schenkte ihm ein von Anton von Werner gemaltes Bild: „Die Kaiserproklamation von Versailles", das deutsche Volk überreichte ihm eine Bismarckspende, die in dem Stammgute Schönhausen bestand, das der Bismarckschen Familie in seinem Hauptteile nicht mehr gehört hatte, und in einer Summe von 1200000 Mark, die der große Kanzler zu einer Schönhauser Stiftung verwendete, woraus Reisestipendien an Kandidaten des höheren Lehramts verliehen werden sollten.

Wenige Jahre darnach wurde Bismarck vom tiefsten Schmerz erschüttert, als sein geliebter Herr und Kaiser Wilhelm I. am 9. März 1888 aus dem Leben schied. Diesem gewaltigen Herrscher und wahrhaft edlen Menschen, der einst einem Entlassungsgesuche des Fürsten Bismarck am 7. April 1877 ein entschiedenes: „Niemals!" entgegengestellt hatte, das er an den Rand des Gesuchs schrieb, war Bismarck länger als ein Vierteljahrhundert hindurch aufs innigste verbunden gewesen, hatte mit ihm die folgenschwersten Entschlüsse gefaßt

1) Poschinger, Ansprachen S. 33.

und alle Gefahren und Strapazen geteilt: es war kein Wunder, daß dem Fürsten, als er thränenden Auges im Reichstage die Trauerkunde mitteilte[1]), fast die Stimme versagte. Aber auch dem Kaiser Friedrich, der nun die Regierung antrat, war Bismarck ein treuergebener Diener und thatkräftiger Berater. Und als noch in demselben Jahre der edle Friedrich III. einem heimtückischen, schweren Leiden erlag und am 15. Juni 1888 Kaiser Wilhelm II., der schon als Prinz und Kronprinz wiederholt seine Sympathien für den großen Kanzler zu erkennen gegeben hatte, die Regierung antrat, da glaubte das deutsche Volk sicher, daß Fürst Bismarck bis an sein Lebensende im amtlichen Dienste des deutschen Vaterlandes und des Hohenzollernhauses bleiben würde. Aber trotz des guten Einvernehmens, das zwischen Kaiser und Kanzler bis zum Schlusse des Jahres 1889 herrschte, führten zunächst sozialpolitische Fragen bald zu einer Entfremdung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck, und diese steigerte sich bald soweit, daß der Kaiser am 17. März 1890 den Kanzler amtlich auffordern ließ, sein Entlassungsgesuch einzureichen. Obwohl Bismarck schon lange bei sich den Gedanken erwogen hatte, ob er, da seine politischen Anschauungen sich nicht mehr mit denen des Kaisers deckten, von seinem Amte zurücktreten solle oder nicht, glaubte er doch nicht die Verantwortung dafür, daß er in der Zeit einer schweren sozialpolitischen Krisis die Flinte ins Korn werfe, übernehmen zu können. Er hatte daher alle persönliche Empfindlichkeit unterdrückt und aus eisernem Pflichtgefühl und glühendem Patriotismus sein schweres Amt weitergeführt. Nun aber, als der Kaiser ihn zum Rücktritt aufforderte und diesen Befehl am Abend des 17. März sogar wiederholte, sah er darin eine Erleichterung von schwerer Sorge, eine von außen an ihn herantretende Lösung der quälenden Zweifel und Bedenken in seinem Innern. Am 18. März reichte er sein Entlassungsgesuch ein, in dem er eine ausführliche Begründung

1) S. diese amtliche Mitteilung in unserer vorliegenden Ausgabe unter dem 9. März 1888.

seiner Handlungsweise gab. In einem huldvollen Schreiben Kaiser Wilhelms II., das der unauslöschlichen Dankbarkeit des Kaisers und des Vaterlandes in beredten Worten Ausdruck gab, wurde dem Kanzler die Gewährung der Entlassung mitgeteilt und ihm die Würde eines Herzogs von Lauenburg verliehen. Diesem war ein zweites Schreiben beigefügt, das Bismarcks militärische Verdienste und dessen erfolgreiches Eintreten für die Armee und die Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes in warmen Worten anerkannte, und durch das ihn Kaiser Wilhelm II. zum General-Obersten der Kavallerie mit dem Range eines Generalfeldmarschalls ernannte.

Als die Kunde von diesen Ereignissen in die Öffentlichkeit gelangte, da brach die Liebe des deutschen Volkes in ungestümer und wahrhaft erhebender Weise überall hervor. Und als Bismarck am 26. März in der Generalsuniform des Magdeburgischen Kürassierregiments von Seydlitz zum kaiserlichen Schlosse fuhr und ebenso als er von da nach dem Reichskanzlerpalais zurückkehrte, kam es zu stürmischen, wahrhaft ergreifenden Huldigungen, die das Volk, wie von einer augenblicklichen begeisterten Eingebung dazu getrieben, völlig ohne jede Vorbereitung ihm darbrachte. Augenzeugen berichten, daß dieser aus der Tiefe des Herzens dargebrachte Anteil des Volkes, der sich am 29. März, als Bismarck von der Wilhelmstraße nach dem Lehrter Bahnhof fuhr, um Berlin zu verlassen, in unbeschreiblich gewaltiger Weise wiederholte, alles übertroffen habe, was man bis dahin an Huldigungen in Berlin erlebt habe. Am Tage vor seiner Abreise, am 28. März, hatte Bismarck in Charlottenburg die Gruft seines geliebten „alten Herrn", des Kaisers Wilhelm I. aufgesucht und dort am Sarge, indem er drei Rosen niederlegte und wohl eine Viertelstunde in der Gruft verweilte, von dem großen Herrscher, mit dem in Gemeinschaft er so beispiellose Erfolge erkämpft, Abschied genommen.

Seitdem weilt der gewaltige Nationalheros unseres Volkes in patriarchalischer Ruhe in Friedrichsruh, geehrt und geliebt von dem deutschen Volke, welches diesen herrlichen Landsitz nun wie ein Nationalheiligtum betrachtete, zu dem es bald in hellen

Scharen zu wallfahrten begann. Als sich unser Altreichskanzler im Sommer 1892 zur Vermählung seines Sohnes, des Grafen Herbert von Bismarck, nach Wien begab, da wurde ihm am 18. Juni in Dresden eine Huldigung bereitet, deren hinreißende, unmittelbar aus überquellenden Herzen hervordringende Gewalt jeder Beschreibung spottete. Und diese Huldigungen wiederholten sich, als er sich später von Wien nach Kissingen zur Kur begab, namentlich in München, Jena, Kissingen und anderen Orten, sodaß seine Fahrt überall von großartigen Kundgebungen der Dankbarkeit und Verehrung, die das deutsche Volk dem großen Baumeister des Deutschen Reiches entgegenbringt, umgeben war. Namenloser Jubel erfüllte daher alle deutschgesinnten Herzen, als am 26. Januar 1894 die Aussöhnung zwischen Kaiser Wilhelm II. und Bismarck in Berlin erfolgte, zu der der Kaiser, mit echter Seelengröße sich selbst überwindend, den ersten Schritt gethan hatte. Mit wahrhaft fürstlichen Ehren wurde unser Altreichskanzler vom Kaiser in Berlin begrüßt und aufgenommen, und das deutsche Volk feierte einen nationalen Festtag, wie er seit den herrlichen Tagen von 1870 und 1871 und seit dem neunzigsten Geburtstage Kaiser Wilhelms I. nicht wieder dagewesen war. Leider sollte diesem hohen Festtage noch in demselben Jahre ein Tag tiefer Trauer folgen, da am 27. November 1894 die Fürstin Bismarck, die treue Gefährtin seines Lebens, in Varzin, wo im Herbste 1894 Bismarck mit seiner Familie weilte, aus dem Leben schied. Das ganze deutsche Volk nahm herzlichen Anteil an diesem herben Verluste. Eine der edelsten deutschen Frauen wurde unserm Volke in ihr entrissen. Die echt deutsche Ehe, die Bismarck mit ihr geführt und die vom tiefsten und reinsten Glücke durchstrahlt war, wird für unser Volk allezeit ein erhabenes, weithin leuchtendes Vorbild bleiben.

Wer jemals in das wie aus Stein gemeißelte, gewaltige Antlitz unseres nationalen Heros geschaut, wer je in sein großes, flammendes Auge geblickt hat, der hat mit sich die unauslöschliche Empfindung hinweggetragen: Aus diesem Auge blickte dich dein Jahrhundert, aus diesen Zügen die Geschichte deines Volkes

an. Am 1. April feiert er, der größte Sohn Deutschlands, wie ihn der Dortmunder Ehrenbürgerbrief nennt, so Gott es will, seinen achtzigsten Geburtstag. Er hat bei der Riesenarbeit, die er für unser Volk gethan, bei der ungeheuren Verantwortung, die fortgesetzt auf ihm lag, auf den behaglichen Genuß des Lebens, in dem so viele Menschen ihr höchstes Ziel sehen, fast ganz verzichten müssen, wie er erst kürzlich gegen ein Mitglied des Leipziger „Vaterländischen Vereins“ äußerte. In dem ewigen Kämpfen und Ringen um politische Erfolge und in der unablässigen Sorge, einen endlich errungenen Erfolg festzuhalten und in der rechten Weise auszunützen, waren ihm die Stunden wahren Glücksgenusses nur spärlich zugemessen. Um so mehr ist es unsere Pflicht, ihm an dem großen nationalen Festtage, der uns bevorsteht, unsere innige Verehrung und unauslöschliche Dankbarkeit zu bekunden. Und wenn unserm Volke von Gott das große Gnadengeschenk zuteil wird, den achtzigsten Geburtstag unseres nationalen Heros feiern zu dürfen, dann wollen wir mit dem größten Dichter Deutschlands in überquellendem Jubel ausrufen:

Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und stumm.

2. Die Sprache Bismarcks.[1])

Wie bei allen, die ein großes Schicksal durchs Leben trägt, tritt uns auch in Bismarcks Leben eine Fülle von Gegensätzen entgegen. Kein Glückwunsch begrüßte ihn bei seinem Eintritte ins Leben. Denn sein Vater, der Rittmeister a. D. Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck, veröffentlichte am 2. April 1815 folgende „Entbindungsanzeige": „Die gestern erfolgte glückliche Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohn verfehle ich nicht allen Verwandten und Freunden unter Verbittung des Glückwunsches bekannt zu machen." (Mitgeteilt von Horst Kohl in seinen Bismarck-Regesten I, 1.) Und wieviel Glückwünsche, nicht nur von „Verwandten und Freunden", sondern von Fürsten und ganzen Völkern hat dieser „gesunde Sohn" an den späteren Jahrestagen seiner Geburt entgegennehmen müssen! Er, der am liebsten sich in freier Luft bewegte und auf dem Lande lebte, den seine Neigung zum Offizierberufe drängte, der die Tinte und alle Federarbeit haßte, der sich hütete, für das Ministeramt „eingefangen" zu werden, er mußte nach dem Wunsche seines Vaters in den Staatsdienst treten, war oft Tage, oft Wochen und Monate lang an den Schreibtisch gebannt und mußte mit der Feder das festhalten, was das Schwert erworben hatte, er wurde nicht nur Minister, sondern Ministerpräsident und Reichskanzler. Er, dem die Popularität als ein so großes Übel erschien, daß er glaubte, wenn irgend eine seiner Anordnungen oder Anschauungen populär

---

1) Vergleiche meinen Aufsatz in der „Täglichen Rundschau" in den Nummern vom 10.—14. September 1892.

wurde, etwas Falsches gethan zu haben[1]), er ist der volkstümlichste Mann des Jahrhunderts geworden. Während er es wiederholt als sehr lästig bezeichnet, „auf jeder Station wie ein Japanese angestaunt" (Brief vom 19. Juli 1863) oder „von den Leuten wie ein neues Nilpferd für den Zoologischen Garten betrachtet" (Brief vom 22. Juli 1864) oder „von aller Welt angestiert" (27. Juli 1864) zu werden und „diese Existenz auf der Schaubühne, wenn man in Ruhe ein Bier trinken will, unbehaglich" findet; während er noch am 10. Juli 1874 im „Kissinger Tageblatt" die Bitte veröffentlicht, „ihn auf der Promenade mit Grüßen zu verschonen": muß er jetzt in Sorge sein, daß ihm nicht von der begeisterten Menge die Hände blutig gedrückt und die Arme ausgerenkt werden und er nicht, nach seinem eigenen Ausspruche, „gewrangelt" werde. Während er im Anfang der sechziger Jahre, wie er selbst sagt, der „Gegenstand allgemeinen Übelwollens" war (Brief vom 19. Juli 1863) und er sich in der Rede vom 16. Januar 1874 mit Stolz „die am besten gehaßte Persönlichkeit" in Preußen nannte, gehört ihm schon längst die begeisterte Liebe aller Nationalgesinnten und gerade vorwiegend derer, die ihn früher, in partikularistischen Irrtümern befangen, mit Haß verfolgten.

Und solche Gegensätze finden sich auch in seinem Verhältnis zu unserer Sprache und Dichtung. Er, der geschworene Feind alles Weinerlichen und Sentimentalen, der nüchterne, kühle Beobachter und praktische Rechner, hat wiederholt durch die Tiefe seines Gemütes alles mit sich fortgerissen und durch die großartige Einfachheit und Wahrheit, mit der er seine innersten Gefühle aussprach, selbst in Kampf und Sturm gehärtete Männer bis zu Thränen gerührt. Er, der Verfasser von Aktenstücken, die sich durch eine Klarheit und Nüchternheit der Auffassung des politischen Weltgetriebes und durch eine logisch zwingende Genauigkeit der Gedanken und des Ausdrucks auszeichnen, wie sie bis dahin in politischen und diplomatischen Schriftstücken vergeblich gesucht wurde, er schildert in gleichzeitigen Briefen an

1) Vgl. Horst Kohl, Reden IX, 349 (12. Juni 1882).

seine Gemahlin mit solcher Lebendigkeit, mit solcher Innigkeit und Zartheit des Ausdrucks die Schönheit der ihn umgebenden Natur, daß man gar nicht mehr glaubt, die Stimme des Mannes zu vernehmen, der die Politik von „Blut und Eisen" begründete. So schreibt er am 8. Juli 1851 aus Frankfurt: „Gestern und heute wollte ich gern an Dich schreiben, kam aber vor allem Geschäftswirrwarr nicht eher dazu, als jetzt spät am Abend, wo ich von einem Spaziergang zurückkomme, auf dem ich in reizender Sommernachtluft, Mondschein und Pappelblättergeschwirr den Aktenstaub des Tages abgestreift habe. Am Sonnabend bin ich mit Rochow und Lynar nachmittags nach Rüdesheim gefahren, da nahm ich mir einen Kahn, fuhr auf den Rhein hinaus und schwamm im Mondschein, nur Nase und Augen über dem lauwarmen Wasser, bis nach dem Mäuseturm bei Bingen, wo der böse Bischof umkam. Es ist etwas seltsam Träumerisches, so in stiller, warmer Nacht im Wasser zu liegen, vom Strome langsam getrieben, und den Himmel mit Mond und Sternen und seitwärts die waldigen Berggipfel und Burgzinnen im Mondlicht zu sehen und nichts als das leise Plätschern der eigenen Bewegung zu hören; ich möchte alle Abende so schwimmen." Und am 13. August 1851 berichtet er aus derselben Stadt: „Gestern habe ich einen langen und einsamen Spaziergang gemacht im Gebirge bis tief in die wundervolle Mondnacht hinein . . . und schwelgte in der frischen Abend- und Bergluft des Taunus" Und wie elegisch, fast schwermütig, freilich dabei immer kraftvoll, fast wie eine Seite aus Goethes Briefen oder Tagebüchern nimmt sich folgende Stelle aus, die sich in einem seiner Frankfurter Briefe (vom 3. Juli 1851) findet: „Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden bei H. und habe mir mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Wein dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner einundzwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen N. N. und Miß H. jetzt leben, wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte, wie hat

meine Weltanschauung doch in den vierzehn Jahren seitdem so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, und wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder vierzehn Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben, wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder, — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben. Wenn ich mich bei dem Einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann, weiter zu leben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intriguieren und zu spionieren, ich weiß es wahrlich nicht. Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich gerade besonders schwarz gestimmt bin, im Gegenteil, es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt." Und als er 1866 im Hauptquartier an der Seite König Wilhelms in Österreich weilte, wo auf den Schlachtfeldern von Gitschin und Königgrätz auch für ihn und seine Politik die Entscheidung fiel, schrieb er am 2. Juli 1866 aus Gitschin an seine Gattin: „Schicke mir einen Roman zum Lesen, aber nur einen auf einmal." Während dieser Zeit höchster seelischer Erregung gedenkt er der Stunden, da er im Juli 1847 dieselbe Eisenbahn passierte, um mit seiner Gemahlin Johanna die Hochzeitsreise nach Wien und Venedig zu machen. Der berühmte Brief vom 9. Juli 1866, in dem er schildert, wie in der Schlacht bei Königgrätz König Wilhelm die Granaten in unangenehmster Nähe umschwirrten, beginnt mit den Worten: „Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor

19 Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durchfuhren?" So oft er nach Wien kam, gedachte er auch in den Briefen an Johanna der Hochzeitsreise. So schrieb er am 16. Juni 1852 aus Wien: „'s g'fallt mer hier gar net, wie Schrenk sagt, obschon es so nett war Anno 47, mit Dir, aber nicht bloß Du fehlst mir, sondern ich finde mich hier überflüssig, und das ist schlimmer, als ich Deinem unpolitischen Gemüt verständlich machen kann. Wenn ich, wie damals, nur zum Vergnügen hier wäre, so könnte ich nicht klagen; die Stadt ist zwar heiß und engstraßig, aber doch eine ausgezeichnete Stadt ... Gestern war ich in Schönbrunn und gedachte an unsere abenteuerliche Mondscheinexpedition beim Anblick der himmelhohen Hecken und der weißen Statuen in den grünen Büschen, besah mir das heimliche Gärtchen, in das wir zuerst gerieten, was sehr verbotener Grund ist, sodaß die Jägerschildwache, die schon damals dort stand, sogar das Hineinsehen verbietet." Am 27. Juli 1864 gedenkt er wiederum, als er beim Kaiser zu Tisch geladen war und dann mit anderen Gästen im Parke zu Schönbrunn promenierte, dieser „Mondscheinexpedition", und am 20. August 1864 schreibt er aus Schönbrunn: „Es ist zu wunderlich, daß ich gerade in den Zimmern zu ebener Erde wohne, die auf den heimlichen reservierten Garten stoßen, in den wir vor ziemlich genau 17 Jahren beim Mondschein hier eindrangen. Wenn ich über die rechte Schulter blicke, so sehe ich durch eine Glasthür gerade den dunklen Buchenheckengang entlang, in welchem wir mit dem heimlichen Behagen am Verbotenen bis an die Glasfenster wanderten, hinter denen ich jetzt wohne. Es war damals eine Wohnung der Kaiserin, und jetzt wiederhole ich im Mondschein unsere damalige Wanderung mit mehr Bequemlichkeit."

Es ließe sich so noch eine große Zahl ähnlicher Briefstellen anführen, aber schon diese wenigen werden genügen, um zu zeigen, wie dem eisernen Kanzler die echt deutsche Schwärmerei für Mondschein und Sonnenuntergang, für kleine und große Schönheiten der Natur niemals fremd gewesen ist. Und so stoßen wir denn, wenn wir die gesamten Briefe, Aktenstücke und Reden dieses gewaltigen Geistes bis ins einzelne genau studieren,

auf immer neue Überraschungen. Wir treten mit großen Erwartungen an seine Werke heran, aber diese Erwartungen werden doch noch weit übertroffen, und das Bild des gewaltigen Kanzlers steht zuletzt in einer solchen Vielseitigkeit und Größe vor uns, daß wir auf ihn in einer Weise, wie außer ihm nur noch auf wenige, das Wort des Terenz anwenden müssen: Nichts Menschliches ist ihm fremd. Und er, von dem Jahrzehnte hindurch die öffentliche Meinung behauptete, daß er ein Verächter der Kunst und des Schönen sei, daß er mit seinen Kürassierstiefeln über alle zarten Gefühle, über die Dichter und Dichtungen hinweggeschritten, daß er nie etwas für die deutsche Litteratur gethan habe: er tritt uns als das vollkommene Gegenteil von dem allen entgegen, als einer, dem die Schönheit und die Freude am Schönen eingeboren ist, freilich eine freie, natürliche, kraftvolle, germanische Schönheit, nicht eine Schönheit, die aus fremden Flicken und Lappen zusammengeschneidert, und nicht eine Schönheit, die aus erlogenen Phrasen zusammengestohlen ist. Er, der nie etwas für die deutsche Litteratur gethan haben soll, er hat das Höchste vollbracht, was überhaupt für die Litteratur geleistet werden kann: er ist nicht nur ein Meister der Rede, er ist ein Klassiker unserer Sprache geworden.

Bismarcks Sprache zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß sie frei von jeder Phrase ist, daß niemals das Wort den Inhalt auch nur im geringsten übertönt. Er steht nach dieser Richtung hin durchaus auf jenem altgermanischen Standpunkte, der die Phrase verachtete. Im Alt- und Mittelhochdeutschen ist die Phrase von Haus aus unbekannt. Das Altdeutsche war so naiv, so treuherzig und innig in allen seinen Lebensäußerungen, daß dort hochtrabende Redensarten und leeres Phrasengeklingel ganz unmöglich waren. Erst aus der lateinischen Dichtung der Geistlichen und der französischen der Troubadours drang jenes Spiel mit Worten und Redensarten in unsere Dichtung ein, das seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts den Verfall der mittelhochdeutschen Kunstsprache herbeiführte und diese in leere, mit Schmuck und Zierat überladene Künstelei

ausarten ließ. Da der Grundzug der deutschen Kunst tiefe seelische Bewegung ist, so ist ihrem Wesen die Phrase fremd. Denn wessen Gemüt unter dem hochgespannten Drucke äußerer oder innerer Gewalten steht, der findet weder Zeit noch Lust dazu, seine stürmisch bewegte Seele in spielenden Redeschmuck oder in wohlgedrechselte Worte zu füllen. Vielmehr wird, wenn er nicht in seiner Qual verstummt, sondern ihm ein Gott gab zu sagen, wie er leidet, sein Inneres sich in jenen gewaltigen, unmittelbaren Äußerungen einer großen und starken Natur offenbaren, wie sie uns bei großen Geisteskämpfern und Dichtern wie Shakespeare, Luther, Goethe u. a. zu staunender Bewunderung hinreißt.

Zur höchsten Blüte war bei uns die Phrase in den Jahren vor 1848 gediehen. Die Dichter sangen blutige Revolutions- und Kriegslieder, saßen aber dabei harmlos hinter dem Ofen und fürchteten sich, eine Waffe anzurühren. So sang Georg Herwegh zwar mit schönem rhetorischem Schwunge:

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
  Gott im Himmel wird's verzeihn.
Gen Tyrannen und Philister!
Auch das Schwert hat seine Priester,
  Und wir wollen Priester sein!

Aber als es zum Kampfe kam, brach er nicht nur in ganz unbesonnener Weise, völlig zur Unzeit, mit einer Schar französischer Arbeiter in Baden ein, wodurch er seine Genossen in die größte Verlegenheit brachte, sondern ergriff auch noch dazu mit einer solchen Behendigkeit die Flucht, daß ihn dieser grelle Widerspruch zu seinen feurigen Kampfgesängen, in denen er bis an die Kniee in Tyrannenblut watete, dem Fluche der Lächerlichkeit überlieferte. Viele Parlamentsredner jener Zeit waren nicht viel besser als solche Dichter; man sprach von deutscher Einheit, einem Deutschen Reich, deutscher Reichsverfassung, deutschen Reichsministerien, ohne daran zu denken, daß die deutsche Kaiserkrone solange eine inhaltsleere Phantasie bleiben mußte, als sie nicht ihren Inhalt und wirklichen Wert durch die Einzel-

krone eines Staates empfing, der für sich allein mächtig genug war, die Kaiserkrone zu schirmen und zu verteidigen, und infolgedessen die alleinige Führung in Deutschland zu übernehmen. Ein lebendiges Sehnen und ein großes Wollen ging damals durch das ganze Volk, aber es fehlte die Klarheit über die Wege zum Ziele und die Anschaulichkeit der Mittel, durch die allein das Ziel zu erreichen war. Der junge Tag schlief auf dem Himmelsberge, aber es fehlte der Siegfried, der ihn erwecken und zur Erde herabführen sollte. Die Leitartikel der Zeitungen übertrafen fast noch an Inhaltslosigkeit und Wortreichtum die Phrasenhelden der Parlamente. Und die Diplomatie war nicht besser. Talleyrands Wort, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen, ist wohl von keinem Diplomaten so getreulich zur Anwendung gebracht worden wie von dem Fürsten Metternich. Und die Diplomaten des Deutschen Bundes waren infolge des österreichischen Übergewichts fast ausnahmslos aus der Schule Metternichs. Bismarck selbst schildert diese Zustände in einem Briefe an seine Gattin aus Frankfurt, den 18. Mai 1851, aufs treffendste in folgenden Worten: „Frankfurt ist gräßlich langweilig ..... Der hiesige Verkehr ist im Grunde nichts, als gegenseitiges mißtrauisches Ausspionieren; und wenn man noch etwas auszuspüren und zu verbergen hätte! Es sind lauter Lappalien, mit denen die Leute sich quälen, und diese Diplomaten sind mir schon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher, als der Abgeordnete der zweiten Kammer im Gefühl seiner Würde. Wenn nicht äußere Ereignisse zutreten, und die können wir superklugen Bundestagsmenschen weder leiten noch vorherbestimmen, so weiß ich jetzt ganz genau, was wir in 1, 2 oder 5 Jahren zustande gebracht haben werden, und will es in 24 Stunden zustande bringen, wenn die andern nur einen Tag lang wahrheitsliebend und vernünftig sein wollen. Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen; aber eine solche nüchterne, einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt den Schulzen X. oder Herrn v. Y. aus dem Chausseehause her,

wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen. In der Kunst, mit vielen Worten gar nichts zu sagen, mache ich reißende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen, und wenn Manteuffel, nachdem er sie gelesen hat, sagen kann, was darin steht, so kann er mehr wie ich. Jeder von uns stellt sich, als glaubte er vom andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn er's nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als Dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie hier steckt."

So trat Bismarck mit seiner Geradheit und seiner Wahrheitsliebe mitten in diese Welt der poetischen, parlamentarischen, diplomatischen und politischen Verschwommenheit. Sein klarer Blick erkannte bald die Unhaltbarkeit der Zustände, die auf solchem Phrasenwerk aufgebaut waren. Kein Wunder, daß er schon damals in einem am 22. Dezember 1853 in der 34. Bundestagssitzung aus Frankfurt[1]) an seine Schwester Malwine (Frau von Arnim) geschriebenen Briefe das folgende Vernichtungsurteil über die damalige politische Gestaltung Deutschlands fällte: „Während ich genötigt bin, in der Sitzung einen ganz unglaublich langweiligen Vortrag meines mit Erlaubnis zu sagen: darmstädtischen Kollegen über die anarchischen Zustände in Ober-Lippe anzuhören, dachte ich darüber nach, wie ich diesen Moment utilisieren könnte, und als hervorragendstes Bedürfnis meines Herzens stellte sich ein Erguß brüderlicher Gefühle heraus. Es ist eine sehr achtungswerte, aber wenig unterhaltende Tafelrunde, die mich hier an einem grünbehangenen, etwa 20 Fuß im Durchmesser haltenden, kreisrunden Tische, im Parterre des

1) In der Hesekielschen Ausgabe ist der Brief undatiert; Kohl, Regesten I, 92 setzt ihn zum 22. Dezember 1853 und teilt mir jetzt mit, daß die Vermutung zur Gewißheit erhoben wird durch den dem Original am Schluß beigefügten Datierungsvermerk: Fr. Donnerstag. Der 22. Dezember 1853 fiel auf einen Donnerstag.

Taxisschen Palais, mit Aussicht auf Garten umgiebt. Der durchschnittliche Schlag ist etwa der wie M. und L. in Berlin, die haben ganz bundestäglichen pli. . . . Manteuffel ist nicht mehr so liebenswürdig wie früher, er hört auf alle möglichen verlogenen Klatschereien und läßt sich immer einreden, ich strebte nach seiner Erbschaft, während ich froh bin, wenn man mich da läßt, wo ich bin. Ich gewöhne mich daran, im Gefühle gähnender Unschuld alle Symptome von Kälte zu ertragen und die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit in mir vorherrschend werden zu lassen, nachdem ich den Bund allmählich mit Erfolg zum Bewußtsein des durchbohrenden Gefühls seines Nichts zu bringen nicht unerheblich beigetragen zu haben mir schmeicheln darf.[1]) Das bekannte Lied von Heine: O Bund, du Hund, du bist nicht gesund u. s. w. wird bald durch einstimmigen Beschluß zum Nationalliede der Deutschen erhoben werden."

Die vollkommene Freiheit der Sprache Bismarcks von nichtssagenden Phrasen und hochtrabenden Redensarten erklärt sich vor allem aus der tiefen Bewegung, in der sein Gemüt sich fortgesetzt befand, aus der ungemein hohen Spannung, in die der Druck der Verhältnisse, der wunderbare Gang der Ereignisse und das unaufhörlich auf ihm lastende Bewußtsein einer ungeheueren Verantwortlichkeit ihn versetzten. Wenn wir Männer, die gleich Bismarck frei von aller Phrase waren, wie Luther und Goethe, betrachten, so finden wir bei ihnen ganz ähnliche Gründe. Bei Luther, der gegen Papst und Kaiser zugleich kämpfen mußte, der genau wußte, daß er jeden Augenblick auf den Scheiterhaufen geschleppt werden konnte, der sich noch dazu mit einem innern Feinde, welchen er den Teufel nannte, herumschlug, sehen wir die seelische Bewegung sich so hoch steigern, daß er den Teufel leibhaftig vor sich zu sehen glaubte und das Tintenfaß gegen ihn schleuderte. Von Goethe berichtet uns Jakobi, er sei wie ein Besessener gewesen, die Gewalten, welche sich in seiner Brust bekämpften, hätten ihn wie einen Nachtwandler mit sich fortgerissen, was auch durch

1) Spottende Nachahmung von Rednerphrasen.

Goethe selbst bestätigt wird, der uns erzählt, daß nicht er seine Gedichte, sondern seine Gedichte ihn machten. Ganz ähnlich berührt es uns, wenn Bismarck am 12. Juli 1865 aus Karlsbad an seine Frau schreibt: „Es ist so viel Müssen in meinem Leben, daß ich selten zum Wollen komme.“ Oder wenn er in der Rede vom 25. Januar 1873 folgendes ausführt: „Es ist im ganzen nicht die Arbeit, die den Menschen körperlich in der Friktion, in der wir in parlamentarischen Staaten leben, aufreibt, sondern es ist das ununterbrochene Gefühl der Verantwortlichkeit für große Dinge und für Interessen, die einem am Herzen liegen wie die eigenen, aber die doch zugleich die Interessen von 25 oder 40 Millionen sind ..... Das Gefühl, fortwährend handeln zu sollen in einer Weise oder die Handlungen anderer billigen oder mißbilligen zu sollen unter Umständen, wo man sich sagen muß, die Billigung oder Mißbilligung kann der Ausgangspunkt, der Krystallisationspunkt einer Entwickelung sein, deren weitere oder letzte Folgen niemand mehr beherrscht — wen dies Gefühl der fortwährenden angespannten Verantwortlichkeit nicht angreift, der hat eben kein Pflichtgefühl und kein Herz für sein Land.“ Wie oft äußert er in Briefen an Roon seinen gewaltigen Ingrimm und Zorn über weibliche Einbläserei oder andere versteckte Angriffe, die ihm das Leben schwer machten. „Es ist Sonntag,“ schreibt er am 29. August 1869, „sonst fürchte ich, daß ich mich an Leib und Seele schädigen würde, um meinem Ingrimm Luft zu machen. Wir sind vielleicht beide zu zornig, um die Galeere weiter rudern zu können, man muß Herz und Gewissen aus bergisch-märkischem Aktenpergament haben, um das zu ertragen.“

In dieser tiefen seelischen Bewegung liegt das Geheimnis des gesunden, phrasenlosen Stils. Tiefe Bewegung des Gemüts greift nie nach Superlativen, sie haßt alle Übertreibung. Superlative und übertreibende, hochtönende Wendungen sind das Erzeugnis der Berechnung, die darauf ausgeht, zu wirken. Wirksam ist auch der phrasenlose Ausdruck einer tiefgehenden Seelenerregung, aber es ist keine studierte Wirksamkeit. Ja der schlichte, einfache Ausdruck der seelischen Bewegung ist gerade

weit wirkungsvoller als jeder andere, weil man keine Absicht merkt und weil er von einem gewaltigen Inhalt getragen wird. Es sollte niemand öffentlich reden und schreiben, den nicht eine tiefe Bewegung der Seele, ein gleichsam bis zum Überlaufen angefülltes Innere dazu treibt. Es sollte niemand etwas sagen wollen, der nichts zu sagen hat. Das ist der oberste Grundsatz aller Dicht- und Redekunst.

Bismarck ist aber nicht nur selbst ohne Phrase, er hat auch sein ganzes Leben hindurch die Phrase geradezu als einen Feind einer gesunden politischen Gestaltung bekämpft. Denn die Phrase ist von jeher die Begleiterin der unfruchtbaren Verneinung und Opposition gewesen. Das Abgeordnetenhaus nennt er gern das Haus der Phrasen. Als eine Hauptquelle der Phrase sieht er den Umstand an, daß diese Leute, die Berufsdiplomaten und parlamentarischen Redner, alle nicht genug zu thun hätten und keinerlei Verantwortlichkeit für ihr Reden und Thun besäßen und fühlten. Ruhte auf ihnen eine große Last von Arbeit und Verantwortlichkeit, so hätten sie keine Zeit, Phrasen zu drehen und würden vorsichtiger mit ihren Worten umgehen. So schreibt er am 3. August 1866 abends aus Prag an seine Frau: „Großer Zwist über die Thronrede. Die Leutchen haben alle nicht genug zu thun, sehen nichts, als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde! Sie tragen fast alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt." Am schärfsten ist Bismarck mit der Phrase ins Gericht gegangen in jener berühmten Rede, die er am 29. April 1881 hielt und in der er ausführt, daß die Beredsamkeit eine Gabe sei, welche heutzutage über ihren Wert Einfluß übe und überschätzt werde, daß man gegen das Übel der Beredsamkeit einschreiten müsse und daß man doch in unserem parlamentarischen Leben mit dieser Schaustellung der Beredsamkeit weniger Zeit verlieren möchte als wie bisher.

Zu der tiefen seelischen Bewegung, von der Bismarcks Sprache getragen wird, tritt aber als Zweites ein scharfer, durchdringender Verstand, der die Dinge mit geradezu haar-

scharfer Genauigkeit beobachtet und auffaßt, ein Wirklichkeitssinn ohne gleichen, ein hellblickendes Auge ohne Scheuklappen. Er hat, um einen Ausdruck Goethes zu gebrauchen, immer das reine Verhältnis zu den Dingen. Daher kommt es, daß bei ihm Wort und Sache stets in peinlich genauer Übereinstimmung stehen; sie decken sich so vollkommen, daß auch die leiseste Wendung in dem Gange der Gedanken und der Thatsachen von der Sprache mit man kann wohl sagen mathematischer Genauigkeit mit ausgeführt wird. Hierin ruht vor allem die eigentümliche Schönheit der Sprache Bismarcks. „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit," sagt Lessing, und dieser geniale Kritiker hätte sicher eine unbändige Freude gehabt, wenn er zum neunzehnten Jahrhundert hätte herniedersteigen und die Reden Bismarcks hören können. Tiefe seelische Bewegung sättigt wohl die Worte so mit Inhalt, daß leere Phrasen unmöglich werden, aber sie kann, wie z. B. der Ärger, der Zorn, der Fanatismus, leicht die Dinge zu schwarz oder zu rosig sehen und dadurch mit der Wirklichkeit in Widerspruch geraten. Wir finden dies zuweilen bei Dichtern, namentlich bei solchen, die wie Hölderlin und Lenau in der Nacht des Wahnsinns endeten, aber auch bei anderen, deren Empfinden und Denken ganz gesund blieb. Bei Bismarck aber wird der Gewalt des Gemüts alle Zeit durch die Schärfe des Verstandes die Wage gehalten. Die Uhr des Empfindens wird bei ihm immer durch die Klarheit seines Denkens richtig gestellt.

Wiederholt ist er daher aufs schärfste gegen weinerliches Mitgefühl und unpraktische Theorien, gegen gewisse gefühlsselige Schwärmereien der Deutschen aufgetreten. So in seinem an die „Magdeburger Zeitung" gerichteten Briefe vom 20. August 1848, in dem er die Befreiung der wegen Landesverrats verurteilten Polen und die ganze von einer sentimentalen Nachgiebigkeit gegen das polnische Element in Posen erfüllte Politik der damaligen Zeit aufs schärfste tadelte. „Ich hätte es erklärlich gefunden," sagt er, „wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Dom

von Straßburg zu pflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmütigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das Letzte von dem entzogen würde, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen und Italien gewonnen hatten.... Wie kann ein Deutscher, weinerlichem Mitgefühl und unpraktischen Theorien zuliebe, dafür schwärmen, dem Vaterland in nächster Nähe einen rastlosen Feind zu schaffen, der stets bemüht sein wird, die fieberhafte Unruhe seines Innern durch Kriege abzuleiten und uns bei jeder westlichen Verwickelung in den Rücken zu fallen .... Ich halte daher unsere jetzige Politik in Bezug auf Posen für die bedauerlichste Donquixoterie, die je ein Staat zu seinem und zu seiner Angehörigen Verderben begangen hat."

Dieselbe Nüchternheit bewahrt sich Bismarck im Jahre 1876 dem Ansturme der Presse und Parlamentsredner gegenüber, durch den Deutschland in die sogenannte orientalische Frage verwickelt werden sollte. Damals erklärte Bismarck in der Rede vom 5. Dezember 1876, daß er in der ganzen orientalischen Frage kein Interesse für Deutschland sehe, welches auch nur die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert wäre. Und im Jahre 1887, als Deutschland, wiederum durch die Gefühlsseligkeit weiter Kreise getrieben, in die bulgarischen Wirren eingreifen sollte, schleuderte er dieser „ganzen lächerlichen Preßhetzerei" in der Rede vom 11. Januar die Worte entgegen: „Ich hätte geradezu verdient, wegen Landesverrats vor Gericht gestellt zu werden, wenn ich auch nur einen Augenblick auf den Gedanken hätte kommen können, mich auf diese Dummheit einzulassen".

Bewundernswürdig ist die Genauigkeit und Schärfe, mit der Bismarck den Inhalt vielgebrauchter Worte zu bestimmen pflegt. So behandelt er das Wort deutsch an vielen Stellen seiner Briefe und Reden. An den Minister von Schleinitz schrieb er am 12. Mai 1859 aus Petersburg: „Das Wort deutsch für preußisch möchte ich gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unseren übrigen Landsleuten verbunden wären, als bisher, es

verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt, in Anwendung auf den bundestäglichen Nexus, abnützt." Ebenso tadelt er den Mißbrauch, den die Parteien mit dem Worte deutsch treiben, in seiner Rede vom 22. Januar 1864, wo er ausführt, daß jeder das Wort deutsch für sich zu gewinnen suche und das deutsch nenne, was ihm nütze, was seinem Parteistandpunkte Vorteil bringe, und damit nach Bedürfnis wechsele. Und in der Rede vom 25. Januar 1873 weist er darauf hin, daß der Reichskanzler vor allem Deutscher sein und die Scheidung zwischen preußisch und deutsch im Interesse der Einheit mehr und mehr verschwinden müsse. In ähnlicher Weise spricht er an verschiedenen Stellen über die Begriffe frei, Preßfreiheit, Volk, deutschfreisinnig, verantwortlich, populär, öffentliche Meinung u. a. Als ihm der Abgeordnete von Kleist-Retzow vorgeworfen hatte, er habe sich von der konservativen Partei losgerissen, antwortete ihm Bismarck in der Rede vom 24. April 1873: „Bezeichnend für die ganze Anschauung des Herrn Vorredners und seiner Fraktionsgenossen ist der Ausdruck 'losgerissen'. Das Kleinere reißt sich von dem Größeren los, das Bewegliche von der Basis, ein angewachsenes Schaltier von dem Schiff. Er betrachtet als Basis und als konservative Partei seine Fraktion; von der hat sich, nach seiner Meinung, Seine Majestät mit der Königlichen Staatsregierung losgerissen und schwimmt nun steuerlos in dem Meere umher." So führt Bismarck in zahlreichen Fällen den Kampf gegen seine Gegner in der wirkungsvollsten Weise einzig und allein dadurch, daß er die ihm entgegengeschleuderten Worte auf ihre richtige Bedeutung zurückführt und in der einfachsten Weise von allen verwirrenden Zusätzen löst, durch die seine Gegner den schlichten Wortsinn verdunkelt hatten.

Neben der tiefen Bewegung des Gemütes und der Schärfe des Verstandes macht sich als drittes Element in Bismarcks Sprache eine gesunde und kräftige Phantasie geltend, die sich besonders in dem außerordentlichen Bilderreichtum kund giebt. Man kann, wie man es von Goethe behauptet, auch von Bismarck

sagen, daß sein Denken ein gegenständliches sei. Er verliert sich nie in leere Abstraktionen, sondern stellt seine Gedanken in so anschaulicher Weise dar, daß er oft durch ein einziges Bild einen verworrenen Knäuel von Meinungsverschiedenheiten siegreich entscheidet. Und dabei sind seine Bilder niemals weit hergeholt, sie entstammen gewöhnlich seiner nächsten Umgebung und der unmittelbarsten Berührung mit dem täglichen Leben. Nur noch Goethe hat es außer ihm verstanden, die Alltäglichkeit in so meisterhafter Weise in die geistvolle Welt seiner Gedanken zu erheben. Nur einige von der überaus großen Zahl seiner schlagenden Bilder seien hier angeführt. In der Rede vom 15. November 1849 sagt er: „Ich hoffe es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert." Den Deutschen Bund nennt er in der Rede vom 16. März 1853 „einen Bundeskarren, an dem das preußische Pferd nach vorn, das österreichische nach hinten zieht". Und als man ihn auf die großen Krisen hinwies, die die Trennung von Österreich herbeiführen könnte, antwortete er: „Die großen Krisen bilden das Wetter, welches Preußens Wachstum fördert." Eine große Zahl seiner Bilder sind dauerndes Eigentum unserer Sprache geworden, so das Bild von der diplomatischen Heckenschere (Brief aus Frankfurt vom 3. Juli 1851), vom diplomatischen Altenteil (Brief an Roon vom 13. Dezember 1872), vom Blut und Eisen, wodurch allein die großen Fragen der Zeit entschieden werden könnten. Dieses Bild gebrauchte er zuerst in einer Sitzung der Budgetkommission vom 30. September 1862 und berichtigte die Mißverständnisse, denen es ausgesetzt gewesen war, in der Rede vom 28. Januar 1886, indem er ausführte, daß jene Worte nichts anderes bedeuten sollten, als: „Legt eine möglichst starke militärische Kraft, mit anderen Worten: möglichst viel Blut und Eisen in die Hand des Königs von Preußen, dann wird er die Politik machen können, die ihr wünscht; mit Reden und Schützenfesten und Liedern macht sie sich nicht; sie macht sich nur durch Blut und Eisen." Schon in der Rede vom 11. März 1867 gebrauchte er die von ihm später wiederholten Worte: „Setzen wir Deutsch-

land, so zu sagen, in den Sattel! Reiten wird es schon können." Das Bild vom ehrlichen Makler, der das Geschäft wirklich zustande bringen will, findet sich zuerst in der Rede vom 19. Februar 1878. Von einem Strahl kalten Wassers zur Beruhigung aufgeregter Gemüter sprach er in der Rede vom 4. Dezember 1874, in der er auch der Centrumspartei in Bezug auf den Mordgesellen Kullmann zurief: „Verstoßen Sie den Mann, wie Sie wollen! Er hängt sich doch an Ihre Rockschöße!" Und ebenso fanden vielfachen Wiederhall die Bilder von „den dem deutschen Gemüte einwohnenden centrifugalen Elementen" (Rede vom 12. Juni 1882), von dem Ring von Fraktionen (in derselben Rede), von dem weiblichen Gepäck, ohne das sich durch die Welt zu schlagen, ein außerordentlicher Vorzug für die Karriere sei (Rede vom 14. März 1877), von der Dickfelligkeit der Minister (Rede vom 9. Februar 1876), von der Fraktionsbrille, die den Blick für die Gesamtinteressen verdunkele (12. Juni 1882), von den paar Tropfen sozialen Öles, die dem Staate im Rezepte beizusetzen seien (in derselben Rede), von dem Bier als dem größten Zeittöter der Deutschen (Rede vom 28. März 1881) u. a.

„Das Reich," sagt er in der Rede vom 13. Juni 1873, ist kein Anbau an das Gebäude der Einzelstaaten, sondern die umfassende Wölbung, unter der die einzelnen Staaten in ihrer Gesamtheit wohnen." Ein anderes Mal vergleicht er das Reich mit einer Lokomotive, indem er sagt: „Ich halte mich nicht für ermächtigt, der großen Reichslokomotive, wenn sie ihren Bahnstrang einmal gewählt hat, Steine in den Weg zu werfen" (26. Januar 1889). „Schneiden Sie mir die preußische Wurzel ab, und machen Sie mich allein zum Reichsminister, so glaube ich, bin ich ebenso einflußlos wie ein anderer," äußert Bismarck am 10. März 1877. Und in derselben Rede sagt er: „Die Macht der Stammeseinheit, der Strom des Partikularismus ist bei uns immer sehr stark geblieben; er hat an Stärke gewonnen, seitdem ruhige Zeiten eingetreten sind. Ich kann sagen, die Reichsflut ist rückläufig; wir gehen einer Ebbe darin entgegen." Gegen

fortgesetzte Bestrebungen, die Reichsverfassung zu verbessern, wendet er sich mit den Worten: „Wir würden durch eine Übereilung auf dem Wege, der vor uns liegt, fürchte ich, an der Haltbarkeit des Gefährtes, auf dem wir uns vorwärts bewegen, verlieren" (13. März 1877). Gegen das Übergewicht der Bureaukratie in der Politik äußert er sich in einem Briefe an Roon vom 22. September 1864: „Mich zieht es sonst nach Berlin; es sitzt dort nahe unserem politischen Herzen ein geheimrätlicher Rheumatismus im Handels- und Finanzministerium, für den uns bisher das richtige Senfpflaster fehlt." Große Wirkung pflegte der große Kanzler auch durch die Weiterführung von Bildern zu erzielen, die andere Redner gebraucht hatten. Ludwig Uhland hatte seine berühmte Rede gegen die Erblichkeit der Kaiserwürde, die er am 22. Januar 1848 im Frankfurter Parlament hielt, mit den Worten geschlossen: „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist." Daran knüpfte Bismarck in seiner Rede vom 9. Juli 1879 an, als er sagte: „Wenn es eine Fraktion bei uns gäbe, die an sich eine geborene Majorität hätte und die von mir nicht verlangt, daß der Tropfen demokratischen Öls, den ein bekanntes Wort für die Salbung des Deutschen Kaisers verlangte, gerade ein Eimer werden soll, dann würde ich einer solchen Partei ganz andere Rechte in Bezug auf die Beeinflussung der Regierung einräumen können." Am 27. Februar 1863 hatte der Abgeordnete von Hennig sich in den Worten gegen Bismarck gewendet: „Denken Sie sich einmal Herrn von Bismarck und ein englisches Unterhaus! Das würde zusammenpassen wie die Faust aufs Auge, aber ich darf wohl glauben, daß Herr von Bismarck die Rolle des Auges übernehmen würde." Bismarck erwiderte: „Der Herr Vorredner hat einen Vergleich von Faust und Auge gebraucht, wo er mir die Rolle des Auges zuweist. Ich bin ihm dafür sehr dankbar; denn das Auge ist unzweifelhaft der edlere Teil, das Auge leitet die Faust."

Als Viertes, das seiner Sprache das eigenartige Gepräge verleiht, ist seine innige Vertrautheit mit der Natur, zu der ihn

sein Beruf als Landwirt führte, und mit den Anschauungen und der Ausdrucksweise des Volkes zu nennen. Hieraus erklärt sich die volkstümliche Kraft seiner Rede, die uns auf Schritt und Tritt an Luthers Derbheit und Goethes Geradheit erinnert. So schreibt er in seinen Briefen, daß er sich ganz „dumm geschlafen" (aus Bukow am 21. September 1863) und sich „krumm und lahm geschrieben" habe (aus Berlin 29. September 1863). „Wir blasen uns eine solche Laus zum Skorpion auf" schreibt er über die Celler Denkmalsangelegenheit am 28. November 1869 an Roon. „Es ist hübsch," schreibt er am 9. April 1854 an seine Schwester Malwine, „wenn man seine Neigungen nicht mit den Hemden wechseln kann, so selten letzteres auch geschehen mag." Seine Gegner ermahnt er am 14. März 1885 mit den Worten: „Das Reich ist zu jung, wir wollen lieber mal unsere schmutzige Wäsche unter vier Augen waschen."

Von dem Abgeordneten Windthorst sagt er, dieser spiele gern den Civil-Moltke, und die von diesem immer wieder angeregte Karolinenfrage erklärt er für eine Lumperei (12. Januar 1887). In einem Briefe aus Petersburg vom 16. Juni 1860 schreibt er: „Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer."

In einem anderen Briefe vom 22. August 1860 spricht er in Bezug auf die in den Zeitungen gegen ihn gerichteten Angriffe von dem einfältigen Federvieh der deutschen Presse. „Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Waden," äußert er am 2. Juli 1861 gegen Roon. „Über juristische Zwirnsfäden wird die Königliche Regierung nicht stolpern," erklärt er in der Rede vom 30. Januar 1869. Das Sprichwort: „Er lügt wie gedruckt" wandelt er in der Rede vom 13. Februar 1869 um in die Form: „Er lügt wie telegraphiert." Am 1. Juli 1859 schreibt er aus Petersburg an einen preußischen Diplomaten: „Und wenn es uns schlecht geht, so werden die Bundesstaaten von uns abfallen, wie welke Pflaumen im Winde, und jeder, dessen Residenz französische Einquartierung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten." „Jeder Preßbengel, der

den Mund gegen die Regierung aufreißt, hat recht," heißt es in einem seiner Briefe an Roon (Petersburg, 2. Juli 1861). „Auf die Wahlen wird das nur," schreibt er am 12. April 1862 an den Nämlichen, „wie ein von der aufgelösten Kammer errungener Sieg, wie ein Schnaps für die erlahmende Fortschrittspartei wirken." An den Grafen von Arnim-Boytzenburg richtet Bismarck einen Brief aus Berlin am 16. Mai 1864; darin kommt die Stelle vor: „Die augenblickliche Lage ist so geartet, daß es mir zweckdienlich erscheint, gegen das Dänentum auf der Konferenz alle Hunde loszulassen, welche bellen wollen (verzeihen Sie diesen Jägervergleich)." Den Finanzminister nennt er in verschiedenen Briefen an Roon den „Goldonkel". Eine unangenehme politische Nachricht, die bei ihm eintraf, bezeichnet er in dem Briefe an Roon aus Varzin vom 29. August 1869 als eine „Postbombe, die bei mir einschlug". Die Versuche, die im Februar 1870 gemacht wurden, Baden durch Hinzunahme zum Norddeutschen Bunde aus den süddeutschen Staaten auszuscheiden, wies er in der Rede vom 24. Februar 1870 mit den Worten zurück: „So glaube ich, daß wir nicht gut thun, das Element, welches der nationalen Entwickelung im Süden am günstigsten ist, auszuscheiden und mit einer Barriere abzuschließen, gewissermaßen — wenn ich ein triviales Bild gebrauche, so schreiben Sie es der kürzlichen Beteiligung an landwirtschaftlichen Verhandlungen zu — gewissermaßen den Milchtopf abzusahnen und das Übrige sauer werden zu lassen." Und am 15. November 1870 bat er in einem Briefe aus Versailles den Minister Roon, die Verträge mit Baden und Hessen rasch zu unterzeichnen, „wenn dabei auch einige kleine Fünfen gerade sein müßten". Gerade in dieser natürlichen, ungezwungenen und volkstümlichen Sprachweise Bismarcks liegt das Geheimnis der außerordentlichen Wirkung, die seine Reden auf alle Schichten des Volkes ausüben.

Als Fünftes endlich, was seine Sprache so anziehend und wirkungsvoll macht, ist der Witz und Humor zu nennen, der seine Reden durchzieht. Wenn er in seiner Rede vom 24. September 1849 sagt: „Übrigens ist die belgische Verfassung erst

18 Jahre alt, ein sehr empfehlendes Alter für Damen, aber nicht für Konstitutionen", so wirkt das ebenso köstlich, als wenn er an Roon aus Paris Pfingsten 1862 schreibt: „Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich mich sträube (nämlich Minister zu werden); ich habe im Gegenteil lebhafte Anwandlungen von dem Unternehmungsgeist jenes Tieres, welches auf dem Eise tanzen geht, wenn es ihm zu wohl wird." Wie humorvoll und witzig Bismarck zu schildern versteht, beweisen namentlich seine Briefe; man lese z. B. den in dieser Ausgabe enthaltenen Brief an seine Schwester Malwine aus Norderney vom 9. September 1844. — Tiefe, seelische Bewegung, wunderbare Schärfe der Auffassung, reiche, überzeugende Bildlichkeit, gewaltige volkstümliche Kraft und frischer, quellender Humor bilden demnach die Hauptgrundlagen der Sprache Bismarcks. Nimmt man nun hinzu den sittlich-religiösen und durch und durch nationalen Gehalt seiner Reden, so erklärt sich die überwältigende Wirkung, die diese nicht nur auf seine Zeitgenossen gethan haben und noch thun, sondern auch noch auf Jahrhunderte hinaus üben werden. Wenn er sagt: „Es steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der Herr auch unsere Irrtümer zu unserem Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zu heilsamer Demütigung" (Brief vom 16. Mai 1864) oder, wie in der Rede vom 24. Februar 1881 ausruft: „Für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steuere, bestanden: salus publica!" so werden solche Worte für eine sittliche Wiedergeburt unseres Volkes nicht ohne Bedeutung sein. Und seine große Rede vom 12. Juni 1882 schloß er mit den Worten: „Seien Sie einig und lassen Sie den nationalen Gedanken vor Europa leuchten, er ist augenblicklich in der Verfinsterung begriffen." Alle Fragen unter nationalen Gesichtspunkten zu betrachten und demgemäß unser Handeln einzurichten, das ist's, was wir vor allem aus Bismarcks Reden lernen. Möchten sie mit ihrer innigen Wärme immer tiefer und tiefer in die Herzen unseres Volkes dringen. Dann können wir getrost der Zukunft entgegensehen.

3. Reden Bismarcks.

1.

Kritik der Frankfurter Verfassung.

Rede gehalten am 21. April 1849 in der 32. Sitzung der Zweiten Kammer des Preußischen Landtags. (Horst Kohl, Reden I, 85ff.)

Die Erklärung, welche wir soeben von dem Herrn Ministerpräsidenten erhalten haben, bestärkt mich um so mehr in der Absicht, für den Antrag auf Tagesordnung zu stimmen. Es ist das vierte Mal seit unserer zweimonatlichen Sitzungszeit, daß uns zugemutet wird, unsere Ansichten und Gefühle über eine Frage auszudrücken, welche verfassungsmäßig unserer unmittelbaren Entscheidung und Beschlußnahme für jetzt nicht unterliegt. Wir haben das erste Mal in der Antwort auf die Thronrede über die deutsche Frage Gelegenheit gehabt, unsere Meinung zu sagen. Nachher haben uns zwei Anträge des Abgeordneten von Vincke Veranlassung gegeben, nicht nur die Ansicht der Versammlung im ganzen, sondern auch die einer jeden einzelnen Fraktion in Anwesenheit des Ministeriums Sr. Majestät des Königs auszusprechen. Seitdem ist meines Erachtens nichts vorgefallen, was den Stand der Dinge für uns änderte. Denn die rechtlosen Beschlüsse, mit welchen die National-Versammlung in Frankfurt ihren Oktroyierungs-Gelüsten Nachdruck zu geben versuchte, (Unterbrechung, Glocke des Präsidenten) kann ich für uns als vorhanden nicht anerkennen. Ebensowenig kann ich zugeben, daß die Erklärung von 28 Regierungen, welche zusammen 6½ Millionen oder, wie ich nachher nachweisen will, 4 bis 5 Millionen Unterthanen haben .... (Stimmen von der Linken: „Unterthanen?") Ja, Unterthanen (Heiterkeit.) . .. dieser

Regierungen, deren Minister eilig bemüht sind, ihre märzerrungenen Stellungen mittels der konstituierten Anarchie, welche von Frankfurt aus dargeboten wird, unter Dach und Fach zu bringen, (Bravo! rechts. Heiterkeit.) — daß, wie gesagt, diese Erklärungen nicht hinreichend schwer ins Gewicht fallen, unsere Ansichten da zu ändern, wo es sich um die Zukunft Preußens handelt.

Die Regierung ist dem Beschlusse der Majorität in demjenigen Antrage des Abg. von Vincke, welcher ein Resultat zur Folge hatte, daß man dem Könige raten möge, sich den Anträgen, die von Frankfurt ausgingen, nicht zu entziehen, nachgekommen und mit ungewöhnlicher Eile in den Formen. Indes, wie es scheint, mißfällt die Art und Weise, wie dies geschehen, einem Teile der Versammlung, und deshalb sucht derselbe die Angriffe, welche damals erfolglos blieben, gegen die Regierung zu erneuern. Die Titel 3 und 5 der Verfassungsurkunde vom 5. Dezember stellen die Rechte fest, welche der Krone und andererseits der Kammer zustehen. Ich kann aus dem Titel 5, der von den Rechten der Kammer handelt, nicht die Überzeugung entnehmen, daß es unser Beruf sei, das Land durch Adressen, Erklärung von Ansichten und Gefühlen zu regieren, daß es unser Beruf sei, in Fällen, wo die Regierung Sr. Majestät des Königs von den der Krone namentlich im § 46 reservierten Rechten[1]) einen Gebrauch macht, der einem Teile dieser Versammlung mißfällt, daß es da unser Beruf sei, auf die Regierung ein anhaltendes Feuer von Adressen, von Mißtrauensvoten zu eröffnen, bis das Ministerium die Flagge streicht. Wenn das Ministerium sich einem solchen Verfahren fügen wollte, dann würde es dadurch anerkennen, daß die Exekutivgewalt direkt auf die Zweite Kammer übergegangen sei. Es würde anerkennen, daß die Minister nicht Beamte des Königs, sondern Beamte der Zweiten Kammer seien, und daß dem Könige einstweilen

1) Die Verfassung vom 5. Dezember 1848 sagt in § 46: „Der König hat das Recht, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen und Verträge mit fremden Regierungen zu errichten."

die äußeren Zeichen der Macht lediglich verblieben. Es mag dies von vielen für konstitutionell gehalten werden; ich halte das nur für konstitutionell, was verfassungsmäßig ist. In Preußen ist nur das konstitutionell, was aus der preußischen Verfassung hervorgeht. Mag in Belgien oder Frankreich, in Anhalt-Dessau oder da, wo der morgenrötliche Glanz der mecklenburgischen Freiheit strahlt, konstitutionell sein, was da will; hier ist nur das konstitutionell, was auf der preußischen Verfassung beruht. Ich habe zwar das Vertrauen zu den jetzigen Räten der Krone, daß sie die Prärogative der Krone zu wahren wissen werden, und habe mit Freuden aus der Mitteilung des Herrn Ministerpräsidenten mich überzeugt, daß sie entschlossen sind, dies zu thun. Ich habe die Überzeugung, daß sie den Manifestationen von Gefühlen und Ansichten dieser Kammer keinen andern Wert beilegen werden, als sie verfassungsmäßig haben, daß sie vielmehr der Kammer überlassen werden, falls dieselbe entschlossen ist, mit dem Ministerium nicht mehr gemeinsam zu wirken, da, wo ihre Mitwirkung zur Gesetzgebung in Anspruch genommen wird, dieselbe zu verweigern und dadurch das Ministerium zu nötigen, entweder zurückzutreten oder die Kammer aufzulösen. Gerade aber aus diesem Grunde scheint es mir der Würde der Kammer nicht angemessen, daß sie wiederholt Beschlüsse in einer Sache faßt, wo es ihr an jedem rechtlichen Mittel fehlt, diesen Beschlüssen Nachdruck zu geben, und wo ich nicht weiß, was sie erwidern würde, wenn das Ministerium diesen Beschluß, ohne ihm eine Folge zu geben, ad acta nähme oder erklärte, daß die Minister ihrerseits manche unserer Beschlüsse auch „entschieden mißbilligten“, wie z. B. die über die von uns beratenen und verdünnten Plakaten- und Klubgesetze. Wenn die Kammer die Sache in die Hand nehmen will, so würde meines Erachtens der einzige geeignete Wege der sein, daß sie einen Gesetzvorschlag entwerfen ließe, vermöge dessen die Frankfurter Verfassung in Preußen als rechtsgiltig anerkannt würde, und für diesen Gesetzvorschlag die Zustimmung der Ersten Kammer und der Krone zu gewinnen suchte. Ehe wir jedoch dazu schreiten könnten, wäre

es nötig, daß uns vorher das Frankfurter Verfassungsprojekt in authentischer Ausfertigung vorgelegt würde, um es unserer Prüfung und Beschlußnahme unterwerfen zu können. Ich würde mich des äußersten Leichtsinns zeihen müssen, wenn ich in einer so wichtigen Sache auf den Grund eines dringlichen Antrages, nach flüchtiger Diskussion, eine ganze Verfassung in Bausch und Bogen annehmen wollte, die in allen Punkten der wichtigsten Aufgabe, welche wir haben, nämlich der Revision der Preußischen Verfassung, präjudizierlich ist; denn ich kann mir nicht denken, daß in Preußen und Deutschland zwei Verfassungen auf die Dauer nebeneinander bestehen können; namentlich da bisher das deutsche Volk des engeren Bundes[1]) sehr wenig andere Leute außer den preußischen Unterthanen in sich begreifen wird, so scheint mir, daß zwei in vielen Punkten entgegenstehende Verfassungen nicht parallel nebeneinander bestehen können, sodaß die eine für 16 Millionen Preußen, die andere für dieselben 16 Millionen Preußen und außerdem für 4 bis 5 Millionen Deutsche aus dem „Reich" Geltung hätte. Die preußische Verfassung vom 5. Dezember rechne ich nicht unter die vorzüglichsten, von denen die Geschichte Nachricht giebt; ihr Hauptvorzug ist, daß sie da ist.

Sie läßt der Regierung kaum den notdürftigen Bestand derjenigen Rechte, ohne welche sich überhaupt nicht regieren läßt. Auch sie erkennt das Prinzip an, daß der Einfluß einer jeden Volksklasse in demselben Maße steigen müsse, in welchem ihre politische Bildung und Urteilsfähigkeit abnimmt, und giebt damit ein sicheres Bollwerk gegen die Aristokratie der Intelligenz. Indes, die Frankfurter Versammlung hat noch tiefer aus dem Brunnen der Weisheit jener Theoretiker geschöpft, welche seit dem contrat social[2]) nichts gelernt und viel vergessen haben, — jener Theoretiker, deren Phantome uns in sechs Monaten des vorigen Sommers mehr an Blut,

---

1) D. i. der Union, bei der Österreich ausgeschlossen sein sollte.

2) Schrift Rousseaus, in welcher er den Staat nicht als Gottes Ordnung, sondern als einen Vertrag der Gesellschaft auffaßt.

Geld und Thränen gekostet haben als ein dreiunddreißigjähriger Absolutismus.

Die Frankfurter Verfassung bringt uns unter ihren Geschenken zuerst das Prinzip der Volkssouveränität, sie trägt den Stempel derselben offen auf der Stirn, sie erkennt es an in der ganzen Art, wie die Frankfurter Versammlung uns diese Verfassung — ich würde mich, wenn ich zur Linken gehörte, des Ausdrucks „oktroyiert" bedienen — sie sanktioniert das Prinzip der Volkssouveränität am schlagendsten in dem Suspensiv-Veto des Königs, was der geehrte Vorredner Camphausen ausführlicher entwickelt hat, als ich es imstande und geneigt bin, zu thun. Die Frankfurter Verfassung veranlaßt den König, seine bisher freie Krone als Lehn von der Frankfurter Versammlung anzunehmen, und wenn diese Volksvertreter es dreimal beschließen, so hat der König und jeder andere Fürst, der Unterthan des engeren Bundesvolkes geworden ist, aufgehört zu regieren.

Sie bringt uns zweitens die direkten Wahlen mit allgemeinem Stimmrecht. Wenn die Wahlbezirke bleiben sollen, wie sie sind, so werden ungefähr auf einen Wahlbezirk, der zwei Abgeordnete wählen soll, 26 000 Urwähler im Durchschnitt kommen. Ich frage, ob irgend einer der rechten Seite sich imstande glaubt, 26 000 Wähler, die zerstreut in den verschiedenen Hütten und Bauernhöfen wohnen, parteimäßig zu organisieren. Den Herren der linken Seite wird es vielleicht leichter sein. (Bravo!) Gern räume ich ein, sie organisieren mit mehr Geschicklichkeit.

Außerdem ist es leichter, sich darüber zu einigen, was man nicht will, als über das, was man bewahren oder an Stelle des jetzt Vorhandenen will, namentlich sehr leicht ist es, wenn man entschlossen ist, von allem Bestehenden gar nichts zu lassen.

Ich glaube also, daß die Herren von der Linken leichter eine Einigung ihrer Anhänger zustande bringen und daß, wenn bei 26 000 Stimmen 100 oder mehr Kandidaten in der Wahlurne liegen, die Linke eher 2- oder 3000 Wähler auf einen Kandidaten vereinigt haben wird als die Rechte. Die übrigen

24 000 werden darüber vielleicht einig sein, daß sie den Kandidaten gerade nicht gewollt haben, aber nicht darüber, wen sie denn wollen, das ist einmal unsere Art auf der Rechten.

Das, meine Herren, kann ich keine Vertretung nennen; ich sehe voraus, daß bei diesem Wahlgesetz, mit Rücksicht auf den Zuwachs, der aus den kleinen republikanisierten Staaten kommen wird, die Linke sich gegen die Rechte bedeutend verstärken wird, und das halte ich für das Land und die Krone für ein großes Unglück. (Heiterkeit und Bravo von der Linken.)

Manche werden ihren Trost darin finden, daß die konservative Partei einen Anhaltspunkt am Staatenhause haben werde. Da finde ich nun aber, daß wir Preußen schlecht weggekommen sind. Preußen soll zum Staatenhause 40 Abgeordnete nach Frankfurt schicken, also 1 auf 400 000; die Bayern sind schon mehr wert, da kommt auf 200000 einer; Weimar auf 120 000, Hessen-Homburg auf 26 000, und Liechtenstein, was so viel Einwohner hat, als Schöneberg — hier vor dem Halleschen Thor — würde im Staatenhause denselben Einfluß ausüben, als die Mehrzahl der preußischen Regierungsbezirke mit 400000 und mehr Einwohnern.

Das dritte Übel, welches uns die Frankfurter Verfassung bringt, ist die jährliche Bewilligung des Budgets. Durch diesen Paragraphen ist es in die Hände derjenigen Majorität, die aus dem Lottospiel dieser direkten Wahlen hervorgehen wird, und welche nicht die mindeste Garantie bietet, daß sie urteilsfähig oder auch nur von gutem Willen sein wird, — (Heiterkeit.) in die Hände dieser Majorität ist es gelegt, die Staatsmaschine in jedem Augenblick zum Stillstehen zu bringen, indem sie das Budget nicht wieder bewilligt, und so als Konvent[1]) die ganze Königliche und jede andere Macht im Staate neutralisiert, und das scheint mir im hohen Grade gefährlich.

Die Frankfurter Verfassung verlangt ferner von ihrem zukünftigen Kaiser, daß er ihr das ganze Deutschland schaffe, so wie es früher den Deutschen Bund gebildet hat. Ich gebe

1) So hieß die französische Nationalversammlung seit 1792.

gern zu, daß die Herren Antragsteller von heute diese Meinung mit ihrem Antrage nicht verbunden haben; indes die Frankfurter haben sich feierlich verschworen, kein Jota an dieser Verfassung zu ändern, und wir werden uns ihnen wohl fügen müssen, wenn wir uns ihnen überhaupt fügen. (Heiterkeit und Bravo!)

Es wird also der König, wenn er Kaiser würde, genötigt sein, nach Österreich u. s. w. Kaiserlich Deutsche Kommissare zu schicken, um dort das Zoll- und Münzwesen u. s. w. zu regulieren, die dortigen Armeen in Eid und Pflicht zu nehmen und zu verbieten, eine österreichische Flotte anderswo zu halten als in Fiume oder längs der dalmatischen Küste — denn Triest würde ein Reichshafen sein. Es wäre möglich, daß Österreich oder ein Staat wie Bayern sich dem nicht unterwerfen möchte; dann würde der Kaiser genötigt sein, die dortigen Fürsten als Rebellen zu behandeln, und etwa an die „Thatkraft" der Bayern gegen das Haus Wittelsbach, oder an die Thatkraft der Hannoveraner gegen das Haus der Welfen zu appellieren. Das ist es wohl, wohin uns die Herren von der Umsturzpartei haben wollen. (Große Heiterkeit auf der Linken.)

Ich habe niemand mit diesen Worten bezeichnet, der hier im Saale anwesend ist. Es giebt außerhalb genug! (Heiterkeit.) Die Herren von der äußersten Linken in Frankfurt, deren Stimmen man durch ein Markten und Feilschen mit Prinzipien, was ich nimmer billigen kann, in der Kaiserfrage erkauft hat, verlangen dies. Es wird nicht lange dauern, so werden die Radikalen vor den neuen Kaiser hintreten mit dem Reichswappen und ihn fragen: Glaubst Du, dieser Adler sei Dir geschenkt?[1]) (Heiterkeit.)

Zwei Herren Simon, ich weiß nicht, ob sie Gebrüder sind, haben in öffentlichen Blättern auf das Entschiedenste erklärt, daß sie nur das ganze Deutschland wollen.

Herr Schaffrath rief dieser Tage der Sächsischen Zweiten Kammer zu: „Der neue Kaiser muß uns ganz Deutschland

---

1) Citat aus Webers Freischütz, 1. Akt.

schaffen!" Diese Zauberformel, in der sich viel zwischen den Zeilen lesen läßt, verwandelte diese radikale Kammer in eine gut kaiserliche, und in diesem plötzlichen Umschlag liegt mir etwas Beunruhigendes. Es werden alle Mittel aufgewandt, Preußen in Deutschland die Rolle aufzudrängen, welche Sardinien in Italien gespielt hat, uns dahin zu bringen, wo Carlo Alberto vor der Schlacht bei Novara[1]) war, wo ihm der Sieg den Untergang der Monarchie, seine Niederlage schimpflichen Frieden bringen mußte.

Hat uns die Unterwürfigkeit gegen Frankfurt doch schon zu der wunderlichen Erscheinung geführt, daß Königlich Preußische Truppen die Revolution in Schleswig gegen den rechtmäßigen Landesherrn verteidigen, daß unsere östlichen Provinzen, in einem Streit um des Kaisers Bart, in einer echten Querelle allemande, zum zweitenmal durch die Blockade ruiniert werden, während die Herren in Frankfurt gemütlich von den Thaten unserer Krieger in den Zeitungen lesen, wie weit hinten in Dänemark die Völker aufeinander schlagen.

Die deutsche Einheit will ein jeder, den man darnach fragt, sobald er nur deutsch spricht; mit dieser Verfassung aber will ich sie nicht.

Allein es haben sich 28 Regierungen dafür ausgesprochen, daß sie sie selbst mit dieser Verfassung wollen, ja 28 terrorisierte Regierungen, welche noch an dem Märzfieber des vorigen Jahres krank sind und zusammen 6 700 000 Einwohner unter ihrem Scepter haben, von denen aber abzurechnen sind 1 300 000 Badenser, da seitens Badens eine nur bedingte Erklärung abgegeben ist, und zwar unter der auflösenden Bedingung, daß der Großherzog sich seine weiteren Beschlüsse vorbehalte, falls außer Österreich noch andere Staaten dem Bunde nicht beiträten, was mit Sicherheit anzunehmen ist. Ferner 500 000 Holstein-Lauenburger. Über diese kann die provisorische Regierung eine solche für immer bindende Erklärung nicht abgeben, sondern

1) Karl Albert von Sardinien wurde von Radetzky am 23. März 1849 bei Novara besiegt.

nur der König von Dänemark, der bisher eine Erklärung nicht abgegeben hat. (Große Heiterkeit.) Den 4 bis 5 Millionen, welche übrig bleiben, stehen gegenüber die Unterthanen von Österreich, des Königs von Preußen und der übrigen vier deutschen Könige mit 38 Millionen, ohne Baden, Holstein; Luxemburg, Limburg und wer weiß welche noch. Diese alle wollen die Verfassung nicht anerkennen.

Die 28 Regierungen würden sich sehr gern dazu verstehen, auch unter der Bedingung einer andern Verfassung sich mit der deutschen Einheit zu befreunden, und es sind allein die übereilten Beschlüsse der Frankfurter Versammlung, die hartnäckig an denselben festhält, welche der deutschen Einigkeit im Wege steht.

Ich halte es daher für unserer Aufgabe entschieden widerstrebend, wenn wir die deutsche Frage dadurch noch mehr verwirren, daß wir in dem Augenblick, wo Europa anfängt, sich von dem Taumel der Revolution zu erholen, den Frankfurter Souveränitäts-Gelüsten, die gerade um ein Jahr zu spät kommen, die Stütze unserer Zustimmung leihen. Ich glaube, daß gerade dann, wenn wir ihnen unsere Unterstützung verweigern, Preußen um so eher imstande sein wird, die deutsche Einheit auf dem von der Regierung betretenen Wege herbeizuführen. Die Gefahren, welche uns dabei entgegenstehen könnten, fürchte ich nicht, weil das Recht auf unserer Seite ist, und sollten sie auch die gebräuchliche Ausdehnung eines Heckerschen[1]) Putsches um das Zehnfache übersteigen. Im schlimmsten Falle will ich aber, ehe ich sehe, daß mein König zum Vasallen der politischen Glaubensgenossen der Herren Simon und Schaffrath herabsteigt, lieber, daß Preußen Preußen bleibt. Es wird als solches stets in der Lage sein, Deutschland Gesetze zu geben, nicht, sie von anderen zu empfangen. Meine Herren! Ich habe als Abgeordneter die Ehre, die Kur- und Hauptstadt Brandenburg zu vertreten, welche dieser Provinz, der Grundlage und Wiege der preußischen Monarchie, den Namen gegeben hat, und fühle deshalb mich um so stärker verpflichtet, mich der Diskussion eines

---

1) Hecker, ein Führer des Aufstandes in Baden.

Antrages zu widersetzen, welcher darauf hinausgeht, das Staatsgebäude, welches Jahrhunderte des Ruhmes und der Vaterlandsliebe aufgebaut haben, welches von Grund auf mit dem Blute unserer Väter gekittet ist, zu untergraben und einstürzen zu lassen. Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde.

2.

Über die Grundlagen der Bundesverfassung.

Rede gehalten am 11. März 1867 im Reichstage des Norddeutschen Bundes bei der Beratung über den Entwurf der Bundesverfassung.[1])

Wenn ich in diesem Stadium der Diskussion das Wort ergreife, so ist es nicht meine Absicht, Sie nach dem Wunsche des Herrn Vorredners[2]) durch staatsmännische Kühnheit zu überraschen, sondern im Gegenteil, vor dieser gefährlichen Eigenschaft zu warnen. Es ist auch nicht meine Absicht und kann sie nicht sein, Ihnen die fehlenden Motive für den Gesamtinhalt der Regierungsvorlage zu entwickeln; — aus demselben Grunde nicht, aus dem wir überhaupt keine Motive vorgelegt haben. Die Arbeit, meine Herren, ist zu umfassend; es wäre ein „Werk" darüber zu schreiben gewesen, wenn die Arbeit sich einigermaßen auf der Höhe der Aufgabe, mit der wir beschäftigt sind, halten sollte. Hätten wir Motive der Versammlung der Bundes-Kommissarien vorgelegt, so würden wir — ich weiß nicht wieviel Zeit über deren Diskussion verloren haben; schwerlich nur soviel Zeit, wie dazu gehört hätte, sie auszuarbeiten. Es ist nicht etwa eine Nichtachtung des Eindrucks, den unsere Vorlage macht, daß

1) Vgl. unsere Lebensgeschichte Bismarcks S. 35. Reden III, 167 ff.

2) Der Abg. Groote sprach von dem „kühnen" Staatsmann, der sich um den Widerstand der Parlamente wenig kümmere.

wir uns enthalten haben, die Motive vorzulegen. Wir hatten buchstäblich nicht die Zeit dazu. Eine Arbeitszeit von vier Wochen für einen Rat, welcher mit der Anfertigung der Motive beauftragt gewesen wäre, wäre kaum zu kurz bemessen. Wenn wir uns dann auch unter den verbündeten Regierungen verständigt hätten über den Text, so glaube ich doch nicht, daß wir heute schon hier vereint gewesen wären, wenn wir Ihnen hätten Motive vorlegen sollen. Wir wären auch in die Gefahr gekommen, in diesen Motiven Dinge zu vertreten, die vielleicht gar nicht bestritten werden. Die Motive werden sich aus der allgemeinen und späteren Spezialdiskussion ergeben von seiten derjenigen, die den Verfassungs-Entwurf unterstützen, oder durch die Erklärungen der Regierungen, die gefordert werden und die sich an die auftauchenden Zweifel knüpfen werden. Ich mache auf die zwei hervorragenden Reden des Herrn Abgeordneten für Wiesbaden (Braun) und des Herrn Abgeordneten für Osnabrück (Miquel) aufmerksam, die bereits erheblich an Motiven zu diesem Verfassungs-Entwurf beigetragen haben. Meine Absicht ist ebensowenig, der Spezialdiskussion vorzugreifen, sondern nur wenige allgemeine Gesichtspunkte zu entwickeln, die uns bei der Aufstellung dieser Verfassung geleitet haben.

Es hat nicht unsere Absicht sein können, ein theoretisches Ideal einer Bundesverfassung herzustellen, in welcher die Einheit Deutschlands einerseits auf ewig verbürgt werde, auf der andern Seite jeder partikularistischen Regung die freie Bewegung gesichert bliebe. Einen solchen Stein der Weisen, wenn er zu finden ist, zu entdecken, müssen wir der Zukunft überlassen, einer solchen Quadratur des Zirkels um einige Dezimalstellen näher zu rücken, ist nicht die Aufgabe der Gegenwart. Wir haben uns zur Aufgabe gestellt, in Erinnerung und in richtiger Schätzung, glaube ich, derjenigen Widerstandskräfte, an welchen die früheren Versuche in Frankfurt und Erfurt gescheitert sind, diese Widerstandskräfte, so wenig als es irgend mit dem Zweck verträglich war, herauszufordern. Wir haben es für unsere Aufgabe gehalten, ein Minimum derjenigen Konzessionen zu finden, welche die Sonderexistenzen auf deutschem Gebiete der Allgemeinheit

machen müssen, wenn diese Allgemeinheit lebensfähig werden soll; wir mögen das Elaborat, das dadurch zustande gekommen ist, mit dem Namen einer Verfassung belegen oder nicht, das thut zur Sache nichts. Wir glauben aber, daß, wenn es hier angenommen wird, für das deutsche Volk die Bahn frei gemacht worden ist, und daß wir das Vertrauen zum Genius unseres eigenen Volkes haben können, daß es auf dieser Bahn den Weg zu finden wissen wird, der zu seinen Zielen führt. (Bravo!)

Wenn zu diesem Zweck, nach unserer Ansicht wenigstens, das Gegebene hinreicht, so begreife ich vollständig, daß viele Wünsche unbefriedigt bleiben, daß man daneben noch eine Menge anderer Dinge gewünscht und gleich gewünscht hätte. Ich begreife aber nicht, wie man, weil diese Wünsche bisher unerfüllt geblieben sind, das Gebotene ablehnen will und dabei doch behaupten, man wolle überhaupt eine Verfassung, die Deutschland zur Einheit führen könne. Es sind Einwendungen bisher laut geworden und Wünsche geltend gemacht von zwei Seiten: ich möchte sagen von der unitarischen und von der partikularistischen Seite; von der unitarischen dahingehend, daß man auch von diesem Verfassungs-Entwurf, wie von dem früheren die Herstellung eines konstitutionellen verantwortlichen Ministeriums erwartet hat. Wer sollte dieses Ministerium ernennen? Einem Konsortium von 22 Regierungen ist diese Aufgabe nicht zuzumuten; es würde sie nicht erfüllen können. Ausschließen können Sie aber 21 von 22 Regierungen von der Teilnahme an der Herstellung der Exekutive ebensowenig. Es wäre der Anforderung nur dadurch zu genügen gewesen, daß eine einheitliche Spitze mit monarchischem Charakter geschaffen wäre. Dann aber, meine Herren, haben Sie kein Bundesverhältnis mehr, dann haben Sie die Mediatisierung derer, denen diese monarchische Gewalt nicht übertragen wird. Diese Mediatisierung ist von unseren Bundesgenossen weder bewilligt, noch von uns erstrebt worden. Es ist hier angedeutet worden, man könne sie mit Gewalt erzwingen; von andern, sie werde sich zum Teil von selbst ergeben, und letzteres von einer mir nahestehenden Seite.

Wir erwarten dieses nicht in dem Maße und glauben nicht, daß deutsche Fürsten in größerer Anzahl bereit sein werden, ihre jetzige Stellung mit der eines englischen Pairs zu vertauschen. Wir haben ihnen diese Zumutung niemals gemacht, und beabsichtigen nicht, sie ihnen zu machen; noch weniger aber kann ich als unsere Aufgabe betrachten, etwa im Sinne des Herrn Vorredners auf die Gewalt, auf die Übermacht Preußens in diesem Bunde sich zu berufen, um eine Konzession zu erzwingen, die nicht freiwillig entgegengetragen wird. Eine solche Gewalt konnten wir am allerwenigsten gegen Bundesgenossen anwenden, die im Augenblicke der Gefahr treu zu uns gestanden haben, ebensowenig gegen die, mit denen wir soeben einen völkerrechtlichen Frieden, auf ewig, wie wir hoffen, — wie man das Wort auf dieser Erde zu gebrauchen pflegt, — besiegelt haben. (Bravo!)

Die Basis dieses Verhältnisses soll nicht die Gewalt sein, weder den Fürsten, noch dem Volke gegenüber (Bravo!), die Basis soll das Vertrauen zu der Vertragstreue Preußens sein (Bravo!), und dieses Vertrauen darf nicht erschüttert werden, solange man uns die Vertragstreue hält. (Sehr gut! Bravo!)

Es ist angespielt worden von einem Vorredner auf die Erklärungen, die im Sinne einer einheitlicheren Reichsgewalt von einigen der Bundesregierungen in den Schlußprotokollen niedergelegt seien. Ich kann nur bedauern, daß diese Erklärungen erst in dem Schlußprotokolle zutage getreten sind; wären sie in der Diskussion gemacht, bevor das Schlußprotokoll redigiert wurde, so hätte man wenigstens darüber urteilen können, welche Aufnahme solche Ansichten bei der Mehrzahl der Regierungen gefunden haben würden. Da sie erst nach dem Schlusse der Verhandlungen zutage traten, so kann ich sie nur auffassen als ein totes Glaubensbekenntnis ohne Werke.

Schwerer, als die Einwendungen vom unitarischen Standpunkte, und ernstlicher gemeint sind meines Erachtens diejenigen vom partikularistischen. Unter Partikularismus denkt man sich sonst eine widerstrebende Dynastie, eine widerstrebende Kaste in

irgend einem Staate, die sich der Herstellung gemeinsamer Einrichtungen aus Sonderinteressen entgegenstellt. Wir haben es heute mit einer neuen Spezies von Partikularismus zu thun, mit dem parlamentarischen Partikularismus. (Heiterkeit.) Früher hieß es vom dynastischen Standpunkte aus: „Hie Waiblingen, hie Welf"; jetzt heißt es: „Hie Landtag, hie Reichstag!" Das Recht, das der Preußische Landtag hat, zu unseren Vereinbarungen hier Nein zu sagen, es ist schon vorhin von anderer Seite hervorgehoben, und ich glaube, es wird das niemand ernstlich bestreiten und sich demgegenüber auf die Macht berufen; — dieses Recht hat ein jeder Landtag, so klein oder so groß er sein mag; denn wir wollen nicht in einer gewaltthätigen, sondern in einer rechtlichen Gemeinschaft leben. Bis jetzt aber sind die Widersprüche der übrigen Landtage auf dieser Tribüne nicht in einer gleichen Weise angemeldet worden, wie die des Preußischen Landtages, und zwar von Seiten, von denen es mich überrascht hat. Der Vertreter einer norddeutschen Republik[1]) begeistert sich plötzlich für die monarchische Verfassung Preußens (Heiterkeit); ein katholischer Geistlicher[2]) stellt diese selbe Verfassung mit dem Heile seiner Seele an dem Leitfaden eines Bibelspruches auf dieselbe Höhe, und sprach zu uns, in Ton und Worten die tiefste Erschütterung darüber verratend, daß an dieser Verfassung auch nur ein Artikel geändert werden könnte — auf gesetzmäßigem Wege, wohlverstanden. Ich zweifle keinen Augenblick an der aufrichtigen Überzeugung, mit der diese Worte gesprochen wurden, aber überrascht hat es mich, daß er die Wirkung davon abschwächte durch einen scherzhaften Seitenhieb auf meine Person: „ich würde mir auch zu helfen wissen, wenn hier nichts zustande käme." Meine Herren, ob ich mir in diesem Falle zu helfen wüßte, das will ich hier unerörtert lassen; ich würde mir aber nicht helfen. Ich habe meinem Könige und

---

1) Abg. Rée, Hamburg.

2) Prof. Dr. Michelis hatte gesagt: „Was nützt es uns, wenn wir die ganze Welt gewönnen und doch Schaden nähmen an unserer Verfassung."

Lande niemals den Dienst versagt; in einem solchem Falle aber würde ich ihn versagen und würde denjenigen, die das Chaos herbeigeführt haben, auch überlassen, den Weg aus dem Labyrinthe wieder herauszufinden! (Bravo!)

Wenn von anderer Seite, von Abgeordneten, mit denen ich mir mancher gemeinschaftlichen Ansicht bewußt bin, von Mitgliedern des Preußischen Abgeordnetenhauses, — von solcher Seite, von der ich glaube, daß sie wirklich das Zustandekommen der Sache will —, dennoch hier der Satz aufgestellt worden ist, daß die Preußische Verfassung über der Reichs-Verfassung einstweilen stehe, daß dasjenige, was hier vereinbart wird zwischen der Gesamtheit der Bundesregierungen, nachdem mit Mühe eine Vereinigung unter diesen erzielt worden, und zwischen den freigewählten Vertretern von 30 Millionen Deutschen, schon jetzt vor die Assisen des Preußischen Landtages zitiert wurde: meine Herren, da hat mich ein demütigendes Gefühl beschlichen, daß diejenigen, die uns neu zugetreten sind, so rasch die Illusion verlieren, die sie etwa gehabt haben könnten, daß der Mensch wirklich mit seinen größeren Zwecken wächst, und daß der weitere Gesichtskreis, den der größere Staat haben soll, sich auch allen seinen Mitgliedern mitteilt. (Bravo!) Die Herren, die so kurzweg hier das Wort aussprechen, daß der Preußische Landtag das Produkt unserer Arbeiten in den und den Fällen verwerfen oder genehmigen werde — ihre Legitimation dazu ist schon vorgestern angezweifelt worden.[1]) Aber ich möchte Sie fragen: was würden Sie sagen, wenn heutzutage eine der verbündeten Regierungen schon von Hause aus erklärte: wenn dies oder das nicht in der Verfassung steht, so nehme ich sie unter allen Umständen nicht an! Wenn ein Stand oder eine Kaste diese selbe Erklärung abgäbe, wenn ein Mitglied der mecklenburgischen Ritterschaft aufträte und sagte: wenn unsere Rechte nicht geschont werden — und sie wiegen auf der Wagschale der Gerechtigkeit gerade ebenso schwer wie die des Preußischen Landtags — so spielen wir nicht mit! (Sehr gut!) Ich erinnere

---

1) Vom Abg. Wagener.

Sie daran, meine Herren, als die Versuche von Frankfurt und von Erfurt mißlangen — der von Erfurt nicht so sehr, wie hier gemeint wurde, durch das Widerstreben der beteiligten Regierungen, wenn ich auch nicht behaupten kann, daß unsere Preußische Regierung damals mit der wünschenswerten Energie ihre Aufgabe vertreten hätte; er scheiterte meines Erachtens daran, daß Hannover und Sachsen einfach auf die österreichische Armee, die hinter Olmütz stand, mehr Vertrauen hatten als auf den Dreikönigsbund — das war wohl das Durchschlagende, wenn es auch eine Menge anderer Ursachen gegeben haben mag, — ich erinnere Sie daran, daß man für uns, die wir damals unter dem Namen der preußischen Junkerpartei uns die Verantwortung für das Nichtzustandekommen vor der Öffentlichkeit aufladen lassen mußten, kein Wort finden konnte in der öffentlichen Presse, was stark genug war, um „diesen unwürdigen Mangel an Vaterlandsliebe“ zu brandmarken, der dahin führte, „aus Standesinteressen lieber einen Junkerstaat von der Größe der Mark Brandenburg zu gründen“ — und was dergleichen von Ihnen bereits vergessene Zeitungsartikel waren, die auf uns Schmach und Vorwurf häuften, weil wir das Werk gehindert hätten, das wir zustande zu bringen in der Lage nicht waren. Ich habe, als hier vorgestern dasselbe Recht für den Preußischen Landtag in Anspruch genommen wurde, in der ganzen Versammlung keinen Ausruf des Erstaunens gehört, außer dem, den ich in meinem Inneren unterdrückte.

Ich glaube, meine Herren, diejenigen, die dieses Wort aussprachen, unterschätzen denn doch den Ernst der Situation, in der wir uns befinden. Glauben Sie wirklich, daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Siziliens, vom Rhein bis an den Pruth und den Dnjestr zum Kampf führte, zu dem eisernen Würfelspiele, in dem um Königs- und Kaiserkronen gespielt wurde; — daß die Millionen deutscher Krieger, die gegen einander gekämpft und geblutet haben auf den Schlachtfeldern vom Rhein bis zu den Karpathen, — daß die Tausende und aber Tausende von Gebliebenen und der Seuche Erlegenen, die durch ihren Tod diese

nationale Entscheidung besiegelt haben, mit einer Landtagsresolution ad acta geschrieben werden können, — (Bravo!) meine Herren, dann stehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation. Es liegt mir fern, irgend eine Drohung auszusprechen, ich achte die Rechte unseres Landtages, ebenso wie ich sie von Hause aus gern geachtet hätte, wenn es mit dem Bestande des Preußischen Staates nach meiner Überzeugung verträglich gewesen wäre; aber ich habe die sichere Überzeugung, kein deutscher Landtag wird einen solchen Beschluß fassen, wenn wir uns hier einigen. (Bravo!)

Ich möchte die Herren, die sich diese Möglichkeiten denken, wohl sehen, wie sie etwa einem Invaliden von Königgrätz antworten würden, wenn der nach dem Ergebnisse dieser gewaltigen Anstrengung fragt. Sie würden ihm etwa sagen: Ja freilich, mit der deutschen Einheit ist es wiederum nichts geworden, die wird sich wohl bei Gelegenheit finden, sie ist ja leicht zu haben, eine Verständigung ist ja alle Tage wieder möglich; aber wir haben das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses, des Preußischen Landtages gerettet, das Recht, jedes Jahr die Existenz der preußischen Armee in Frage zu stellen, (Unruhe links.) ein Recht, von dem wir als gute Patrioten niemals Gebrauch machen würden, und sollte je eine Versammlung jemals soweit auf Abwege geraten, die es wirklich wollte, so würden wir den Minister als Landesverräter zur Verantwortung ziehen, welcher sich zur Ausführung hergiebt. Aber es ist doch unser Recht: darum haben wir um die Mauern von Preßburg mit dem Kaiser von Österreich gerungen, — und damit soll der Invalide sich trösten über den Verlust seiner Glieder, damit die Witwe, die ihren Mann begraben hat?

Meine Herren, es ist wirklich eine vollständig unmögliche Situation, die Sie sich da machen; ich wende mich gern von diesen phantastischen Unmöglichkeiten in das reale Gebiet zurück zu einigen Einwendungen, die hier gegen den Inhalt der Verfassung gemacht worden sind.

Es ist, — ich weiß nicht, ob in der Thronrede der Ausdruck stehen geblieben ist, — schon gesagt, daß wir das Werk der Ver-

besserung fähig halten. Ich darf wenigstens hier bezeugen, daß wir für keinen Vorschlag, der wirklich mit der Erleichterung des Zustandekommens und der Verbesserung des Werkes ernstlich gemeint ist, unempfänglich sind. (Bravo!) Sie müssen doch die Regierung nicht in Verdacht haben und keine der 22 Bundesregierungen, daß sie sich von der historischen konstitutionellen Entwickelung Deutschlands lossagen wolle, daß sie nun dieses Parlament etwa benutzen wolle, um den Parlamentarismus im Kampf der Parlamente gegen einander aufzureiben. Was hätten wir denn davon? Ist denn eine Regierung auf die Dauer denkbar, namentlich eine solche, die sich zur Aufgabe gestellt hat, eine Einheit im Feuer oder gar in kaltem Metall, wenn das Feuer erkaltet sein wird, zu schmieden, eine Einigung, die nicht überall in Europa mit Wohlwollen gesehen wird, daß diese Regierung es sich gewissermaßen zur systematischen Aufgabe stellt, die Rechte der Bevölkerung auf die Teilnahme an ihren eigenen Geschäften zu unterdrücken, abzuschaffen, auf ein wildes Reaktionswesen sich einzulassen, sich in Kämpfen mit der eigenen Bevölkerung aufzuhalten, — meine Herren, das können Sie von einer Dynastie, wie sie über Preußen regiert, das können Sie von keiner der Dynastien, die augenblicklich in Deutschland regieren, erwarten, daß sie an ein nationales Werk mit dieser Heuchelei — ich kann es nicht anders nennen — herangeht. (Lebhaftes Bravo!)

Wir wollen den Grad von Freiheitsentwickelung, der mit der Sicherheit des Ganzen nur irgend verträglich ist. Es kann sich nur handeln um die Grenze: wie viel, was ist mit dieser Sicherheit auf die Dauer verträglich? was ist jetzt mit ihr verträglich? ist ein Übergangsstadium nötig? wie lange muß dies dauern? (Sehr gut! Bravo!) Es kann nicht in unsrer Absicht liegen, das Militärbudget auch für den Zeitraum, wo es von Ihnen selbst als eisern behandelt werden sollte, und ein solcher Zeitraum ist meines Erachtens unentbehrlich, Ihrer Kenntnis zu entziehen. Es ist hier gesagt worden, als wenn das Militärbudget mit einer gewissen Heimlichkeit nachher behandelt werden sollte. Soweit ich mir überhaupt diesen Ge-

danken schon klar gedacht habe, so schwebt er mir in der Art vor, daß wir jedenfalls ein Budget vorlegen würden, welches die Gesamtausgaben des Bundes umfaßt, die militärischen nicht ausgeschlossen; nur würden wir das auf der Basis des mit der Vertretung für eine gewisse Dauer von Jahren abzuschließenden Vertrages thun, sodaß man uns an dem Militärbudget für diese Zeit keine Streichung machen kann, wenigstens keine solche, die nicht mit dem Bundesfeldherrn vereinbart wäre. Es ist ja möglich, daß der Bundesfeldherr sich überzeugt, dies oder jenes kann ich entbehren, daß er selbst sagt, das will ich. Aber es muß einen Zeitraum geben, in welchem die Existenz des Bundesheeres nicht von zufälligen Schwankungen der Majorität abhängt. Ich will gern zugeben, daß es sehr unwahrscheinlich ist, daß sich in diesem Reichstage eine Majorität finden würde, die nicht dasjenige bewilligen würde, was ihrer Meinung nach zur Verteidigung des Landes hinreichend ist. Ich fürchte in dieser Beziehung nicht gerade von Partikularisten auf diese Weise, auf die hier hingewiesen wurde, ich fürchte vielmehr von der Vermischung der Frage über die Grenze zwischen parlamentarischer und fürstlicher Gewalt mit der Frage von der Verteidigungsfähigkeit Deutschlands dem Auslande gegenüber; ich halte es nicht für gut, daß man das Bedürfnis hat, den parlamentarischen Einfluß, den man erstrebt und den wir ja gerne den Parlamenten gönnen, vorzugsweise an der Armee zu üben, während mannigfache andere Felder immer überbleiben, um ihn zu üben.

Ich glaube, meine Herren, es ist ein fast wirksameres Mittel, sich den Einfluß auf die Regierungen zu sichern, den mehrere vorgestrige Redner vermißten, wenn Sie beispielsweise die Zollverträge in der Richtung Ihrer Gesetzgebung unterzögen, welche dem Reiche Hilfsquellen abschnitten, wenn Sie beispielsweise diejenigen Beamten abstrichen, die auf dem Reichsbudget für Zollerhebung stehen; wenn Sie Ihre Thätigkeit dahin richten wollten, ein Ihnen unannehmbares System der Regierung zu beseitigen, das Eisenbahn- und Telegraphenwesen lahm zu legen. Ich glaube, meine Herren, das wäre vielleicht wirksamer, als wenn Sie sich die Beschließung über die Zusammensetzung und

Ausdehnung der Armee vorbehalten; denn dann richtet sich der Beschluß auf die Fundamente der Sicherheit und der staatlichen Existenz, namentlich in einem Bundesstaate; da ist die Regierung in derselben Unmöglichkeit, nachzugeben, in der die preußische Regierung sich seit mehreren Jahren zu befinden glaubte. Wenn diese Einrichtung, die Bundesarmee, vorläufig diejenige Basis, die am vollständigsten ausgebildet ist, diejenige Basis, die wir am unentbehrlichsten brauchen, durch ein jährliches Votum in Frage gestellt werden sollte, meine Herren, es würde mir das — verzeihen Sie mir, wenn ich ein Gleichnis brauche aus einem Beruf, in dem ich mich früher befand, — den Eindruck eines Deichverbandes machen, in welchem jedes Jahr nach Kopfzahl, auch der Besitzlosen, darüber abgestimmt wird, ob die Deiche bei Hochwasser durchstochen werden sollen oder nicht. Aus solchem Deichverbande würde ich einfach ausscheiden, da wäre mir das Wohnen zu unsicher, und ich würde mich der Gefahr nicht hingeben, daß einmal diejenigen, die die Wirtschaft mit freier Weide wünschen, über diejenigen, die mit bestellten und wasserfreien Äckern wirtschaften, die Oberhand gewännen und alle durch eine Wasserflut zu Grunde gingen.

Jedenfalls, wie ich es mir schon anzudeuten erlaubte, brauchen wir in dieser Beziehung ein unantastbares Übergangsstadium, bis wir organisch zu Fleisch und Blut mit einander verwachsen sind, (Bravo!) und dieser Gedanke wird auch, wie ich glaube, von einem großen Teil der strengeren Konstitutionellen, die aber das Zustandekommen der Sache wollen, nicht angefochten.

Im übrigen bemerke ich in Bezug auf einige Einzelheiten, die moniert worden sind, um zu verhindern, daß die Diskussion sich öfter auf dieses Gebiet begiebt, als nötig ist, beispielsweise unsere Beziehungen zu Süddeutschland. Der Herr Abg. Waldeck hat vorgestern sich lediglich von der Herstellung eines konstitutionellen einheitlichen Ministeriums die Wirkung versprochen, „dann hätten wir die Süddeutschen", wie er sich ausdrückte. Ich glaube, wir können sie nicht sicherer zurückschrecken, als wenn wir in eine solche Richtung treten, die, wie ich vorhin

andeutete, mit der Mediatisierung der deutschen Fürsten große Ähnlichkeit hätte.

Wer sind diese Süddeutschen? Einstweilen ist es die bayrische, die württembergische, die badische Regierung. Glauben Sie, daß Se. Majestät der König von Bayern oder von Württemberg sich durch solche Einrichtungen, wie sie der Abg. Waldeck in Vorschlag brachte, besonders angezogen fühlt? (Heiterkeit!) Meine Herren! Ich weiß das Gegenteil.

Unser Verhältnis zu Süddeutschland wird sich an der Hand des Artikels, der sich im Verfassungsentwurfe darüber befindet,[1]) meines Erachtens einfach und mit Sicherheit entwickeln. Wir haben zunächst mit Süddeutschland die Gemeinschaft des Zollvereins, eine Gemeinschaft, die in diesem Augenblicke allerdings bis zu einem gewissen Grade in der Luft schwebt, weil die Friedensverträge eine sechsmonatliche Kündigung vorbehalten, bis wir uns über das Verhältnis von Nord- und Süddeutschland in dieser Beziehung geeinigt haben werden; um eine Einigung möglich zu machen, war dieses Kündigungsrecht notwendig. Ich denke also, sobald wir mit der Norddeutschen Verfassung fertig sind, daß wir zunächst den süddeutschen Regierungen Eröffnungen machen, damit sie mit uns zusammentreten, um den Weg zu beraten, auf dem wir zu einem dauernden organischen, nicht alle 12 Jahre kündbaren Zollvereine gelangen. Wir haben für den Norddeutschen Bund diese Wohlthat gesichert durch Artikel über Zollgesetzgebung; wir können aber weder verlangen, daß die drei oder vier süddeutschen Staaten alles dasjenige, was wir hier durch die Gesetzgebung, an der sie selbst nicht teilnehmen, beschließen, ohne weiteres annehmen sollen, noch können wir ihnen gegen das, was der Norddeutsche Reichstag gesetzlich beschließt, ein Veto einräumen, ein Veto, das jede von drei oder vier Regierungen ausüben und mit

---

1) Art. 71: Die Beziehungen des Bundes zu den süddeutschen Staaten werden sofort nach Feststellung der Verfassung des Norddeutschen Bundes durch besondere, dem Reichstage zur Genehmigung vorzulegende Verträge geregelt werden.

ihren Ständen teilen würde. Soll der Zollverein im bisherigen Umfange fortbestehen, so ist es ganz unvermeidlich, daß organische Einrichtungen geschaffen werden, vermöge deren Süddeutschland an der Gesetzgebung über Zollsachen teilnimmt. Ich enthalte mich, das Nähere anzudeuten, ich glaube aber, es ergiebt sich von selbst, wie die Einrichtungen beschaffen sein müssen. (Ruf: Sehr richtig!) Es ist schwer zu glauben, daß eine solche gemeinschaftliche organische Gesetzgebung für Zollsachen — und ich möchte doch dies nicht so unterschätzen und bloß mit dem geringschätzigen Namen „Zollparlament“ belegen; was haben wir nicht für Kämpfe gekämpft! Nur wer in den Geschäften gestanden hat, kann das beurteilen; wie erschienen uns nicht in den Jahren 1852 und 1864 gerade die Zollinteressen als die höchsten politischen Lebensinteressen! — ich möchte das nicht unterschätzen, daß eine wirtschaftliche Gemeinschaft für Gesamtdeutschland geschaffen werden kann —; also es ist schwer zu glauben, daß solche gemeinsame Organe der Gesetzgebung, wenn sie einmal geschaffen, sich der Aufgabe entziehen könnten, auch die meisten der übrigen Titel der materiellen Wohlfahrt, sowie mancher formalen Gesetzgebung, über Prozeßwesen u. s. w. allmählich sich anzueignen, und auch darüber gemeinsame Bestimmungen für ganz Deutschland herbeizuführen.

Was ferner die Machtfrage betrifft, so halte ich die Vereinigung von Nord- und Süddeutschland jedem Angriffe gegenüber in allen Fragen, wo es sich um die Sicherheit des deutschen Bodens handelt, für definitiv gesichert. Im Süden kann kein Zweifel darüber sein, daß, wenn er in seiner Integrität gefährdet werden sollte, Norddeutschland ihm unbedingt brüderlich beisteht, (Lebhaftes Bravo!) im Norden ist kein Zweifel darüber, daß wir des Beistandes Süddeutschlands gegen jeden Angriff, der uns treffen könnte, vollständig sicher sind. (Bravo!)

Einige andere Themata, auch lediglich um Wiederholungen zu vermeiden, erlaube ich mir zu berühren, z. B. die Frage der Reichssteuer. Daß eine Kontingentierung nach der Kopfzahl ein unvollkommener Modus, eine Aushilfe von vorübergehender Natur ist, gebe ich gern zu; das Beispiel von Bremen — ich

will nicht gerade den Herrn Vertreter von Bremen vorzugsweise aufs Korn nehmen — und von Hamburg mit seinen reichen Einwohnern im Vergleich zu den Thüringerwaldbewohnern, ist völlig zutreffend.

Die Verhandlungen der Vertreter der Regierungen untereinander haben auch gezeigt, daß dieses Bedürfnis der Einführung von Reichssteuern ziemlich allgemein empfunden wird, und man hat sich schon mit den Gegenständen, welche sie betreffen könnten, beschäftigt. Ich glaube daher, daß, wenn es hier gelingt, die Schwierigkeiten zu überwinden, zu deren Überwindung wir bei den kommissarischen Verhandlungen nicht Zeit hatten, namentlich eine solche Steuergesetzgebung sofort so weit auszuarbeiten, daß sie praktisch werden kann, daß bei den verbündeten Regierungen ein prinzipieller Widerstand dagegen wenigstens nicht obwalten wird. Ich betrachte das als Sache der Zukunft und als Sache der Gesetzgebung, sobald wir konstituiert sind. Konstituieren wir uns so rasch als möglich, dann haben wir die Fähigkeit, diese Frage zu erledigen, und ebenso die von dem Vertreter für Wiesbaden[1]) angeregte wegen Freizügigkeit. Wenn er die bisherige Fassung des Artikels nicht vollständig und erschöpfend genug findet, so ist darin doch alles enthalten, worüber wir uns in diesem Augenblick verständigen konnten. Es stehen da zum Teil sehr erhebliche partikulare Verfassungsrechte entgegen, die man nicht ohne weiteres gewaltthätig durchbrechen kann. Ich mache darauf aufmerksam, daß Artikel 4 der Verfassung, Bestimmung 1, ausdrücklich die Frage der Freizügigkeit, Heimats- und Niederlassungsverhältnisse und des Gewerbebetriebs u. s. w. der Gesetzgebung des Bundes zuweist. Der Herr Abgeordnete für Wiesbaden wird also, wenn er, wie ich hoffe, ebenso gut Mitglied des künftigen Parlaments sein wird, Gelegenheit haben, dort seine Anträge zu stellen. Ebenso verhält es sich mit der Aufgabe über das Zivilrecht, die Hypotheken und diejenigen Gegenstände, die der Bundesgesetzgebung vorbehalten werden sollen, und

1) Abg. Braun.

es wird das voraussichtlich wenig Widerspruch bei den verbündeten Regierungen finden: keinen stärkeren, als denjenigen, der aus den augenblicklichen Rechtsverhältnissen, die man nicht mit rascher Hand zerschneiden kann, hervorgeht. Ebenso z. B. die Frage wegen Kontrahierung einer Bundes-Anleihe, über die einer der Herren Vorredner[1]) eine Bestimmung im Verfassungsentwurf vermißt hat. Wir haben nicht geglaubt, daß sie vermißt werden würde, denn der Artikel 65 lautet: „Abgesehen von dem durch Artikel 58 bestimmten Aufwande für das Bundesheer und die zu demselben gehörigen Einrichtungen, sowie von dem Aufwande für die Marine (Art. 50) werden die gemeinschaftlichen Ausgaben im Wege der Bundesgesetzgebung und, sofern sie nicht eine nur einmalige Aufwendung betreffen, für die Dauer der Legislaturperiode festgestellt." Wenn eine Anleihe zu gemeinschaftlichen Zwecken gemacht werden soll, so ist also auch diese Geldbeschaffung, auch diese Manipulation meiner Ansicht nach durch Art. 65 auf dem Wege der Bundesgesetzgebung zu erledigen, d. h. der Beschlußnahme und der Beratung des Reichstages und dem Bundesrate unterworfen und kann auf diese Weise gesetzmäßig zustande gebracht werden.

Wenn von anderer Seite vermißt wurde die Möglichkeit, eine Interpellation an die Regierung zu richten — meine Herren, bequem ist die Einrichtung gerade nicht, aber ich glaube nicht, daß es bisher irgend jemandem in den Sinn gekommen ist, daß, wenn heute eine Interpellation gestellt worden wäre, wir sie nicht beantwortet hätten. Ebenso, wenn die Versammlung Zeit hat, Petitionen, die etwa eingehen, zu bearbeiten, und sie auf den Gegenstand, mit dem wir uns beschäftigen, Bezug haben, — denn nur solche dürfen wir für den Augenblick annehmen — so würde dem auch nichts entgegenstehen; Sie werden, meine Herren, die sämtlichen Regierungen bereit finden, auch ohne daß wir durchgreifende und allgemeine Motive vorgelegt haben, über jeden einzelnen Punkt, bei dem Sie Motive vermissen, motivierende Erläuterungen zu geben; ich

1) Abg. Lasker.

glaube aber, daß das wesentlich in die Spezialdebatte hineingehört, denn Sie werden nicht zu allen Punkten, zu sehr vielen werden Sie überhaupt nicht das Bedürfnis empfinden, Motive zu besitzen, weil sie in sich selbst klar sind.

Ich weiß nicht, ob ich während der Generaldiskussion noch weiter Veranlassung habe, das Wort zu nehmen oder einer meiner Herren Kollegen. Für den Augenblick wüßte ich dem, was ich gesagt habe, nichts weiter hinzuzufügen, als die nochmalige Aufforderung: Meine Herren! Arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland, so zu sagen, in den Sattel! Reiten wird es schon können. (Lebhafter Beifall.)

3.

Über die nationalen Bestrebungen der Polen.

Rede bei der Beratung des Verfassungsentwurfes, gehalten am 18. März 1867.[1])

Meine Herren! Wir alle sind gewählt, darüber ist kein Zweifel, um die Verfassung des Norddeutschen Bundes zustande zu bringen; auch die Abgeordneten der Provinz Posen sind zu keinem anderen Zwecke gewählt. Die Bewohner der Provinz sind auf diesem Fundament zu den Wahlen aufgefordert, und die Wahlverhandlungen ergeben, daß sie sich mit großem und ungewöhnlichem Eifer, beinahe neunzig Prozent der Bevölkerung, daran beteiligt haben. Wenn der Herr Abgeordnete (Kantak) dennoch einen Protest gegen das Zustandekommen dieses Bundes in dem beabsichtigten Umfange gerichtet hat, so glaube ich, hat er uns selbst deutlich zu erkennen gegeben, daß dieser Protest sich eigentlich nicht gegen den Bund, sondern gegen die Einheit

---

1) Der Abgeordnete Kantak hatte im Namen der Abgeordneten polnischer Nation eine Erklärung verlesen, in der diese feierlichst Verwahrung gegen die Einverleibung der ehemals polnischen Landesteile Preußens in den Norddeutschen Bund einlegten. Darauf erwiderte Bismarck in der vorliegenden Rede. — Reden III, 198 ff.

der preußischen Monarchie richtet. Diese Einheit anzuerkennen und doch dagegen zu protestieren, daß der Staat, zu dem man gehört, berechtigt sei, seine staatlichen Zwecke auch im Verein mit den Nachbarstaaten zu erstreben, mit denen er glaubt, sie besser erreichen zu können — kann in der That niemand, der nur einige Logik sich bewahrt hat, einfallen. Der Protest richtet sich, wie der Herr Abgeordnete ja nicht zweifelhaft gelassen hat, gegen die Einheit der preußischen Monarchie. In diesem Sinne hätte er meines Erachtens bei einer früheren Gelegenheit — immer nicht mit Recht, aber doch mit mehr Logik — angebracht werden können, als bei der jetzigen gerade, ich meine bei der Begründung der preußischen Verfassung. Ich habe gar keine Verpflichtung, mich auf die Argumente des Herrn Vorredners über das hinter der preußischen Verfassung Liegende einzulassen. Insoweit es notwendig wird, werden diejenigen Herren Abgeordneten, die denselben Debatten, wörtlich denselben, bereits zehn- und zwanzigmal im preußischen Abgeordnetenhause assistiert haben, auch ihrerseits vielleicht wörtlich ihre dagegen gehaltenen Reden wiederholen können. Es ist meines Erachtens nicht meine Aufgabe, mich hier in die Beleuchtung der einzelnen Details und ihrer Entstellung, Unrichtigkeit und Hinfälligkeit einzulassen, sondern nur den prinzipiellen allgemeineren Standpunkt der preußischen Regierung zu diesen Bestrebungen gegen die durch Artikel 1 der Verfassung verbürgte Einheit des preußischen Staatsgebietes hervorzuheben. Hauptsächlich aber kommt es mir darauf an — und wir sind das, glaube ich, unseren Bundesgenossen schuldig — die Illusion zu bekämpfen, als ob eine erhebliche Anzahl der Wähler, welche hier von den Abgeordneten polnischer Nationalität vertreten werden, mit den hier kundgegebenen Bestrebungen derselben nach einer Zerreißung der Einheit des preußischen Staates überhaupt einverstanden wäre, — als ob die Herren irgend ein Mandat hätten, ihre Wähler in diesem Sinne hier zu vertreten, als ob sie legitimiert wären, namens ihrer Wähler diese rein persönlichen Ansichten, die der Herr Abgeordnete hier ausgesprochen hat, im Namen ihrer Kommittenten auszusprechen.

Es ist bekannt, daß gerade die Bewohner des preußischen Anteils der ehemaligen Republik Polen vor allen und mit Recht empfänglich und dankbar gewesen sind für die Wohlthaten der Zivilisation, die ihnen damit in höherem Grade als früher zugänglich geworden sind. (Bravo!)

Ich kann es mit Stolz sagen, daß derjenige Teil der ehemaligen Republik Polen, welcher unter preußischer Herrschaft steht, sich eines Grades von Wohlstand, von Rechtssicherheit, Anhänglichkeit der Einwohner an ihre Regierung erfreut, wie er in dem ganzen Umfange der Republik Polen, so lange es eine polnische Geschichte giebt, nicht vorhanden und nicht erhört gewesen ist. (Wiederholtes Bravo!)

Die Bewohner der Provinz haben ihre Dankbarkeit dafür, ihre Anhänglichkeit an die preußische Regierung und an das Königliche Haus bei jeder Gelegenheit, die ihnen geboten war, in ihrer großen Majorität bethätigt. Es ist trotz aller Verführungsmittel, die angewendet wurden bei den ungefähr alle 15 Jahre sich wiederholenden Insurrektionen „zur Auffrischung der Gefühle" (Große Heiterkeit!) nicht gelungen, die preußischen Unterthanen polnischer Zunge in irgend erheblicher Anzahl so zu verführen, daß sie sich an diesen Bestrebungen einer Minorität beteiligt hätten. Es ist dies vorzugsweise nur vom Adel und gutsherrlichen Beamten und Arbeitern geschehen. Der Bauer hat stets mit großer Energie gegen jeden Versuch, die Zustände, von denen er durch seine Väter gehört hatte, wieder herzustellen, zu den Waffen gegriffen in Reih und Glied, — mit einer Energie, welche die Regierung im Jahre 1848 nötigte, im Interesse der Menschlichkeit andere als polnische Truppen gegen die Aufständischen zu verwenden.

Diese selben Gefühle der Anhänglichkeit haben die polnischen Soldaten — ich berufe mich auf das Zeugnis des verehrten Generals, welcher an der Spitze des 5. Armeekorps steht[1]) — auf allen Schlachtfeldern bethätigt: sie haben ihre Treue gegen den König auf den dänischen und auf den böhmischen

1) Abgeordneter General von Steinmetz.

Schlachtfeldern mit ihrem Blut und mit der ihrer Nationalität eigentümlichen Tapferkeit besiegelt. (Bravo!) Haben etwa diese selben Einwohner durch die jüngsten Wahlen, woran sie sich mit besonderer Lebhaftigkeit beteiligt haben, eine andere Meinung an den Tag gelegt — eine Meinung, welche die Vermutung erwecken könnte, daß der Herr Vorredner hier im Namen einer irgend erheblichen Anzahl von ihnen gesprochen hätte? Die Behauptung, daß dem so sei, nötigt mich, auf die Debatten von voriger Woche in Betreff der polnischen Wahlen zurückzukommen. Ich habe damals dem Herrn Abgeordneten in Aussicht gestellt, daß ich ihm einige der Nachrichten, die uns über die Wahlen zugegangen wären, mitteilen würde. Seine heutige Rede nötigt mich, Wort zu halten, und ich erlaube mir, auf den Tisch des Hauses einen Bericht des Oberpräsidiums der Provinz Posen niederzulegen, aus dessen amtlichen Angaben ich mit Erlaubnis des Herrn Präsidenten einige — das Ganze würde viel zu lang sein — hier vortragen muß, um dasjenige zu erläutern, was ich nachher sagen will.

Die Herren Abgeordneten von jener Seite (auf die polnische Fraktion deutend) hatten bekanntlich gesagt, daß die Parteien, daß die Geistlichkeit sich niemals passiver bei den polnischen Wahlen verhalten hätte als diesmal. Ich glaube nicht, daß ein Zehntel derjenigen Fälle, wo das Gegenteil der Fall gewesen ist, zur Kenntnis der Behörden gekommen sein wird, denn der Pole hat eine ehrenwerte Anhänglichkeit an den Diener seiner Kirche und ist sehr schwer dazu zu bringen, Zeugnis gegen ihn abzulegen. Indessen dasjenige, was zu unserer Kenntnis gekommen ist, reicht hin, um ex ungue leonem zu erkennen. Ich erlaube mir, nur drei bis vier, ich kann nicht sagen hervorragendere Fälle, denn sie stehen sich alle gleich, anzuführen. Der Geistliche Wieczorkiewicz in Splawie hat bei einer Zusammenkunft mit polnischen Bauern diese mit folgenden Worten angeredet: „Die Wahlen sind vor der Thür; man muß sich zusammennehmen, sonst wird man uns verbieten, polnisch zu sprechen, polnisch zu schlafen, polnisch zu beten, polnisch zu singen und zu weinen, polnisch eine Kanzelrede zu halten, —

unsere Kinder werden alle deutsch werden, und dann geht es in Deutschland gerade so wie in Rußland, dann werden wir gehangen werden, wenn wir uns Polen nennen." — Ein anderer Fall: Der Propst Kunze in Kiebel, welcher als Wahlkandidat für den Wahlkreis Bomst-Meseritz aufgestellt war, derselbe „hat nicht nur in verschiedenen Ortschaften, z. B. in der Stadt Wollstein, Wahlversammlungen selbst abgehalten — was einem Erlaß des hochwürdigen Erzbischofs direkt widersprach — und für seine Wahl agitiert, sondern auch in den Parochien Priement, Altkloster und Schlußenze, in welchen die Pfarrgeistlichen sich von der Agitation fern hielten, selbst die Leute zur Abgabe der Stimme für ihn zu bereden gesucht, indem er die bekannten Agitationsmittel bei Polen, man wolle ihnen ihre Sprache und ihren Glauben, bei Deutschen, man wolle ihnen den katholischen Glauben nehmen, zur Anwendung brachte." Ferner: „Die polnischen Bauern zu Zodyn haben dem Rittergutsbesitzer Jaensch, als dieser sie am Montag den 11. Februar fragte, weshalb sie denn zu der Partei des Propstes Kunze übergehen wollten, erwidert: er möge doch ihnen das nicht nachtragen; sie wüßten, daß sie ihm so vieles zu danken hätten und daß er gewiß ihr Bestes wolle — aber diesmal könnten sie nicht anders, sie dürften nicht seinem Rat folgen; es handle sich um ihr Seelenheil, der Obrasche Propst habe ihnen gesagt, daß sie, wenn sie diesmal nicht ihm Folge leisten und nicht seine Zettel abgeben würden, bei der Osterbeichte nicht auf Absolution rechnen könnten."

„In Woynowo sind die Frauen der deutschen, aber katholischen Leute zu ihrem Dienstherrn, Gutsbesitzer Boehmak, gekommen und haben ihm Vorhalt gemacht, wie er ihre Männer könne zu einer Sache bereden wollen, bei welcher es sich um ihr Seelenheil handle. Auch der Propst Zembski in Slupia hat am 10. Februar d. J. über die Wahl gepredigt — das haben viele in demselben Sinne von der Kanzel her gethan — und unter vielen Thränen seinen Parochianen versichert, daß, wenn sie nicht einen Polen wählten, sie unzweifelhaft die katholische Religion und ihre polnische Sprache aufgeben müßten. Nach

dem Gottesdienste sind außerhalb der Kirche durch die Kirchendiener die Wahlzettel verteilt worden." Ich lege dieses Schriftstück, welches, ich weiß nicht, ob 50 oder 20 Fälle enthält, auf den Tisch des Hauses nieder zu jedermanns Einsicht, und glaube es später durch den Druck veröffentlichen zu sollen. Über die Provinz Westpreußen und den polnisch sprechenden Teil derselben sind die umfassenderen Nachrichten noch nicht eingegangen. Aber aus den Bruchstücken, die mir vorliegen, kann ich doch z. B. anführen, daß in Orten, wo es notorisch nur drei Leute gab, die polnisch konnten, 130, sämtlich katholischer Konfession, geängstigt durch die Sorge für ihren Glauben und für ihr Seelenheil, für den polnischen Kandidaten gestimmt haben. Die Frauen sind hierbei wie gewöhnlich in Bewegung gesetzt. Eine wird hier redend eingeführt: „Wenn wir jetzt zugeben, daß unsere Männer für einen Deutschen stimmen, so kommt in 14 Tagen ein evangelischer Geistlicher und tauft uns alle um, und wir müssen deutsch (evangelisch) werden." Ich setze hinzu, daß ich bei der Heiligkeit des geistlichen Standes nicht daran zweifeln kann, daß diese Herren das, was sie ihren Beichtkindern gesagt haben, wirklich glauben; aber dann, meine Herren, herrscht unter ihnen ein Grad der Unwissenheit in Bezug auf weltliche Dinge, der die Regierung dringend wünschen lassen muß, daß ihm von seiten der höheren Geistlichkeit ein Ende gemacht werde, namentlich wenn die Geistlichkeit dort die Inspektion über den Jugendunterricht behalten soll. Aus dem Ganzen aber ziehe ich den Schluß, daß, wenn die polnisch redenden Herren Abgeordneten irgend ein besonderes Mandat neben dem allgemeinen hier haben, es nur dasjenige sein kann, die katholische Kirche gegen alle Angriffe zu verteidigen. Nun, meine Herren, sollte der Fall solcher Angriffe eintreten, so können Sie glauben, daß die Königliche Regierung und ich persönlich für Sie ein ebenso entschiedener und zuverlässiger Bundesgenosse sein werde, wie etwa mein katholischer Herr Kollege, der Geheime Rat von Savigny. Es ist auch für die Frage, ob die Katholiken in der Überzeugung, ihren Glauben schützen zu müssen, oder ob die Polen in dem Wunsche, ihre

nationalen Bestrebungen hier bethätigt zu sehen, gestimmt haben, das Zahlenverhältnis der Einwohner von Wichtigkeit. Es giebt nach der letzten Zählung in den Provinzen Posen und Westpreußen — um diese wird es sich doch hier nur handeln — unter 2 700 000 und einigen Einwohnern 1 150 000 Polen, aber 1 400 000 und einige Katholiken, polnische und deutsche zusammengerechnet. Es geht daraus hervor, daß ungefähr 300 000 Katholische deutscher Zunge sich in den beiden Provinzen befinden, welche durch diese Umtriebe bewogen sind, zum großen Teile mit für die polnischen Kandidaten zu stimmen. In einigen anderen Kreisen hat sich die äußerste Linke der Fortschrittspartei herbeigelassen, auch ihrerseits für den polnischen Kandidaten Herrn von Donimierski zu stimmen. Sie sind also, wie ich hier nachgewiesen zu haben glaube, nicht legitimiert, wenn Sie namens der beinahe 3 000 000 Einwohner dieser beiden Provinzen, höchstens legitimiert, wenn Sie namens der Katholiken, nicht aber, wenn Sie namens der Polen sprechen, namentlich nicht legitimiert, wenn Sie im Namen der Nationalität für diejenigen sprechen, die in der Furcht, das Heiligste, was sie in ihrem Herzen tragen, ihren Glauben, beeinträchtigt zu sehen, für Sie gestimmt haben, infolge einer Furcht, die durch künstliche und durch unwahre Vorspiegelungen in ihnen erregt war.

Der Herr Vorredner hat mich dadurch, daß er selbst sich darauf eingelassen hat, zu einem geschichtlichen Rückblick aufgefordert. Ich will daher auch untersuchen, ob er vom historischen Standpunkte etwa einen Beruf hatte, die Interessen dieser Provinzen besonders zu vertreten, und zwar mehr als irgend jemand. Wie entstand denn die Provinz Westpreußen und die Ordensherrschaft in Preußen? Der Herzog Konrad von Masovien, um sich der Einfälle der heidnischen Preußen zu erwehren, die Kujavien und Masovien bis tief hinein verwüsteten, rief die deutschen Ordensherren und gab ihnen einen kleinen, damals polnischen Landstrich, das Dobriner Land.[1]) Zugleich versprach er ihnen — und das lag in der Natur der Sache — daß sie

1) Im Jahre 1226.

alles besitzen sollten, was sie der Wildnis, der menschlichen und der natürlichen — dem wilden Stamme, den damals heidnischen Preußen, abgewinnen würden. Auf diese Weise wurde das gesamte Land östlich der Weichsel, welches heutzutage einen erheblichen Teil von Westpreußen und Ostpreußen umfaßt, ein rein deutsches Land, kolonisiert durch Deutsche, und dazu erwarb der Orden den Teil von Westpreußen links der Weichsel durch die rechtmäßigsten Verträge, indem nach dem Aussterben, nicht etwa einer polnischen Dynastie, sondern der hinterpommerschen Herzöge mit Mestewin II. im 13. Jahrhundert dieses Land Hinterpommern mit der Hauptstadt Danzig an den Lehnsherrn, den Markgrafen von Brandenburg, fiel, der Markgraf Waldemar davon Besitz nahm; und als nach seinem frühzeitigen Tode seine Nachfolger nicht imstande waren, es zu behaupten, cedierten sie diese Landesteile, das heutige Pomerellen, damals Hinterpommern, an den deutschen Orden. Diesem hat es die Krone Polen später durch Krieg und Eroberung abgewonnen, als der Ordensstaat dadurch geschwächt wurde, daß die damalige — preußische Fortschrittspartei, möchte ich sagen — die Städte und Landstände, sich mit dem Landesfeinde Polen in Verbindung setzten, die Kraft des Ordens schwächten, die Deutschen bei Tannenberg[1]) geschlagen wurden, und schließlich nach verschiedenem Hinundhervertragen zwischen Danzig und anderen Städten und den Westpreußischen Ständen ein Abkommen zwischen ihnen und der Krone Polen zustande kam, vermöge dessen sie in Personalunion leben sollten, und auf dieses haben sich nachmals die Westpreußen oft, wie jetzt unsere polnischen Abgeordneten, berufen, aber ohne allen Erfolg. Diese Transaktion wurde schließlich durch den Frieden von Thorn im Jahre 1466 sanktioniert, und so kam Polen durch das Recht der Eroberung, später durch Verträge sanktioniert, in den Besitz von Westpreußen, und benutzte diesen sehr bald, um das Land zu polonisieren, nicht etwa — wie man uns schuldgegeben hat zu germanisieren — durch Kultur, sondern durch Feuer, Schwert und Zwang. (Sehr richtig!)

1) Am 15. Juli 1410.

Es setzte gegen die geschlossenen Verträge polnische Beamte nach Westpreußen hinein, die sich dort bereicherten, indem sie den Adel teils aus seinen Gütern verdrängten, teils zwangen, sich zu polonisieren. So wurde aus der alten deutschen Familie Hutten durch einfache Übersetzung des Namens: Czapski, so aus dem deutschen Namen Rautenberg das polnische Klinski, aus Stein: Kaminski. Ich könnte die Zahl bedeutend vermehren, unter der wir jetzt, während deutsches Blut ursprünglich in ihren Adern fließt, die heftigsten Gegner Deutschlands sehen. Die Städte wurden vertragswidrig in ihren Freiheiten beeinträchtigt; es wurde später die Religionsfreiheit gewährleistet, man hielt sie auch theoretisch aufrecht, aber man schloß die Kirchen, man nahm sie weg und gab sie den katholischen Gemeinden, die nicht vorhanden waren, die erst geschaffen werden mußten und aus dem Güter erwerbenden Adel und den Beamten, welche dorthin geschickt wurden, bestanden. Manche der Städter — ich erinnere nur an Thorn — haben ihre Proteste dagegen auf dem Schafotte zu büßen gehabt. Von 19 000 Dörfern waren durch die Verheerungen der Polen in Westpreußen nach der Schlacht bei Tannenberg nur etwa 3000 übrig geblieben. Auch diese waren ihnen noch zu viel. Die Kriege zwischen Polen und Schweden räumten darin auf, und es ist mehr als einmal geschehen, daß entlassene polnische Armeen in den verwüsteten deutschen Dörfern kolonisiert wurden. Von denen stammen Ihre jetzigen Wähler, meine Herren, aus der Gegend von Marienburg und Stuhm; das sind kolonisierte polnische Soldaten auf den Brandstätten deutscher Bauernhütten; daraus stammen Ihre Landsleute in Gegenden, von denen her die Quellen der deutschen Kultur sich über Preußen ergossen haben, in den Gegenden von Thorn, Rhaden, Frideck, Löbau.

Meine Herren, wie Sie angesichts dieser Thatsachen, dieser Gewalt, die von Ihren Vorfahren jederzeit geübt wurde da, wo sie die Macht dazu hatten, sich auf die Geschichte berufen, das verstehe ich nicht. Ihr Anspruch auf Westpreußen hat so lange gegolten, als der Säbel, der ihn eroberte, stark genug war, ihn zu behaupten; als Ihr Arm erlahmte, hörte der Anspruch mit der Rechtsquelle auf, aus der allein er hergeleitet

wurde. (Sehr richtig!) Ähnlich verhält es sich mit dem Großherzogtum Posen. Wir haben dieses Land, in dem sich jetzt 800 000 polnisch sprechende Preußen und 700 000 deutsch sprechende Preußen befinden, in großen und schweren Kriegen gewonnen. Nachdem im siebenjährigen Kriege Polen für uns nicht eine Schutzwehr, sondern der stete Ausgangspunkt und Zufluchtsort der russischen Heere gewesen war, haben wir es zum zweitenmal in schwerem Kampfe gegen einen übermächtigen Feind im Jahre 1815 erworben, und diese Eroberung ist durch völkerrechtliche Verträge besiegelt worden. So entstehen alle Staaten. Wir besitzen Posen mit demselben Rechte wie Schlesien. Wenn Sie gegen das Recht der Eroberung ankämpfen, so haben Sie Ihre eigene Geschichte nicht gelesen; ich glaube, Sie haben sie gelesen, verschweigen sie aber sorgfältig. (Heiterkeit!)

Die Anfänge von Polen waren klein, meine Herren! Das Land am Goplo-See und an der Warthe, was man jetzt Groß-Polen nennt, was also nach dem älteren Begriffe ein sehr erheblicher Teil von Polen war, vereinigte sich durch Agglomeration mit Klein-Polen, in der Gegend von Krakau. Das alles überschreitet noch nicht die Grenzen des heutigen West-Galiziens und Großherzogtums Posen, erfüllt noch nicht einmal die des Königreichs Polen. Als sie sich mächtig fühlten durch die Heirat mit den littauischen Großfürsten, die ihnen an und für sich sehr erhebliche eroberte Länder zubrachte, wandte sich dieser Eroberungstrieb gegen den deutschen Orden. Vorher hatten sie ihm genügt nach einer anderen Richtung hin auf Kosten Rußlands. Nachdem durch die Ansiedelungen der deutschen Ritter gegen die heidnischen Preußen auf dieser Seite Ruhe geschaffen war, etwa vom Jahre 1230 ab, wandte sich der Eroberungstrieb gegen die damals von tatarisch-mongolischen Horden bedrängten Russen. Polen gewann die Gebiete, die heutzutage Ost-Galizien ausmachen, von denselben Ruthenen bewohnt, welche die Provinzen Volhynien und Podolien, welche den Südosten des Königreichs Polen bewohnen; Polen trug sein Schwert weit über den Dnjeper hinaus, sie gewannen die alte russische Residenz Kiew und weit darüber hinaus Tschernigow, Smolensk und sehr weite

Landstrecken, an sich von größerer Ausdehnung als dasjenige, was Rußland bei der ersten Teilung Polens gewann. Zu gleicher Zeit hatten die Littauer den russischen Volksstamm in Gestalt der Weißrussen, die die Gegend von Witebsk bewohnen, stark angeschnitten, und nachdem sie sich auf diese Weise dann kräftig genug fühlten, fielen sie mit den vereinten Littauern den deutschen Orden an und nahmen ihm das wohlerworbene, blühende, der Wildnis abgerungene Westpreußen ab, um es zu verheeren und den freien Bauernstand derjenigen Unterdrückung preiszugeben, welche die polnische Herrschaft immer charakterisierte. Der Herr Vorredner hat es ziemlich unumwunden ausgesprochen, was er mit den preußischen Landesteilen anfangen will, wenn er sie aus ihrem bisherigen Verbande gelöst hätte, wenn er, wo wir die Nachteile der Grenzen wollen verschwinden lassen, neue Grenzen, Zollgrenzen hätte schaffen können zwischen Westpreußen und Polen einerseits, und dem westlichen Deutschland hinauf, resp. Ostpreußen, andererseits. Er hat die Teilung Polens ein Verbrechen genannt. Meine Herren, es war kein größeres, als die Teilung Rußlands, die Sie im 14. Jahrhundert vornahmen, als Sie die Gewalt dazu hatten. Greifen Sie in Ihren eigenen Busen und sagen Sie sich, daß Sie das Verbrechen der Eroberung hundertfältig, als Sie mächtig genug dazu waren, begangen haben.

Den Gedanken der Wiederherstellung der Republik Polen in den Grenzen von 1772 — ich will nicht weiter zurückgreifen — braucht man nur auszudenken, um sich von seiner Unausführbarkeit zu überzeugen. Es ist eine Unmöglichkeit aus dem einfachen Grunde, weil es dazu nicht Polen genug giebt; es giebt sehr viel weniger Polen in der Welt, als man gewöhnlich glaubt. (Heiterkeit!) Man spricht von 16 Millionen Polen. Das Gebiet der ehemaligen Republik Polen von 1772 ist — ich abstrahiere ganz von dem durch die Friedensschlüsse von 1660 an Schweden verlorenen, früher eroberten Livland, und von dem durch den Frieden von Andrussow[1]) an Rußland jenseits

1) Im Jahre 1667.

des Dnjepers abgetretenen Gebiete mit der Stadt Kiew ohne das heutige Gouvernement gleichen Namens — dennoch ist das Gebiet, was übrig bleibt, heut von etwa 24 Millionen Menschen bewohnt, unter diesen befinden sich 7½ Millionen Polen, mehr giebt es in der ganzen Welt nicht, (Heiterkeit!) und davon sind 1½ Millionen zerstreut in weiten Gebieten, welche die westlichen Gouvernements des russischen Reiches ausmachen, unter Völkerschaften, die nicht nur keine Polen sind, sondern es auch gar nicht sein wollen, die um alles in der Welt nicht unter die polnische Herrschaft zurück wollen. Sehen Sie nur in Galizien die Feindschaft der Ruthenen gegen die Polen, denen sie früher unterworfen waren, gleich den Westpreußen. Ich führe gerade dieses Beispiel an, weil es allen bekannt ist, und Sie werden daran den Maßstab haben, welches die Gefühle der über 10 Millionen Nicht-Polen sind, die mit 1 200 000 Polen den Westen des russischen Reichs bewohnen. In den westrussischen Provinzen stehen gegenüber den 10 Prozent Polen, die in ihnen zerstreut wohnen, als frühere Herren, die mit der Eroberung gekommen sind und Land an sich gebracht haben oder als Renegaten ihres Volkes polnische Sitte und Sprache angenommen haben, 90 Prozent andere Völker, zum größten Teil russischen Stammes, Ruthenen und Weißrussen, diese sprechen nur russisch, weinen russisch, wenn sie unter polnischer Herrschaft sind, (Heiterkeit!) sie sind Russen und wollen Russen bleiben, und stehen der russischen Regierung bei im Kampfe gegen den polnischen Adel. Die übrigen sind Littauer, Letten, Deutsche, und eine ganz erhebliche Anzahl von Juden. Da haben Sie also von 24 Millionen 12 Millionen, wo es doch die äußerste Ungerechtigkeit wäre, wenn man den 10 Prozent unter ihnen eine gefürchtete und verhaßte Herrschaft über die übrigen 90 Prozent beilegen wollte. In Galizien, wie ich schon erwähnte, haben Sie 2 Millionen Ruthenen gegen 2 Millionen Polen in Westgalizien, im Königreich Polen 3 400 000 Polen, außerdem ¼ Million Russen im Südosten vom Gouvernement Lublin und ¼ Million Littauer vom Niemen bis ungefähr nach Suwalki im nordöstlichen Zipfel des Königreichs; ferner

haben Sie 300000 Deutsche, 600000 Juden und dann den Rest von 3400000 Polen. Ich habe schon erwähnt, daß wir in der Provinz Posen deren 800000 haben, in der Provinz Westpreußen etwa 350000. Zählen Sie diese alle zusammen (nur diejenigen aber, die kompakt genug wohnen, um ein Gemeinwesen zu bilden und die bei sich zu Hause doch wenigstens in der Majorität sind), dann bekommen Sie, wenn ich mich nicht irre, 6½ Millionen Polen heraus, und im Namen dieser 6½ Millionen Polen fordern Sie die Herrschaft über 24 Millionen zurück mit einem Tone, einem Gefühl, als ob es die tiefste, unwürdigste Knechtung und Erniedrigung wäre, daß Sie die Leute nicht noch ferner unter Ihrer Herrschaft haben und knechten können, wie es leider Jahrhunderte lang, ja ein halbes Jahrtausend lang geschehen ist. Man braucht nur die Verhältnisse genauer zu kennen und dieser Anspruch hat vor Europa keinen Bestand: das Ganze verschwindet in Utopie, namentlich wenn man zur Verwirklichung der Utopie darauf ausgehen muß, zunächst drei große Reiche zu zerstören, Österreich, Preußen, Rußland, drei unter den fünf oder sechs europäischen Großmächten in die Luft zu sprengen, um auf den Trümmern derselben eine neue phantastische Herrschaft von sechs Millionen Polen über 18 Millionen Nicht-Polen zu begründen. Ja, es ist nicht einmal glaublich, daß diese 6 Millionen Polen polnisch beherrscht sein wollen; sie haben zu trübe Erfahrungen gemacht. (Heiterkeit!) Wodurch ist die polnische Bewegung in Westgalizien zum Stillstand gekommen? Weil der polnische Adel sich überzeugte, daß der Bauer durchschaute, wohin er zielte, nämlich zur Wiederherstellung Polens; da hat der polnische Bauer einen Schreck bekommen und hat sich weggewendet von der Bewegung und von den Vorspiegelungen, die ihm von seiten des Adels gemacht worden. Auch der Adel hat einen Schreck bekommen, wenn er an die furchtbaren und verbrecherischen Blutthaten der Bauern im Jahre 1846 dachte, er hat den Säbel eingesteckt und lebt einstweilen im Frieden mit der österreichischen Regierung. Ich glaube, ich brauche das nur anzuführen — und die Herren polnischer Zunge kennen die Ver-

hältnisse besser als ich, — um die Behauptung zu unterstützen, daß selbst die 6 Millionen Polen nicht die Absicht haben, von ein paarmal hunderttausend polnischen Edelleuten von neuem beherrscht zu werden. Auch der Verlauf der Insurrektion in Rußland zeigt dies. Ich will die russische Herrschaft nicht als eine besonders milde rühmen, (Heiterkeit!) aber der polnische Bauer hat zu ihr doch mehr Zutrauen, als zu der Herrschaft seines adeligen Landsmannes. (Sehr richtig!)

Wo die Russen hinkamen und die Hänge-Gendarmen verschwanden, fanden sie damals, vor drei Jahren, die bereitwilligste Unterstützung, soweit die Furchtsamkeit der eingeschüchterten Bevölkerung es gestattete. Ich möchte Sie also bitten, meine Herren, Sie, die Sie behaupten, das polnische Volk zu vertreten, verzichten Sie darauf, Europa, Preußen, Ihre eigene Provinz in Unruhe zu erhalten, indem Sie einem ganz unerreichbaren Ziele nachjagen. Man kann in Ihnen vielleicht die Hoffnung erwecken, dies Ziel sei erreichbar, aber dann täuscht man Sie oder Sie täuschen sich selbst darüber, wie man es leicht thut über das, was man wünscht. Daß der polnische Adel ein gewisses Heimweh nach den früheren Zuständen hat, ist mir vollständig erklärlich, das findet sich auch in den deutschen, ehemals geistlichen Territorien in ganz analoger Weise. (Heiterkeit!) Verzichten Sie darauf, diesem Phantom nachzujagen, vereinigen Sie sich mit uns, vereinigen Sie sich mit der Mehrzahl Ihrer polnisch sprechenden Brüder in Preußen, mit den polnischen Bauern in der Teilnahme an den Wohlthaten der Zivilisation, die Ihnen der preußische Staat bietet, an den Wohlthaten, die Ihnen die durch den Norddeutschen Bund vermehrte friedliche Sicherheit gewährt, beteiligen Sie sich ehrlich am gemeinsamen Werk, und Sie werden unsere Hand offen finden, und wir werden Sie mit Freuden als unsere Brüder und Landsleute in unserer Mitte begrüßen.

Der hohen Versammlung aber in ihrer deutschen Mehrzahl möchte ich dieses Beispiel der Polen noch besonders vor Augen halten, um den Beweis zu liefern, wohin ein großer mächtiger Staat, geleitet von einem tapferen, kriegerischen und gewiß auch

einsichtigen Adel, gelangen kann, wenn er die Freiheit des Einzelnen höher stellt, als die Sicherheit nach außen, ich will nicht sagen, als die Einheit, — wenn die Freiheit des Individuums als eine Wucherpflanze die allgemeinen Interessen erstickt. (Sehr richtig!) Die energischsten Anstrengungen — und wer bewundert nicht den Grad von Energie, den der polnische Adel anwendet, um die verlorene Herrschaft wieder zu erlangen? — die energischsten Anstrengungen, die größte Hingebung für gemeinsame Zwecke, die glänzendste Tapferkeit, die einzelne Individuen für diesen Zweck an den Tag legen, alles das reicht nicht hin, um die verlorenen Güter zurückzubringen. Es bleibt das Wort des Dichters wahr: „Was du vom Augenblicke ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!"[1]) (Lebhaftes wiederholtes Bravo, vereinzeltes Zischen.)

4.

Über die politische Lage vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges.

Rede gehalten am 16. Juli 1870. Reden IV, 402 ff.[2])
(Mitteilung im Bundesrat.)

Die Ereignisse, durch welche Europa im Laufe der letzten vierzehn Tage aus dem Zustande einer seit Jahren nicht erlebten Ruhe zum Ausbruch eines großen Krieges geführt ist, haben sich so sehr vor aller Augen vollzogen, daß eine Darstellung der Genesis der augenblicklichen Lage kaum etwas anderes sein kann, als eine Zusammenstellung bekannter Thatsachen.

Man weiß aus den Mitteilungen, welche der Herr Präsident des spanischen Ministerrats am 11. v. M. in der Sitzung der konstituierenden Cortes machte, aus der durch die Presse ver-

---

1) Schiller, Resignation: „Was man von der Minute ausgeschlagen u. s. w."
2) Vgl. unsere Lebensgeschichte Bismarcks S. 36 ff.

öffentlichten Zirkulardepesche des spanischen Herrn Ministers des Auswärtigen vom 7. d. M. und aus einer Erklärung, welche Herr Salazar y Mazarredo am 8. d. M. in Madrid drucken ließ, daß die spanische Regierung seit Monaten mit Sr. Durchlaucht dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern über die Annahme der spanischen Krone unterhandeln ließ, daß diese dem Herrn Salazar übertragenen Unterhandlungen ohne Beteiligung oder Dazwischenkunft irgend einer anderen Regierung unmittelbar mit dem Prinzen und dessen erlauchtem Vater geführt wurden und daß Se. Durchlaucht sich endlich entschloß, die Thronkandidatur anzunehmen. Se. Majestät der König von Preußen, welchem hiervon Anzeige gemacht wurde, hat nicht geglaubt, dem von einem großjährigen Fürsten nach reiflicher Überlegung und im Einverständnis mit dessen Herrn Vater gefaßten Entschlusse entgegentreten zu sollen.

Dem Auswärtigen Amte des Norddeutschen Bundes, wie der Regierung Sr. Majestät des Königs von Preußen waren diese Vorgänge vollständig fremd geblieben. Sie erfuhren erst durch das am 3. d. M. abends aus Paris abgegangene Havassche Telegramm, daß das spanische Ministerium beschlossen habe, dem Prinzen die Krone anzubieten.

Am 4. d. M. erschien der Kaiserlich französische Geschäftsträger auf dem Auswärtigen Amte. Im Auftrage seiner Regierung gab er der peinlichen Empfindung Ausdruck, welche die von dem Marschall Prim bestätigte Nachricht von der Annahme der Kandidatur durch den Prinzen in Paris hervorgebracht habe, und fragte an, ob Preußen bei der Sache beteiligt sei. Der Herr Staatssekretär erwiderte ihm, daß die Angelegenheit für die Preußische Regierung nicht existiere und letztere nicht in der Lage sei, über etwaige Verhandlungen des spanischen Ministerpräsidenten mit dem Prinzen Auskunft zu geben.

An demselben Tage hatte der Herr Botschafter[1]) des Bundes zu Paris mit dem Herrn Duc de Gramont eine Unterhandlung

1) Freiherr von Werther.

über den nämlichen Gegenstand, welcher auch der Herr Minister Ollivier beiwohnte. Der Kaiserlich französische Herr Minister sprach ebenfalls den peinlichen Eindruck aus, welchen die Nachricht gemacht habe. Man wisse nicht, ob Preußen in die Verhandlung eingeweiht sei, die öffentliche Meinung werde es glauben und in dem Geheimnis, welches die Verhandlung umgeben habe, ein unfreundliches Verfahren nicht bloß Spaniens, sondern besonders Preußens erblicken. Das Ereignis, wenn es sich wirklich vollziehe, werde geeignet sein, die Fortdauer des Friedens zu kompromittieren. Man appelliere daher an die Weisheit Sr. Majestät des Königs, welche einer solchen Kombination nicht zustimmen werde. Der Herr Minister hielt es für ein glückliches Zusammentreffen, daß der Herr Botschafter, welcher schon acht Tage vorher die Erlaubnis nachgesucht und erhalten hatte, Sr. Majestät dem Könige von Preußen in Ems aufzuwarten, den folgenden Tag für seine Abreise bestimmt habe, also imstande sei, die Eindrücke, welche in Paris herrschten, aus frischer Anschauung vortragen zu können, und ersuchte ihn, ihm etwaige Mitteilungen auf telegraphischem Wege zugehen zu lassen. Der Herr Botschafter konnte auf diese Eröffnung nur erwidern, daß ihm von der Angelegenheit gar nichts bekannt sei, zugleich übernahm er es, die ihm gemachten Mitteilungen zur Kenntnis Sr. Majestät des Königs zu bringen. Er trat am 5. die Reise nach Ems an, welche er unter den obwaltenden Umständen unterlassen haben würde, wenn er nicht geglaubt hätte, dem ihm kund gegebenen Wunsche nach rascher Erteilung von Information und rascher Zurückgabe von Aufklärungen entsprechen zu sollen.

Am Tage seiner Abreise brachte Herr Cochery im Corps législatif eine Interpellation über die spanische Frage ein. Schon am folgenden Tage, bevor es möglich war, daß der Herr Botschafter irgend eine Nachricht aus Ems hätte nach Paris gelangen lassen können, beantwortete der Herr Duc de Gramont diese Interpellation. Seine Antwort, obgleich sie davon ausging, daß die Einzelheiten der Verhandlung noch nicht bekannt seien, gipfelte in dem Satze, daß die französische Regierung

nicht glaube, durch die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes verpflichtet zu sein, zu dulden, daß eine „fremde Macht“, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze, zum Nachteile Frankreichs das gegenwärtige Gleichgewicht der Kräfte in Europa stören und das Interesse und die Ehre Frankreichs gefährden dürfe.

Nach einer solchen Erklärung war der Herr Botschafter nicht mehr in der Lage, Aufklärungen nach Paris gelangen zu lassen. Sein dasiger Vertreter wurde am 9. d. M. von der Sachlage in Kenntnis gesetzt, wie sie schon am 4. dem Herrn Geschäftsträger Frankreichs hier bezeichnet war. Die Angelegenheit, wurde ihm gesagt, geht nicht Preußen und Deutschland, sondern nur Spanien und dessen Thronkandidaten etwas an. Die Verhandlungen mit dem letzteren hat der Marschall Prim ohne Beteiligung Preußens direkt führen lassen. Se. Majestät der König von Preußen haben aus Achtung für den Willen Spaniens und des Prinzen eine Einwirkung auf diese Verhandlungen weder üben wollen, noch geübt, und daher die Kandidatur weder befördert, noch vorbereitet.

Inzwischen hatte die Kaiserlich französische Regierung ihren auf Urlaub in Wildbad weilenden Botschafter bei Sr. Majestät und dem Bunde beauftragt, sich nach Ems zu begeben. Herr Graf Benedetti wurde am 9. Juli von Sr. Majestät wohlwollend empfangen, obschon der Aufenthalt des Königs im Bade und die Abwesenheit aller Minister geschäftliche Anforderungen an Se. Majestät auszuschließen schienen.

Die Mitteilungen des Botschafters stimmten mit den Eröffnungen überein, welche der Herr Duc de Gramont dem Herrn Frhrn. von Werther gemacht hatte; er appellierte an die Weisheit Sr. Majestät, um durch ein an den Prinzen zu richtendes Verbot das Wort zu sprechen, welches Europa die Ruhe wiedergebe. Es wurde ihm erwidert, daß die Unruhe, von welcher Europa erfüllt sei, nicht von einer Handlung Preußens, sondern von den Erklärungen der Kaiserlichen Regierung im Corps législatif herrühre. Die Stellung, welche Se. Majestät der König als Familienhaupt zu der Frage eingenommen, wurde

als eine außerhalb der Staatsgeschäfte liegende bezeichnet und eine jede Einwirkung auf den Fürsten und den Prinzen von Hohenzollern als ein Eingriff in deren berechtigte freie Selbstbestimmung abgelehnt.

So war es denn auch ein Akt freier Selbstbestimmung, daß der Prinz am 12. d. M. im Gefühle der Verantwortlichkeit, welche er der eingetretenen Sachlage gegenüber durch die Aufrechterhaltung seiner Kandidatur übernommen haben würde, dieser Kandidatur entsagte und der spanischen Nation die Freiheit ihrer Initiative zurückgab. Die preußische Regierung erhielt die erste Nachricht von diesem Schritte aus Paris. Der dortige spanische Gesandte überbrachte nämlich das Telegramm des Fürsten dem Herrn Duc de Gramont in dem Augenblick, als letzterer den Herrn Frhrn. von Werther empfing.

Der Botschafter hatte am 11. d. M. Ems verlassen und war am 12. wieder in Paris eingetroffen. In einer Unterredung, welche er an demselben Tage mit dem Herrn Duc de Gramont hatte, erklärte letzterer die eingegangene Entsagung als Nebensache, da Frankreich die Thronbesteigung des Prinzen doch niemals zugelassen haben würde. In den Vordergrund stellte er die Verletzung, welche Frankreich dadurch zugefügt sei, daß Se. Majestät der König von Preußen dem Prinzen die Annahme der Kandidatur erlaubt habe, ohne Sich vorher mit Frankreich zu benehmen. Er bezeichnete als ein befriedigendes Mittel zur Ausgleichung dieser Verletzung ein Schreiben Sr. Majestät des Königs an Se. Majestät den Kaiser der Franzosen, in welchem ausgesprochen werde, daß Se. Majestät der König bei Erteilung jener Erlaubnis nicht habe glauben können, dadurch der Würde und dem Interesse Frankreichs zu nahe zu treten, und sich der Entsagung des Prinzen anschließe.

Am Tage darauf stellte Herr Graf Benedetti, als er Sr. Majestät dem Könige in Ems begegnete, an Allerhöchstdieselben das Ansinnen, daß Sie die Verzichtleistung des Prinzen approbieren und die Versicherung erteilen sollten, daß auch in Zukunft diese Kandidatur nicht wieder aufgenommen werden würde. Herr Graf Benedetti ist hierauf von Sr. Majestät

nicht weiter empfangen worden. Dem Botschafter des Norddeutschen Bundes gegenüber hat der Duc de Gramont vorstehenden Forderungen noch die eines entschuldigenden Schreibens Sr. Majestät des Königs an den Kaiser Napoleon hinzugefügt.

Es ist der vorstehenden Schilderung der Thatsachen nur eine Bemerkung hinzuzufügen. Als Se. Majestät der König von Preußen von den zwischen der spanischen Regierung und dem Prinzen geführten Verhandlungen außeramtlich Kenntnis erhielten, geschah dies unter der ausdrücklichen Bedingung der Geheimhaltung. In Betreff eines fremden Geheimnisses, welches weder Preußen noch den Bund berührte, konnten Se. Majestät keinen Anstand nehmen, die Geheimhaltung zuzusagen. Allerhöchstdieselben haben daher Ihre Regierung von der Angelegenheit, welche für Sie nur eine Familiensache war, nicht in Kenntnis gesetzt, und hatten das Benehmen mit anderen Regierungen, soweit solches erforderlich sein konnte, von der spanischen Regierung oder deren Thronkandidaten erwartet und denselben überlassen. Das Verhältnis, in welchem die spanische Regierung zu der benachbarten französischen steht und die persönlichen Beziehungen, welche zwischen dem Fürstlich hohenzollernschen Hause und Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen seit langer Zeit obwalten, eröffneten einem unmittelbaren Benehmen der wirklich Beteiligten mit Frankreich den einfachsten Weg.

Die hohen verbündeten Regierungen werden ermessen, wie wenig unter diesen Umständen das Bundespräsidium darauf gefaßt sein konnte, zu erfahren, daß die französische Regierung, deren Interesse an der spanischen Frage ihm auf die Verhütung einer republikanischen oder orleanistischen Entwickelung sich zu begrenzen schien, in der Annahme der Thronkandidatur durch den Prinzen von Hohenzollern eine ihr zugefügte Kränkung erblicke. Wäre es dem französischen Kabinett lediglich darum zu thun gewesen, zum Zwecke der Beseitigung dieser Kandidatur die guten Dienste Preußens in Anspruch zu nehmen, so hätte sich demselben hierfür in einem vertraulichen Benehmen mit der preußischen Regierung der einfachste und geeignetste Weg dargeboten. Der Inhalt der vom Herrn Duc de Gramont im Corps législatif

gehaltenen Rede schnitt dagegen jede Möglichkeit solcher vertraulicher Erörterung ab. Die Aufnahme, welche diese Rede in der genannten Versammlung fand, die von der französischen Regierung seitdem eingenommene Haltung, die von ihr gestellten unannehmbaren Zumutungen konnten dem Bundespräsidium keinen Zweifel mehr darüber lassen, daß die französische Regierung es von vornherein darauf abgesehen hatte, entweder seine Demütigung oder den Krieg herbeizuführen. Der ersteren Alternative sich zu fügen war unmöglich. Die Leiden, welche mit dem Ausbruch eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich im Zentrum der europäischen Zivilisation unausbleiblich verbunden sind, machen den gegen Deutschland geübten Zwang zum Kriege zu einer schweren Versündigung an den Interessen der Menschheit. Die öffentliche Meinung Deutschlands hat dies empfunden. Die Erregung des deutschen Nationalgefühls giebt davon Zeugnis. Es bleibt keine Wahl mehr als der Krieg oder die der französischen Regierung obliegende Bürgschaft gegen Wiederkehr ähnlicher Bedrohung des Friedens und der Wohlfahrt Europas.

5.

Mitteilung der Kriegserklärung an den Reichstag des Norddeutschen Bundes.

Dienstag, 19. Juli 1870, nachmittags 2 Uhr 15 Minuten.

Ich teile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat. (Stürmisches, nicht endenwollendes Bravo und Hochrufen und Händeklatschen von allen Seiten des Hauses und auf den Tribünen.)

Nach den Worten, die Se. Majestät der König[1]) soeben an den Reichstag gerichtet hat, füge ich der Mitteilung dieser Thatsache nichts weiter hinzu. (Begeistertes Bravo! auf allen Seiten.)

1) In der Thronrede.

6.

Weitere Mitteilungen über die politische Lage.

Rede gehalten am 20. Juli 1870 im Reichstage des Norddeutschen Bundes. Reden IV, 411 ff.

Meine Herren, ich bitte um Verzeihung, daß ich im Drange der Geschäfte zu spät gekommen bin. Ich hatte mir vorgenommen, dem Reichstage die Sammlung der Aktenstücke heut vorzulegen, welche sich über die Entwickelung des vorliegenden Kriegsfalles in den Händen der Regierung befinden; sie sind mir noch nicht zur Hand, ich erwarte sie jedoch im Augenblick.

Ich habe einstweilen nur zu erklären, daß sich wohl selten ein so wichtiges europäisches Ereignis vollzogen und zwischen den verschiedenen Höfen vorbereitet hat, wo die Zahl der Aktenstücke, in denen der Geschichtsforscher dereinst die Ursache desselben suchen wird, so karg bemessen wäre wie hier.

Wir haben nämlich von der Kaiserlich französischen Regierung in der ganzen Angelegenheit nur eine einzige amtliche Mitteilung erhalten: es ist dies die gestrige Kriegserklärung!

Es ist dies die erste und einzige amtliche Eröffnung, welche seit der Anfrage des französischen Geschäftsträgers — ich glaube am 5. oder 4.[1]) —, was wir von der Sache wüßten, und unserer Antwort, daß wir nichts davon wüßten, überhaupt unseres Wissens von seiten der französischen Regierung ausgegangen, jedenfalls an uns mitgeteilt ist. Alle Besprechungen, die der Graf Benedetti, mag er seine Eigenschaft als französischer Botschafter dabei geltend gemacht haben oder nicht, die er an einem Badeorte unter vier Augen mit Sr. Majestät, meinem allergnädigsten Herrn, gehabt hat, sind, wie jedem Kenner internationaler Verhandlungen ohne Versicherung geläufig sein wird, Gespräche persönlicher und privater Natur, die für internationale Verhältnisse keine amtliche Bedeutung haben. (Sehr richtig!)

Auch alle persönlichen Erklärungen, die man von Sr. Majestät dem Könige dort im Wege anscheinend wohlwollender Privat-

1) Juli.

konversation zu erlangen versucht hat und die vielleicht, wenn Se. Majestät nicht die eigene Festigkeit des Charakters auch auf die Haltung im Privatleben übertrügen, hätten erreicht werden können, würden doch niemals staatliche Akte gewesen sein, sondern persönliche Äußerungen, so lange sie der Monarch nicht in dieser seiner staatsrechtlichen Eigenschaft anderweitig bekräftigt und dadurch seinen Willen bekundet hätte, sie zu Staatsakten zu machen.

Nachdem ich dies über die französische Kriegserklärung vorausgeschickt habe, erlaube ich mir einen kleinen Blick auf die anderen Aktenstücke zu werfen, die hauptsächlich in Mitteilungen des Auswärtigen Amtes des Bundes bestehen, die ergangen sind, nachdem die Sache schon nicht mehr gut zu machen war, um den anderen Regierungen darzulegen, wie die Dinge sich entwickelt hatten. In der Ordnung, wie sie hier aufgeführt sind, werden sie nicht ganz bleiben können, und ich bitte den Herrn Präsidenten, zu gestatten, daß ich wegen der Redaktion der Drucksachen mich nachher mit den Herren vom Bureau benehmen darf.

Es enthalten diese Mitteilungen das bekannte Zeitungstelegramm[1]), welches dem französischen Ministerium als schließlich einzige Ursache des Krieges übrig geblieben ist und auch nur dadurch zu dem Zwecke benutzt werden konnte, daß man es als eine Note bezeichnet hat, die von seiten der Königlichen Regie-

1) Das aus der sogenannten Emser Depesche hervorgegangene, von Bismarck redigierte Zeitungstelegramm lautete: Berlin, den 13. Juli 1870. Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der Kaiserlich französischen Regierung von der Königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Se. Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Se. Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.

rung an andere Regierungen erlassen ist. Ich will mich auf die Definition von Noten nicht einlassen, aber die Mitteilung eines Zeitungstelegramms, die dazu bestimmt war, unsere Vertreter bei den deutschen und den andern Regierungen, die wir uns befreundet hielten, darüber zu orientieren, wie die Entwickelung der Sache augenblicklich liegt, und wie unsere Stimmung eine festere sei, als auf anderer Seite vielleicht geglaubt wurde, nachdem wir an den Grenzen, die uns die nationale Ehre zieht, angekommen zu sein glaubten — eine solche Zeitungsmitteilung hat das französische Ministerium öffentlich als Note qualifiziert. Die Herren haben sich wohl gehütet, dem Drängen der wenigen besonnenen Oppositionsmitglieder in Paris nachzugeben und dieses Aktenstück vorzulegen; denn das ganze Gebäude, die ganze Unterlage der Kriegserklärung wäre in nichts verflogen, sobald die Volksvertretung dieses angebliche Aktenstück gekannt hätte und namentlich seine Form — es war kein Aktenstück, es war ein benachrichtigendes Telegramm.

In Nr. 2 und 3 sind zwei bereits durch die Zeitungen bekannte authentische Darstellungen der im Grunde nicht staatlichen, aber doch für die Genesis der Situation im hohen Grade wichtigen Vorgänge in Ems, die den Herren bereits aus den Zeitungen bekannt sind, denen aber doch ein größeres Ansehen dadurch verliehen wird, daß sie, wie sie es ihrem Ursprunge nach verdienen, unter die amtlichen Aktenstücke aufgenommen werden.

Dann viertens ein Bericht des Freiherrn von Werther aus Paris vom 12. Juli. Dies ist ein amtliches Aktenstück, welches *zwischen preußischen Behörden*, aber immer noch kein solches, das zwischen Frankreich und Preußen gewechselt ist. Dieser Bericht des Norddeutschen Botschafters erzählte und teilte mit den Inhalt einer Unterredung, welche er mit dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten und gleichzeitig mit dem Justizminister Herrn Ollivier gehabt hatte. Der Bericht gab uns Nachricht von den bekannten unannehmbaren Forderungen eines Entschuldigungsbriefes, den Se. Majestät zu schreiben habe, und gab dessen Inhalt an. (Hört! Hört!

Heiterkeit!) Ich habe dem Botschafter darüber keine weitere amtliche Antwort erteilt, als diejenige: ich wäre überzeugt, daß er die mündlichen Eröffnungen des französischen Ministers mißverstanden hätte; Eröffnungen dieser Art schienen mir absolut unmöglich, (Sehr gut!) und jedenfalls weigerte ich mich, in meiner Eigenschaft als verantwortlicher Minister, diesen Bericht Sr. Majestät zur amtlichen Verhandlung vorzulegen. (Bravo! Sehr gut!) Wenn die französische Regierung uns Mitteilungen der Art zu machen habe, so möge sie sie selbst redigieren und uns durch den Botschafter Frankreichs hier in Berlin überreichen. (Sehr gut!)

Fünftens ein Zirkular vom 18. Juli zur Mitteilung der vorstehenden vier Schriftstücke an die deutschen und andere Regierungen.[1])

Sechstens — und das ist nur das einzige Aktenstück von der Art, wie ihrer bei Entwickelung ähnlicher Krisen sehr viele zur öffentlichen Kenntnis zu kommen pflegen — der Vermittlungsversuch einer befreundeten Regierung, der Königlich großbritannischen, nämlich ein Schreiben des englischen Botschafters Lord Augustus Loftus vom 17. Juli in englischer Sprache, und siebentens Übersetzung des Vorstehenden. Achtens Erwiderung des Bundeskanzlers darauf. Da dieses Aktenstück dem hohen Hause noch nicht bekannt ist, so will ich mir erlauben, es vorzulesen, und die Herren werden auch daraus sich überzeugen, daß das Auswärtige Amt des Norddeutschen Bundes die Richtungslinie der Mäßigung und friedfertigen Ruhe auch in diesem letzten Moment nicht aufgegeben hat. (Die englischen Agenten schreiben uns englisch, und wir antworten ihnen deutsch:)

Berlin, 18. Juli 1870.

Ew. Excellenz gefälliges Schreiben vom 17. d. M., worin der Gedanke, daß Preußen und Frankreich die guten Dienste einer befreundeten Macht zur Erhaltung des Friedens nachsuchen mögen und zugleich die Bereitwilligkeit des König-

1) Siehe dasselbe in unserer vorliegenden Ausgabe unter den Briefen Bismarcks.

lich großbritannischen Gouvernements zu den etwa gewünschten vermittelnden Schritten ausgesprochen wird, habe ich mich beeilt, zur Kenntnis Sr. Majestät des Königs zu bringen. Se. Majestät hat mir befohlen, Ew. Excellenz zu erklären, wie dankbar Er das freundschaftliche und humane Bestreben anerkenne, von zwei Nationen die Kalamität eines, für die Wohlfahrt von ganz Europa verderblichen Krieges abzuwenden, und wie Seine, niemandem besser, als dem Gouvernement Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien bekannte aufrichtige Friedensliebe Ihn immer geneigt mache, Sich keiner Verhandlung zu entziehen, welche auf einer für die Ehre und das Nationalbewußtsein Deutschlands annehmbaren Basis den Frieden zu sichern den Zweck hätte. Die Möglichkeit zur Anknüpfung solcher Verhandlung würde aber nur durch vorgängige Feststellung der Bereitwilligkeit Frankreichs gewonnen werden können.

(Es ist uns äußerlich bekannt, daß Frankreich den gleichen Schritt ablehnend beantwortet hat; von seiten der Königlich großbritannischen Regierung ist uns darüber Mitteilung gemacht.)

Frankreich hat die Initiative zum Kriege ergriffen und an derselben festgehalten, nachdem die erste Komplikation auch nach Englands Meinung materiell beseitigt war. Eine von unserer Seite jetzt zu ergreifende Initiative zu Verhandlungen würde von dem nationalen Gefühle der Deutschen, nachdem dasselbe durch Frankreichs Drohungen tief verletzt und aufgeregt worden, mißverstanden werden. (Bravo! Sehr richtig!)

Unsere Stärke liegt in dem nationalen, dem Rechts- und Ehrgefühl der Nation (Bravo!), während die französische Regierung bewiesen hat, daß sie dieser Stütze im eigenen Lande nicht in gleichem Maße bedarf. (Sehr gut!)

Indem ich mich hiermit der Befehle Sr. Majestät entledige und Ew. Excellenz bitte, die Auffassung Allerhöchstdesselben zur Kenntnis der Regierung Ihrer Majestät der Königin zu bringen, benutze ich diese Gelegenheit, um Ew. Excellenz die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern. (Bravo!) gez. v. Bismarck.

Dann kommt der französische Text der Kriegserklärung, die ja im Druck schon bekannt ist, in deutscher Übersetzung, aber hier im französischen Original in den Akten des Reichstags abgedruckt werden wird, und das Zirkular an die Gesandten des Norddeutschen Bundes zur Mitteilung an die Gesandten über die Ursachen, wie der Krieg entstanden sei, und über unser Verhalten dazu. Es besteht dieses Zirkular aus einem neueren, in der That das Hauptstück jetzt bildenden, und einem etwa zwei Tage älteren, was bei der schnellen Entwickelung aber bereits veraltet war und nur noch nachträglich und historisch mitgeteilt wurde, weil es auf der Grundlage beruhte, daß die Kriegserklärung noch nicht uns behändigt worden war. Der Herr Präsident wird mir vielleicht gestatten, gleich nach der Sitzung die nötigen Besprechungen über diese Redaktion und Sonderung der, wie ich mich entschuldigen muß, noch etwas ungeordneten Sachen zu halten. Die Herren werden es natürlich finden, daß in diesen Zeiten die Arbeiten Tag und Nacht so gehen, daß die Beamten kaum imstande sind, denselben ohne Erschöpfung zu folgen. (Lebhaftes Bravo!)

7.

Begründung des Gesetzentwurfes, die Vereinigung von Elsaß und Lothringen mit dem Deutschen Reiche betreffend.

Deutscher Reichstag, 2. Mai 1871. Reden V, 50 ff.

Ich habe zur Einleitung des Ihnen vorliegenden Gesetzentwurfes nur wenige Worte zu sagen. Über das Detail desselben wird die Diskussion ja Gelegenheit geben, mich zu äußern; das Hauptprinzip desselben aber ist, glaube ich, einer Meinungsverschiedenheit kaum unterworfen, nämlich die Frage, ob Elsaß und Lothringen dem Deutschen Reiche einverleibt werden sollen. Die Form, in welcher es zu geschehen haben wird, die Form namentlich, in welcher es anzubahnen sei, wird ja Gegenstand Ihrer Beschlüsse sein, und Sie werden die ver-

bündeten Regierungen bereit finden, alle Vorschläge, die in dieser Beziehung abweichend von den unserigen gemacht werden, sorgfältig zu erwägen.

In dem Prinzipe selbst, glaube ich, daß eine Meinungsverschiedenheit um deshalb nicht vorhanden sein wird, weil sie schon vor einem Jahre nicht vorhanden war und während dieses Kriegsjahres nicht zutage getreten ist. Wenn wir uns ein Jahr — oder genauer zehn Monate — zurückversetzen, so werden wir uns sagen können, daß Deutschland einig war in seiner Liebe zum Frieden; es gab kaum einen Deutschen, der nicht den Frieden mit Frankreich wollte, so lange er mit Ehren zu halten war. Diejenigen krankhaften Ausnahmen, die etwa den Krieg wollten in der Hoffnung, ihr eigenes Vaterland werde unterliegen, — sie sind des Namens nicht würdig, ich zähle sie nicht zu den Deutschen. (Bravo!)

Ich bleibe dabei, die Deutschen in ihrer Einstimmigkeit wollten den Frieden. Ebenso einstimmig aber waren sie, als der Krieg uns aufgedrängt wurde, als wir gezwungen wurden, zu unserer Verteidigung zur Wehr zu greifen, wenn Gott uns den Sieg in diesem Kriege, den wir mannhaft zu führen entschlossen waren, verleihen sollte, nach Bürgschaften zu suchen, welche eine Wiederholung eines ähnlichen Krieges unwahrscheinlicher und die Abwehr, wenn er dennoch eintreten sollte, leichter machen. Jedermann erinnerte sich, daß unter unseren Vätern seit dreihundert Jahren wohl schwerlich eine Generation gewesen ist, die nicht gezwungen war, den Degen gegen Frankreich zu ziehen, und jedermann sagte sich, daß, wenn bei früheren Gelegenheiten, wo Deutschland zu den Siegern über Frankreich gehörte, die Möglichkeit versäumt worden war, Deutschland einen besseren Schutz gegen Westen zu geben, dies darin lag, daß wir den Sieg in Gemeinschaft mit Bundesgenossen erfochten hatten, deren Interessen eben nicht die unserigen waren. Jedermann war also entschlossen, wenn wir jetzt, selbständig und rein auf unser Schwert und unser eigenes Recht gestützt, den Sieg erkämpften, mit vollem Ernste dahin zu wirken, daß unseren Kindern eine gesichertere Zukunft hinterlassen werde.

Die Kriege mit Frankreich hatten im Laufe der Jahrhunderte, da sie vermöge der Zerrissenheit Deutschlands fast stets zu unserem Nachteile ausfielen, eine geographisch-militärische Grenzbildung geschaffen, welche an sich für Frankreich voller Versuchung, für Deutschland voller Bedrohung war, und ich kann die Lage, in der wir uns befanden, in der namentlich Süddeutschland sich befand, nicht schlagender charakterisieren, als es mir gegenüber von einem geistreichen süddeutschen Souverän einst geschah, als Deutschland gedrängt wurde, im orientalischen Kriege für die Westmächte Partei zu nehmen, ohne daß es der Überzeugung seiner Regierungen nach ein selbständiges Interesse hatte, den Krieg zu führen. Ich kann ihn auch nennen — es war der hochselige König Wilhelm von Württemberg. Der sagte mir: „Ich teile Ihre Ansicht, daß wir kein Interesse haben, uns in diesen Krieg zu mischen, daß kein deutsches Interesse dabei auf dem Spiele steht, welches der Mühe wert wäre, deutsches Blut dafür zu vergießen. Aber wenn wir uns darum mit den Westmächten überwerfen sollten, wenn es so weit kommen sollte, zählen Sie auf meine Stimme im Bundestage bis zu der Zeit, wo der Krieg zum Ausbruch kommt. Dann aber nimmt die Sache eine andere Gestalt an. Ich bin entschlossen, so gut wie jeder andere, die Verbindlichkeiten einzuhalten, die ich eingegangen bin. Aber hüten Sie sich, die Menschen anders zu beurteilen, wie sie sind. Geben Sie uns Straßburg, und wir werden einig sein für alle Eventualitäten; so lange Straßburg aber ein Ausfallthor ist für eine stets bewaffnete Macht, muß ich befürchten, daß mein Land überschwemmt wird von fremden Truppen, bevor mir der Deutsche Bund zu Hilfe kommen kann. Ich werde mich keinen Augenblick bedenken, das harte Brot der Verbannung in Ihrem Lager zu essen, aber meine Unterthanen werden an mich schreiben. Sie werden von Kontributionen erdrückt werden, um auf Änderung meines Entschlusses zu wirken. Ich weiß nicht, was ich thun werde, ich weiß nicht, ob alle Leute fest genug bleiben werden. Aber der Knotenpunkt liegt in Straßburg, denn so lange das nicht deutsch ist, wird es immer ein Hindernis für Süddeutschland bilden, sich der

deutschen Einheit, einer deutsch-nationalen Politik ohne Rückhalt hinzugeben. So lange Straßburg ein Ausfallthor für eine stets waffenbereite Armee von 100—150000 Mann ist, bleibt Deutschland in der Lage, nicht rechtzeitig mit ebenso starken Streitkräften am Oberrhein eintreten zu können — die Franzosen werden stets früher da sein."

Ich glaube, dieser aus dem Leben gegriffene Fall sagt alles — ich habe dem nichts hinzuzufügen.

Der Keil, den die Ecke des Elsaß bei Weißenburg in Deutschland hineinschob, trennte Süddeutschland wirksamer als die politische Mainlinie von Norddeutschland, und es gehörte der hohe Grad von Entschlossenheit, von nationaler Begeisterung und Hingebung bei unseren süddeutschen Bundesgenossen dazu, um ungeachtet dieser naheliegenden Gefahr, der sie bei einer geschickten Führung des Feldzuges von seiten Frankreichs ausgesetzt waren, keinen Augenblick anzustehen, in der Gefahr Norddeutschlands die ihrige zu sehen und frisch zuzugreifen, um mit uns gemeinschaftlich vorzugehen. (Bravo!) Daß Frankreich in dieser überlegenen Stellung, in diesem vorgeschobenen Bastion, welches Straßburg gegen Deutschland bildete, der Versuchung zu erliegen jederzeit bereit war, sobald innere Verhältnisse eine Ableitung nach außen nützlich machten, das haben wir Jahrzehnte hindurch gesehen. (Sehr wahr!) Es ist bekannt, daß ich noch am 6. August 1866 in dem Fall gewesen bin, den französischen Botschafter bei mir eintreten zu sehen, um mir mit kurzen Worten das Ultimatum zu stellen, Mainz an Frankreich abzutreten oder die sofortige Kriegserklärung zu gewärtigen.[1]) Ich bin natürlich nicht eine Sekunde zweifelhaft gewesen über die Antwort. Ich antwortete ihm: „Gut, dann ist Krieg!" (Bravo!) Er reiste mit dieser Antwort nach Paris; in Paris

---

1) Graf Benedetti schickte am 5. August 1866 einen Vertragsentwurf an Bismarck, der die Abtretungen deutschen und belgischen Gebiets, welche Frankreich forderte, genau darlegte. Am 6. August, an dem er sich bei Bismarck persönlich die Antwort holte, wurden seine Forderungen von diesem zurückgewiesen. (Vgl. hierzu von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. V, 367.)

besann man sich einige Tage nachher anders, und man gab mir zu verstehen, diese Instruktion sei dem Kaiser Napoleon während einer Krankheit entrissen worden. (Heiterkeit!) Die weiteren Versuche in Bezug auf Luxemburg und weitere Fragen sind bekannt. Ich komme darauf nicht zurück. Ich glaube, ich brauche auch nicht zu beweisen, daß Frankreich nicht immer charakterstark genug war, den Versuchungen, die der Besitz des Elsaß mit sich brachte, zu widerstehen.

Die Frage, wie Bürgschaften dagegen zu gewinnen seien, — territorialer Natur mußten sie sein, die Garantieen der auswärtigen Mächte konnten uns nicht viel helfen, denn solche Garantieen haben zu meinem Bedauern mitunter nachträglich eigentümlich abschwächende Deklarationen erhalten. (Heiterkeit!) Man sollte glauben, daß ganz Europa das Bedürfnis empfunden hätte, die häufig wiederkehrenden Kämpfe zweier großen Kulturvölker inmitten der europäischen Zivilisation zu hindern, und daß die Einsicht nahe lag, daß das einfachste Mittel, sie zu hindern, dasjenige sei, daß man den zweifellos friedfertigeren Teil von beiden in seiner Verteidigung stärke. Ich kann indes nicht sagen, daß dieser Gedanke von Haus aus überall einleuchtend gefunden wurde. (Heiterkeit!)

Es wurde nach anderen Auskunftsmitteln gesucht, es wurde uns vielfach vorgeschlagen, wir möchten uns mit den Kriegskosten und mit der Schleifung der französischen Festungen in Elsaß und Lothringen begnügen. Ich habe dem immer widerstanden, indem ich dieses Mittel für ein unpraktisches im Interesse der Erhaltung des Friedens ansehe. Es ist die Konstituierung einer Servitut auf fremdem Grund und Boden, einer sehr drückenden und beschwerlichen Last für das Souveränitäts-, für das Unabhängigkeitsgefühl desjenigen, den sie trifft. Die Abtretung der Festungen wird kaum schwerer empfunden als das Gebot des Auslandes, innerhalb des Gebietes der eigenen Souveränität nicht bauen zu dürfen. Die Schleifung des unbedeutenden Platzes Hüningen[1])

1) Hüningen, im Kreise Mülhausen gelegen, war seit 1680, wo es Ludwig XIV. kaufte, Festung. Am 26. August 1815 wurden die Festungswerke auf Befehl des Erzherzogs Johann geschleift.

ist vielleicht öfter wirksamer zur Erregung französischer Leidenschaft benutzt worden als der Verlust irgend eines Territoriums, den Frankreich an seinen Eroberungen 1815 zu erleiden hatte. Ich habe deshalb auf dieses Mittel keinen Wert gelegt, um so weniger, als nach der geographischen Konfiguration des vorspringenden Bastions, wie ich mir erlaubte es zu bezeichnen, der Ausgangspunkt der französischen Truppen immer gleich nahe an Stuttgart und München gelegen hätte wie jetzt. Es kam darauf an, ihn weiter zurückzuverlegen.

Außerdem ist Metz ein Ort, dessen topographische Konfiguration von der Art, daß die Kunst, um es zu einer starken Festung zu machen, nur sehr wenig zu thun braucht, um dasjenige, was sie etwa daran gethan hat, wenn es zerstört würde, was sehr kostspielig wäre, doch sehr rasch wieder herzustellen. Ich habe also dies Auskunftsmittel als unzulänglich angesehen.

Ein anderes Mittel wäre gewesen — und das wurde auch von Einwohnern von Elsaß und Lothringen befürwortet, — einen neutralen Staat, ähnlich wie Belgien und die Schweiz, an jener Stelle zu errichten. Es wäre dann eine Kette von neutralen Staaten hergestellt gewesen von der Nordsee bis an die Schweizer Alpen, die es uns allerdings unmöglich gemacht haben würde, Frankreich zu Lande anzugreifen, weil wir gewohnt sind, Verträge und Neutralitäten zu achten, (Sehr gut!) und weil wir durch diesen dazwischenliegenden Raum von Frankreich getrennt wären; keineswegs aber würde Frankreich an dem im letzten Kriege ja gehegten, aber nicht ausgeführten Plan gehindert sein, gelegentlich seine Flotte mit Landungstruppen an unsere Küsten zu schicken oder bei Verbündeten französische Truppen zu landen und bei uns einrücken zu lassen. Frankreich hätte einen schützenden Gürtel gegen uns bekommen, wir aber wären, so lange unsere Flotte der französischen nicht gewachsen ist, zur See nicht gedeckt gewesen. Es war dies ein Grund, aber nur in zweiter Linie. Der erste Grund ist der, daß die Neutralität überhaupt nur haltbar ist, wenn die Bevölkerung entschlossen ist, sich eine unabhängige neutrale Stellung zu wahren und für die Erhaltung ihrer Neutralität zur Not

mit Waffengewalt einzutreten. So hat es Belgien, so hat es die Schweiz gethan; beide hätten es uns gegenüber nicht nötig gehabt; aber ihre Neutralität ist thatsächlich von beiden gewahrt worden; beide wollen unabhängige, neutrale Staaten bleiben. Diese Voraussetzung wäre bei den neu zu bildenden Neutralen, Elsaß und Lothringen, in der nächsten Zeit nicht zugetroffen, sondern es ist zu erwarten, daß die starken französischen Elemente, welche im Lande noch lange zurückbleiben werden, die mit ihren Interessen, Sympathieen und Erinnerungen an Frankreich hängen, diesen neutralen Staat, welcher immer sein Souverän sein möchte, bei einem neuen französisch-deutschen Kriege bestimmt haben würden, sich Frankreich wieder anzuschließen, und die Neutralität wäre eben nur ein für uns schädliches, für Frankreich nützliches Trugbild gewesen. Es blieb daher nichts anderes übrig, als diese Landesstriche mit ihren starken Festungen vollständig in deutsche Gewalt zu bringen, um sie selbst als ein starkes Glacis Deutschlands gegen Frankreich zu verteidigen, und um den Ausgangspunkt etwaiger französischer Angriffe um eine Anzahl von Tagemärschen weiter zurückzulegen, wenn Frankreich entweder bei eigener Erstarkung oder im Besitz von Bundesgenossen uns den Handschuh wieder hinwerfen sollte.

Der Verwirklichung dieses Gedankens, der Befriedigung dieses unabweisbaren Bedürfnisses zu unserer Sicherheit stand in erster Linie die Abneigung der Einwohner selbst, von Frankreich getrennt zu werden, entgegen. Es ist nicht meine Aufgabe, hier die Gründe zu untersuchen, die es möglich machten, daß eine urdeutsche Bevölkerung einem Lande mit fremder Sprache und mit nicht immer wohlwollender und schonender Regierung in diesem Maße anhänglich werden konnte. Etwas liegt wohl darin, daß alle diejenigen Eigenschaften, die den Deutschen vom Franzosen unterscheiden, gerade in der Elsässer Bevölkerung in hohem Grade verkörpert werden, sodaß die Bevölkerung dieser Lande in Bezug auf Tüchtigkeit und Ordnungsliebe, ich darf wohl ohne Überhebung sagen, eine Art von Aristokratie in Frankreich bildete; sie waren befähigter zu Ämtern, zuverlässiger im Dienst; die Stellvertreter im Militär, die Gendarmen, die

Beamten im Staatsdienst in einem die Proportion der Bevölkerung weit überragenden Verhältnis waren Elsässer und Lothringer; es waren die 1½ Millionen Deutsche, die alle Vorzüge des Deutschen in einem Volke, das andere Vorzüge hat, aber gerade nicht diese, zu verwerten imstande waren und thatsächlich verwerteten; sie hatten durch ihre Eigenschaften eine bevorzugte Stellung, die sie manche gesetzliche Unbilligkeit vergessen machte. Es liegt dabei im deutschen Charakter, daß jeder Stamm sich irgend eine Art von Überlegenheit namentlich über seinen nächsten Nachbar vindiziert; hinter dem Elsässer und Lothringer, so lange er französisch war, stand Paris mit seinem Glanze und Frankreich mit seiner einheitlichen Größe; er trat dem deutschen Landsmann gegenüber mit dem Gefühle: Paris ist mein, und fand darin eine Quelle partikularistischer Überlegenheit. Ich gehe nicht auf die weiteren Gründe zurück, daß jeder sich einem großen Staatswesen, welches seiner Fähigkeit vollen Spielraum giebt, leichter assimiliert als einer zerrissenen, wenn auch stammverwandten Nation, wie sie sich früher diesseits des Rheins für einen Elsässer darstellte. Thatsache ist, daß diese Abneigung vorhanden war, und daß es unsere Pflicht ist, sie mit Geduld zu überwinden. Wir haben meines Erachtens viele Mittel dazu; wir Deutsche haben im ganzen die Gewohnheit, wohlwollender, mitunter etwas ungeschickter, aber auf die Dauer kommt es doch heraus, wohlwollender und menschlicher zu regieren, als es die französischen Staatsmänner thun; (Heiterkeit!) es ist das ein Vorzug des deutschen Wesens, der in dem deutschen Herzen der Elsässer bald anheimeln und erkennbar werden wird. Wir sind außerdem imstande, den Bewohnern einen viel höheren Grad von kommunaler und individueller Freiheit zu bewilligen, als die französischen Einrichtungen und Traditionen dies je vermochten. Wenn wir die heutige Pariser Bewegung[1]) betrachten, so wird auch bei ihr eintreffen, was bei jeder Bewegung, die eine gewisse Nachhaltigkeit hat, unzweifelhaft ist, daß neben allen

---

1) Die Kommune.

unvernünftigen Motiven, die ihr ankleben und den Einzelnen bestimmen, in der Grundlage irgend ein vernünftiger Kern steckt; sonst vermag keine Bewegung auch nur das Maß von Kraft zu erlangen, wie die Pariser es augenblicklich erlangt hat. Dieser vernünftige Kern, — ich weiß nicht, wie viel Leute ihm anhängen, aber jedenfalls die besten und die intelligentesten von denen, die augenblicklich gegen ihre Landsleute kämpfen, — ich darf es mit einem Worte bezeichnen: es ist die deutsche Städteordnung; wenn die Kommune diese hätte, dann würden die Besseren ihrer Anhänger zufrieden sein, — ich sage nicht alle. Wir müssen unterscheiden, wie liegt die Sache: die Miliz der Gewaltthat besteht überwiegend aus Leuten, die nichts zu verlieren haben; es giebt in einer Stadt von zwei Millionen eine große Anzahl sogenannter repris de justice, Leute, die man bei uns als unter polizeilicher Aufsicht bezeichnen würde, Leute, die die Intervalle, die sie zwischen zwei Zuchthausperioden haben, in Paris zubringen, und die sich dort in erheblicher Anzahl zusammenfinden, Leute, die überall, wo es Unordnung und Plünderung giebt, bereitwillig derselben dienen. Es sind gerade diese, die der Bewegung den bedrohlichen Charakter für die Zivilisation gegeben haben, durch den sie sich gelegentlich hervorthat, ehe man die theoretischen Ziele näher untersuchte, und der im Interesse der Menschlichkeit, hoffe ich, jetzt zu den überwundenen gehört, aber freilich ebenso gut auch rückfällig werden kann. Neben diesem Auswurf, wie er sich in jeder großen Stadt ja reichlich findet, wird die Miliz, deren ich gedacht, gebildet durch eine Anzahl von Anhängern der europäischen internationalen Republik. Mir sind die Ziffern genannt worden, mit welchen die fremden Nationalitäten sich dort beteiligen, von denen mir nur vorschwebt, daß beinahe 8000 Engländer sich zum Zwecke der Verwirklichung ihrer Pläne in Paris befinden sollen, — ich setze voraus, daß es größtenteils irische Fenier sind, die mit dem Ausdrucke Engländer bezeichnet werden, — ebenso eine große Anzahl Belgier, Polen, Garibaldiner und Italiener. Das sind Leute, denen die Kommune und die französischen Freiheiten ziemlich gleichgiltig sind, sie erstreben etwas anderes, und auf sie war natürlich

jenes Argument nicht gerichtet, wenn ich sagte: es ist in jeder Bewegung ein vernünftiger Kern. (Heiterkeit!) Solche Wünsche, wie sie ja in Frankreich bei den großen Gemeinden sehr berechtigt sind im Vergleich mit ihrer staatsrechtlichen Vergangenheit, die ihnen nur ein sehr geringes Maß der Bewegung zuläßt und nach den Traditionen der französischen Staatsmänner das Äußerste dennoch bietet, was man der kommunalen Freiheit gewähren kann, machen sich ja bei dem deutschen Charakter der Elsässer und Lothringer, der mehr nach individueller und kommunaler Selbständigkeit strebt wie der Franzose, in hohem Grade fühlbar, und ich bin überzeugt, daß wir der Bevölkerung des Elsaß auf dem Gebiete der Selbstverwaltung ohne Schaden für das gesamte Reich einen erheblich freieren Spielraum lassen können — von Hause aus, der allmählich so erweitert wird, daß er dem Ideal zustrebt, daß jedes Individuum, jeder engere, kleinere Kreis das Maß der Freiheit besitzt, was überhaupt mit der Ordnung des Gesamtstaatswesens verträglich ist. Das zu erreichen, diesem Ziele möglichst nahe zu kommen, halte ich für die Aufgabe jeder vernünftigen Staatskunst, und sie ist für die deutschen Einrichtungen, unter denen wir leben, sehr viel erreichbarer, als sie es in Frankreich nach dem französischen Charakter und der unitarischen Verfassung von Frankreich jemals werden kann. Ich glaube deshalb, daß es uns mit deutscher Geduld und deutschem Wohlwollen gelingen wird, den Landsmann dort zu gewinnen — vielleicht in kürzerer Zeit, als man jetzt erwartet. Es werden aber immer Elemente zurückbleiben, die mit ihrer ganzen persönlichen Vergangenheit in Frankreich wurzeln und die zu alt sind, um sich davon noch loszureißen, oder die durch ihre materiellen Interessen mit Frankreich notwendig zusammenhängen und für das Zerreißen der Bande, die sie an Frankreich knüpften, eine Entschädigung bei uns entweder gar nicht oder nur spät finden können. Also wir dürfen uns nicht damit schmeicheln, sehr rasch an dem Ziele zu sein, daß im Elsaß die Verhältnisse sein würden wie in Thüringen in Bezug auf deutsche Empfindungen; aber wir dürfen denn doch auch nicht verzweifeln, das Ziel, dem wir zustreben, unsererseits noch

zu erleben, wenn wir die Zeit erfüllen, welche dem Menschen im Durchschnitte gegeben ist.

Wie nun dieser Aufgabe näher zu treten sei, in welcher Form zunächst, das ist die Frage, welche jetzt zuerst an Sie herantritt, m. H., aber doch nicht in einer entscheidenden und die Zukunft bindenden Weise. Ich möchte Sie bitten, bei diesen Beratungen sich nicht auf den Standpunkt zu stellen, daß Sie etwas für die Ewigkeit Giltiges machen wollen, daß Sie jetzt schon sich einen festen Gedanken bilden wollen über die Gestaltung der Zukunft, wie sie nach mehreren Jahren etwa sein soll. Dahin reicht meines Erachtens keine menschliche Voraussicht. Die Verhältnisse sind abnorm, sie mußten abnorm sein — unsere ganze Aufgabe war es, — und sie sind nicht nur abnorm in der Art, wie wir das Elsaß gewonnen haben, sie sind auch abnorm in der Person des Gewinners. Ein Bund, aus souveränen Fürsten und freien Städten bestehend, der eine Eroberung macht, die er zum Bedürfnisse seines Schutzes behalten muß, die sich also im gemeinsamen Besitz befindet, ist eine in der Geschichte sehr seltene Erscheinung und, wenn wir einzelne Unternehmungen von Schweizer Kantonen abrechnen, die doch auch immer nicht die Absicht hatten, sich die gemeinsam gewonnenen Länder gleichberechtigt zu assimilieren, sondern sie als gemeinsame Provinzen zum Vorteil der Eroberer zu bewirtschaften, so glaube ich kaum, daß sich in der Geschichte etwas Ähnliches findet. Ich möchte also glauben, daß gerade bei dieser abnormen Lage und abnormen Aufgabe die Mahnung, den Fernblick des scharfsichtigsten Politikers in menschlichen Dingen nicht zu überschätzen, besonders an uns herantritt. Ich wenigstens fühle mich nicht imstande, jetzt schon mit voller Sicherheit zu sagen, wie die Situation nach drei Jahren im Elsaß und in Lothringen sein wird. Um das berechnen zu können, müßte man in die Zukunft sehen. Es hängt das von Faktoren ab, deren Entwickelung, deren Verhalten und guter Wille gar nicht in unserer Gewalt stehen und von uns nicht regiert werden können. Es ist das, was wir Ihnen vorlegen, eben ein Versuch, den richtigen Anfang einer Bahn zu finden, über deren Ende

wir selbst noch der Belehrung durch die Entwickelung, durch die Erfahrungen, die wir machen werden, bedürftig sind. Und ich möchte Sie deshalb bitten, einstweilen denselben empirischen Weg gehen zu wollen, den die Regierungen gegangen sind, und die Verhältnisse zu nehmen, wie sie liegen, und nicht, wie sie vielleicht wünschenswert wären. Wenn man nichts Besseres an die Stelle zu setzen weiß für etwas, was einem nicht vollständig gefällt, so thut man immer meiner Überzeugung nach besser, der Schwerkraft der Ereignisse ihre Wirkung zu lassen und die Sache einstweilen so zu nehmen, wie sie liegt; sie liegt aber so, daß die verbündeten Regierungen gemeinsam diese Länder gewonnen haben, daß ihr gemeinsamer Besitz, ihre gemeinsame Verwaltung etwas Gegebenes ist, was nach unseren Bedürfnissen und nach den Bedürfnissen der Beteiligten in Elsaß und Lothringen modifiziert werden kann. Aber ich möchte dringend bitten, sparen Sie sich, ebenso wie es die verbündeten Regierungen machen, das Urteil über die Gestaltung, wie sie definitiv einmal werden kann, noch auf. Haben Sie mehr Mut, die Zukunft zu präjudizieren, als wir haben, so werden wir bereitwillig Ihnen entgegenkommen, da wir unsere Arbeit ja doch nur gemeinschaftlich betreiben können, und gerade die Vorsicht, mit der ich die Überzeugung der verbündeten Regierungen kundgebe, mit der dieselben sich die Überzeugung gebildet haben, zeigt Ihnen zugleich die Bereitwilligkeit, in der wir uns befinden, uns belehren zu lassen, wenn wir irgend einen besseren Vorschlag erhalten, namentlich wenn er sich an der Hand der Erfahrung, selbst einer kurzen Erfahrung, als der bessere bewährt haben sollte; und wenn ich unsererseits diesen guten Willen kundgebe, so bin ich sicher, daß er bei Ihnen ebenso vorhanden ist, auf diesem Wege gemeinsam mit deutscher Geduld und deutscher Liebe zu allen, besonders zu den neuesten Landsleuten, das richtige Ziel zu finden und schließlich zu erreichen. (Lebhaftes Bravo!)

8.

Über die Lage im Orient.[1])

Beantwortung einer Interpellation des Abg. Rudolf von Bennigsen.[2])
Reichstag, 19. Februar 1878.

Ich bitte zuvörderst um die Nachsicht des Reichstages, wenn ich nicht imstande sein sollte, alles, was ich zu sagen habe, stehend zu sagen. Ich bin nicht so gesund, wie ich vielleicht aussehe.

Auf die Sache eingehend, kann ich nicht leugnen, daß ich beim ersten Anblick der Interpellation Zweifel gehabt habe, nicht ob ich sie überhaupt beantworten könnte — denn die Fragestellung läßt mir ja auch frei, sie mit Nein zu beantworten — aber ob ich nicht dieses Nein würde sagen müssen, nicht etwa, wie man gewöhnlich annimmt, weil ich besonders viel zu verschweigen hätte, durch dessen Offenbarung unsere Politik kompromittiert, in einer unerwünschten Weise gebunden werden könnte, sondern umgekehrt, weil ich, um freiwillig das Wort zu einer Eröffnung gegenüber der Vertretung des Reichs zu nehmen, eigentlich nicht genug zu sagen habe, was nicht schon öffentlich bekannt wäre.

Die Verhandlungen des englischen Parlaments haben ja die Beantwortung des einen Teils der Frage, nämlich „welches die politische Lage im Orient augenblicklich sei", fast schon erschöpft. Wenn ich trotz der Armut, mit der ich vor Sie trete, doch nicht Nein gesagt habe, so ist es wegen der Befürchtung, daß man daraus schließen könnte, ich hätte vieles zu verschweigen, und ein solcher Eindruck hat immer etwas Beunruhigendes,

---

1) Horst Kohl, Reden VII, 80 ff.

2) Am 8. Februar 1878 hatten die Abgg. von Bennigsen, Dr. Hänel, Dr. Loewe, Dr. Lucius und Uhden folgende Interpellation eingebracht: „Wird der Herr Reichskanzler und an welchem Tage dem Reichstag über die politische Lage im Orient und über die hierbei von der Regierung des Deutschen Reichs eingenommene und einzunehmende Haltung Mitteilung machen?" — Vergl. unsere Lebensgeschichte Bismarcks S. 47.

namentlich wenn sich Berechnungen daran knüpfen, dieses Schweigen auszubeuten. Und deshalb spreche ich um so lieber ganz offen, als ich nach der Art, wie die Interpellation eingeleitet worden ist, den Eindruck bekomme, daß die deutsche Politik im ganzen nichts weiter zu thun haben wird, als ihren bisherigen Gang unentwegt und unbeirrt fortzusetzen, um der Meinung der Majorität des Reichstags, insoweit ich die eben gehörten Äußerungen als einen Ausdruck derselben betrachten darf, zu entsprechen. (Bravo!)

Was die jetzige Lage betrifft, so vermute ich allerdings, daß dasjenige, was ich darüber sagen kann, Ihnen schon bekannt ist. Sie wissen aus den öffentlichen Blättern und aus den englischen Parlamentsverhandlungen, daß im Orient man augenblicklich sagen kann: „die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen,"[1]) gebe Gott auf lange! Der Waffenstillstand, der abgeschlossen worden ist, giebt der russischen Armee eine zusammenhängende Stellung von der Donau bis zum Marmarameer, mit der Basis, die ihr früher fehlte, nämlich den Donaufestungen, — ein Moment, welches mir mit das Wichtigste in dem ganzen Waffenstillstand erscheint, welches aber von keiner Seite eine Anfechtung erfahren hat. Sie schließt von der russischen Besetzung aus, wenn ich vom Norden anfangen soll, einen viereckigen Ausschnitt, der Varna und Schumla umfaßt, an der Küste des Schwarzen Meeres nördlich bei Baltschik, südlich etwas vor der Bai von Burgas endet und sich in das Land hineinerstreckt bis etwa nach Rasgrad — eine ziemlich viereckige Strecke. Sie schließt aus Konstantinopel und die Halbinsel Gallipoli, also diejenigen beiden Punkte, auf deren Freibleiben von der russischen Besetzung ein wesentlicher Wert von anderen beteiligten Mächten gelegt wird.

Diesem Waffenstillstand vorhergegangen sind gewisse Friedenspräliminarien, die, auf die Gefahr hin Ihnen Bekanntes zu

1) Schiller, Jungfrau von Orleans IV, 1. — Am 31. Januar 1878 hatte Rußland mit der Türkei zu Adrianopel einen Waffenstillstand abgeschlossen.

sagen, ich obiter[1]) rekapituliere, um daran die Frage zu knüpfen, ob in einer derselben ein deutsches Interesse engagiert ist.

(Folgt die Übersicht über die in den Präliminarien enthaltenen Bestimmungen über Gebietsveränderungen.)

Alle diese Sachen berühren meiner Überzeugung nach das deutsche Interesse nicht in dem Maße, daß wir darüber die Beziehungen zu unseren Grenznachbarn, zu unseren Freunden aufs Spiel setzen könnten. Wir vermögen uns die eine oder die andere Bestimmung gefallen zu lassen, ohne an unseren Interessen Schaden zu leiden.

Es folgt dann unter 5 eine Bestimmung über die Kriegskosten, die offen läßt, ob

„le mode soit pécuniaire, soit territorial"

sein könnte

„de cette indemnité".[2])

Das ist eine Sache, die im wesentlichen, soweit es pekuniär sein würde, die Kriegführenden betrifft, soweit es territorial sein würde, die Kontrahenten des Pariser Friedens betrifft und mit deren Sanktion zu regeln sein würde.

Dann folgt der Punkt der Dardanellen, über den meines Erachtens sehr viel mehr Sorge in der Welt verbreitet ist, als durch die thatsächliche Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit seiner Entwickelung gerechtfertigt ist. Es heißt darin ganz allgemein:

„Sa Majesté le Sultan conviendrait de s'entendre avec Sa Majesté l'Empereur de Russie pour sauvegarder les droits et les intérêts de la Russie dans les détroits du Bosphore et des Dardanelles."[3]) . . . Die Frage der Dardanellen hat eine gewaltige Wichtigkeit, wenn es sich darum

---

1) kurz, obenhin.

2) Ob die Kriegskosten durch Geld oder Land beglichen werden können.

3) Seine Majestät der Sultan ist bereit, sich mit Seiner Majestät dem Kaiser von Rußland über die Wahrung der Rechte und Interessen Rußlands in den Meerengen des Bosporus und der Dardanellen zu verständigen.

handelt, die dortige Durchfahrt, den Schlüssel zum Bosporus und zur Dardanellenstraße, in andere Hände zu legen als bisher, wenn es sich darum handelt, zu entscheiden, ob Rußland die Dardanellen nach Belieben soll schließen oder öffnen können. (Sehr gut!) Alle anderen Stipulationen werden sich immer nur auf die Zeit des Friedens beziehen können, und für den Fall des Kriegs, also den wichtigeren, wird es immer darauf ankommen, ob der Inhaber des Schlüssels der Dardanellen im Bunde oder in der Abhängigkeit mit den drin oder draußen Wohnenden von Rußland oder von Rußlands Gegnern ist. Im Falle des Krieges würde diese Vertragsbestimmung, die man treffen könnte, so lange die Dardanellen eben in Händen sind, die im Frieden gewiß von Rußland unabhängig sind, meines Erachtens nicht die Bedeutung haben, die man ihr beilegt. Es kann für die Anwohner des Mittelländischen Meeres von Interesse sein, ob die russische Flotte im Schwarzen Meere berechtigt ist, in Friedenszeiten durch die Dardanellen zu fahren und sich dort zu zeigen; wenn sie sich dort zeigt, würde ich aber immer, wie beim Barometer auf gut Wetter, hier auf Frieden schließen; wenn sie sich aber zurückzieht und sich vorsorglich dort einschließt, dann würde man vermuten können, daß vielleicht Wolken aufsteigen. Aber die Frage, ob im Frieden durch die Dardanellen Kriegsschiffe fahren können, halte ich zwar nicht für unwichtig, aber doch nicht für so wichtig, daß man deshalb Europa sollte in Brand stecken können.

Die Frage, ob der Besitz der Dardanellen in eine andere Hand übergeht, das ist ein ganz anderes Ding, aber eine Eventualität und Konjunktur, die meines Erachtens in der gegenwärtigen Situation nicht vorliegt, und über die ich mich deshalb nicht aussprechen will. Mir kommt es im Augenblick nur darauf an, ungefähr, soweit ich es kann, das Gewicht der Interessen zu bezeichnen, über welche ein weiterer Krieg, nachdem der russisch-türkische thatsächlich sein Ende erreicht hat, entstehen könnte, und deshalb kommt es mir darauf an, zu präzisieren, daß die Friedensbestimmungen über die Frage der Dardanellen in Bezug auf Kriegsschiffe kaum so wichtig sind wie in Bezug

auf den Handel; darin liegt zunächst das hervorragendste deutsche Interesse im Orient, daß uns die Wasserstraßen, sowohl die der Meerengen wie die der Donau vom Schwarzen Meere aufwärts in derselben Weise wie bisher frei bleiben. (Sehr gut!) Das ist auch wohl sicher, daß wir das erreichen, ja, es ist gar nicht in Frage gestellt; in einer amtlichen Mitteilung, die mir von Petersburg darüber vorliegt, wird über diesen Punkt einfach Bezug genommen auf die bestehenden Stipulationen des Pariser Friedens; es kommt hier nichts in Frage, wir können nicht besser, nicht schlechter gestellt werden, als wir bisher gestanden haben.

Das Interesse, welches wir an einer besseren Regierung der christlichen Nation, an einem Schutz gegen Gewaltthaten, wie sie leider unter türkischer Herrschaft mitunter vorgekommen sind, haben, wird durch die zuerst genannten Punkte gewahrt werden, und das ist das zweite, minder direkte, aber doch menschlich indizierte Interesse, welches Deutschland in der Sache hat.

Der Rest der Präliminarienstipulationen besteht in — ich will nicht sagen Redensarten, es ist ein amtliches Aktenstück — aber er hat keine Wichtigkeit für unsere heutige Verhandlung.

Mit dieser Darlegung habe ich, so weit ich kann, den ersten Teil der Interpellation über die Lage der Dinge im Orient beantwortet und fürchte, daß ich niemand in dieser Sache etwas Neues gesagt habe.

Der fernere Teil der Frage betrifft die Stellung, die Deutschland zu diesen Verhältnissen, zu diesen Neuerungen genommen hat, respektive nehmen wird, die genommene und die zu nehmende Stellung.

In Bezug auf die genommene Stellung kann ich Ihnen für den Augenblick keine Mitteilungen machen; denn wir sind amtlich seit sehr kurzer Zeit, ich kann wohl sagen, buchstäblich erst seit diesem Morgen im Besitz der Aktenstücke, auf die ich vorhin Bezug nahm. Was wir früher davon wußten, stimmte ungefähr damit überein, war aber nicht von der Natur, daß wir amtliche Schritte daran knüpfen konnten, es waren dies

Privatmitteilungen, die wir der Gefälligkeit anderer Regierungen verdankten.

Also amtliche Schritte hierüber sind von uns noch nicht gethan, und angesichts der, wie ich hoffe, bevorstehenden Konferenzen wäre es voreilig, solche zu thun, bevor man nicht auf den Konferenzen diese Mitteilungen als Material vorliegen hat und in der Lage ist, die Meinungen darüber gegenseitig auszutauschen. Was eine Änderung gegen die Stipulationen von 1856 sein wird, das wird also der Sanktion bedürfen; wenn es sie nicht erhielte, folgt daraus immer noch nicht notwendig ein neuer Krieg, aber es folgt ein Zustand daraus, den, glaube ich, alle Mächte Europas Grund haben zu vermeiden — ich möchte ihn fast nennen eine Versumpfung der Frage. Nehmen Sie an, daß in der Konferenz eine Einigung über das, was zu geschehen hat, nicht zustande käme, daß die beteiligten Mächte, welche solches vorzugsweises Interesse haben, den russischen Stipulationen zu widersprechen, sagen: Es konveniert uns in diesem Augenblick nicht, darüber Krieg zu führen, aber einverstanden sind wir mit dem, was ihr abgemacht habt, auch nicht, wir behalten uns unsere Entschließung vor, — das ist doch ein Zustand der Dinge, der auch der russischen Politik nicht erwünscht sein kann. Die russische Politik sagt mit Recht: wir haben keine Neigung, uns alle zehn oder zwanzig Jahre der Notwendigkeit einer türkischen Campagne auszusetzen, die sehr aufreibend, anstrengend und kostspielig ist; aber sie kann auch nicht wünschen, dieser Gefahr die einer sich vielleicht in zehn oder zwanzig Jahren wiederholenden österreichisch-englischen Verwickelung zu substituieren. Ich glaube also, es liegt auch im Interesse Rußlands, wie es in dem aller übrigen liegt, zu einer Abmachung zu kommen und die Sache nicht unabgemacht auf spätere, vielleicht unbequemere Zeiten zu verschieben.

Daß Rußland geneigt sein könnte, die Anerkennung der Änderungen, die es für notwendig hält, von den übrigen europäischen Mächten durch Krieg zu erzwingen, halte ich für eine Erwägung, die von aller Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen ist. Rußland würde sich mutmaßlich, wenn es die Zustimmung der

übrigen Unterzeichner der Traktate von 1856 nicht jetzt erreichen könnte, mit dem Gedanken „beati possidentes“ begnügen. Es tritt dann die andere Frage ein, ob diejenigen, die unzufrieden sind mit den russischen Abmachungen und in erster Linie dabei interessiert sind, wirkliche, eigene, materielle Interessen dabei haben, bereit sind, Krieg zu führen, um Rußland zu nötigen, seine Bedingungen abzuschwächen, einen Teil davon aufzugeben, auf die Gefahr hin, in Rußland bei der Heimkehr der Truppen vielleicht das Gefühl zu hinterlassen, was etwa Preußen gehabt hat nach den Friedensschlüssen von 1815, also eine zurückgetretene Empfindung, daß die Sache eigentlich nicht zu Ende wäre und noch einmal versucht werden müßte, wenn es gelänge, Rußland zu zwingen, davon mehr aufzugeben als erträglich.

Wenn dies durch Krieg gelänge, würde man also als Zweck dieses Krieges ansehen müssen: Rußland aus den bulgarischen Stellungen, die es augenblicklich inne hat, aus der Konstantinopel ohne Zweifel bedrohenden Stellung — indessen es hat noch keine Miene gemacht, Konstantinopel zu besetzen — aus dieser Stellung zu vertreiben. Dann aber fällt auch denen, die dieses Ziel durch siegreichen Krieg erreicht haben würden, die Aufgabe und die Verantwortung zu, darüber zu bestimmen, was aus diesen Ländern der europäischen Türkei nunmehr werden soll. Ob sie bereit sind, ganz einfach die türkische Herrschaft wieder einzusetzen bis an ihre vollen Grenzen nach dem, was auf der Konferenz gesagt und beschlossen ist, halte ich nicht für wahrscheinlich; sie würden also irgend eine Bestimmung darüber treffen müssen; sehr verschieden von dem, was jetzt vorgeschlagen wird, im Prinzip kann es kaum sein, es kann in der Ausdehnung, in der räumlichen Ausdehnung, in dem Maße von Abhängigkeit wohl abweichen, aber ich glaube z. B. nicht, daß die nächst benachbarte Macht, Österreich-Ungarn, bereit wäre, die ganze Erbschaft der heutigen russischen Eroberungen zu übernehmen und für die Zukunft dieser slavischen Länder die Verantwortung zu übernehmen, sagen wir durch Einverleibung in den ungarischen Staat oder durch Vasalleneinrichtung; ich glaube nicht, daß das ein Ziel ist, was die österreichische Politik

sehr lebhaft wünschen kann ihren eigenen slavischen Unterthanen gegenüber, nun der verantwortliche Herausgeber der künftigen Zustände auf der Balkanhalbinsel sein zu müssen, und das wäre im Falle des Sieges die Situation.

Ich stelle alle diese Eventualitäten, an die ich nicht glaube, nur hin, um zu beweisen, wie gering in meinen Augen die berechtigte Wahrscheinlichkeit eines europäischen Krieges ist, daß über eine etwas größere oder geringere Ausdehnung, wenn es nicht eben ganz grobe Verhältnisse wären, eines tributären Landes ein verheerender europäischer Krieg zwischen zwei großen benachbarten und befreundeten Mächten beschlossen werden sollte, mit kaltem Blute beschlossen werden sollte. (Bravo!) Das Blut wird ja kälter sein, wenn wir erst in der Konferenz vereinigt sind.

Um diesen Eventualitäten zu begegnen, ist also der Gedanke der Konferenz zuerst von der österreichisch-ungarischen Regierung vorgeschlagen, wir sind von Hause aus, ich glaube, beinahe die ersten gewesen, die bereitwillig darauf eingegangen sind. Es haben sich Schwierigkeiten über die Wahl des Ortes der Konferenz erhoben, die meines Erachtens zu der Bedeutung der Sache nicht im Verhältnis stehen. Indes auch in dieser Beziehung haben wir keine Schwierigkeiten gemacht, wir haben uns mit den Lokalen, die überhaupt in Frage gekommen sind, einverstanden erklärt, es sind das Wien, Brüssel, Baden-Baden, Wiesbaden, Wildbad, (Heiterkeit!) ein Ort in der Schweiz — ich muß indes sagen, Wildbad nur durch sich selbst angemeldet — (Heiterkeit!) aber es ist auch Stuttgart genannt; alle diese Orte wären uns genehm gewesen. Es scheint — wenn ich richtig unterrichtet bin, und es muß sich in wenigen Tagen entscheiden — daß die Wahl sich schließlich auf Baden-Baden fixieren wird. Unser Interesse, das von denjenigen Mächten, mit denen wir darüber korrespondiert haben, geteilt wird, ist die Beschleunigung der Konferenz ganz unabhängig von der Wahl des Ortes, es ist für uns ziemlich gleichgiltig, wo die Konferenz stattfindet. Ich habe in Bezug auf deutsche Orte weiter keine Meinung geäußert als die, daß auf deutschem Boden auch deutsches Präsidium stattzufinden haben werde (Bravo!), eine

Auffassung, der von keiner Seite widersprochen ist. Ob nach der Anerkennung des Prinzips aus Gründen der Zweckmäßigkeit absolut daran festzuhalten sein wird, wird sich finden je nach dem Personalbestande, der sich auf der Konferenz herausstellt, deren Abhaltung überhaupt ich meiner persönlichen Überzeugung nach als gesichert ansehe, und die, wie ich vermute, in der ersten Hälfte des März wird beginnen können. Es wäre wünschenswert, daß es früher sein könnte, um der Ungewißheit, die sich daran knüpft, ein Ende zu machen, aber die Mächte werden doch, bevor sie zusammentreten, einen Austausch von Meinungen unter sich wünschen, und die Verbindungen mit dem Kriegsschauplatz sind in der That sehr langsam, die Verspätung der Mitteilungen, die an uns gelangt sind, war und wurde motiviert durch Verspätung der Eingänge eben vom Kriegsschauplatz. Es fällt ja die Vermutung, die eine Zeitlang in öffentlichen Blättern sich hat sehen lassen, als ob diese Verspätung eine absichtliche wäre, vollständig in sich zusammen, sobald man sich klar macht, daß das Vorrücken der russischen Armee in der Zeit nach dem 30. Januar ein Ergebnis der Waffenstillstandsbedingungen war und nicht etwa eine Benutzung irgend eines künstlich gewonnenen tempus utile.[1]) Die Grenze, innerhalb deren sich die russische Truppenaufstellung heute befindet, ist die im Waffenstillstand vorbehaltene Demarkationslinie, und ich glaube an eine absichtliche Verzögerung von keiner Seite und glaube von allen Seiten an den ehrlichen Willen, die Konferenz bald zu beschicken. Wir werden jedenfalls dazu thun, was wir können.

Ich komme zu dem schwierigsten Teil — ich bitte um Verzeihung, wenn ich einen Augenblick sitzend fortfahre — ich komme zu dem schwierigsten Teil der mir gestellten Aufgabe, zu der Darlegung, so weit es möglich ist, der von Deutschland auf der Konferenz einzunehmenden Stellung. Sie werden da von mir nichts anderes erwarten als allgemeine Gesichtspunkte unserer Politik, deren Programm Herr von Bennigsen klar und

1) d. i. einer günstigen Zeit.

ausführlich, fast ausführlicher, als es mir in diesem Moment meine Kräfte noch erlauben würden, wiedergegeben hat.

Wenn von vielen Seiten an uns die Zumutung gekommen ist — aber von keiner Regierung, sondern nur von Stimmen in der Presse und sonstige wohlgemeinte Ratschläge, — wir sollten von Hause aus unsere Politik festlegen und sie anderen aufdrängen in irgend einer Form, so muß ich sagen, daß ich das doch mehr für Preßpolitik als Staatenpolitik halte. (Heiterkeit!) Ich will hier gleich die Schwierigkeit und Unmöglichkeit davon mehr motivieren. Nehmen Sie an, daß wir jetzt auch nur ein festes Programm aussprechen, an das uns zu halten wir, wenn wir es hier von amtlicher Stelle öffentlich, nicht nur vor Ihnen, sondern vor Europa verkündigen, gebunden sein würden, so würden wir dadurch bei allen denen, die es nicht für sich günstig finden, eine gewisse Prämie auf ihre Unverträglichkeit setzen. (Sehr wahr! Heiterkeit!) Wir würden ferner uns die Rolle der Vermittelung in der Konferenz, auf die ich den allerhöchsten Wert lege, fast unmöglich machen, weil jeder mit dem Menu der deutschen Politik in der Hand uns sagen könnte: Soweit kann die deutsche Vermittelung gehen, das kann sie thun, das kann sie nicht thun. Die freie Hand, welche Deutschland sich erhalten hat, die Ungewißheit über Deutschlands Entschließungen mögen nicht ganz ohne Mitwirkung in der bisherigen Erhaltung des Friedens sein. Spielen Sie die deutsche Karte aus, werfen Sie sie auf den Tisch — und jeder weiß, wie er sich danach einzurichten oder sie zu umgehen hat. Es ist das nicht praktisch, wenn man den Frieden vermitteln will. Die Vermittelung des Friedens denke ich mir nicht so, daß wir nun bei divergierenden Ansichten den Schiedsrichter spielen und sagen: „So soll es sein, und dahinter steht die Macht des Deutschen Reiches," (Sehr gut!) sondern ich denke mir sie bescheidener, ja, — ohne Vergleich im übrigen stehe ich nicht an, Ihnen etwas aus dem gemeinen Leben zu zitieren — mehr die eines ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich zustande bringen will. (Heiterkeit!)

Wir sind in der Lage also, einer Macht, die geheime

Wünsche hat, die Verlegenheit zu ersparen, bei ihrem, ich will einmal Kongreßgegner sagen, sich entweder einen Korb oder eine unangenehme Antwort zu holen. Wenn wir mit beiden gleich befreundet sind, können wir zuvor sondieren und dem anderen sagen: „Thue das nicht, versuche es so und so anzubringen.“ Das sind geschäftliche Hilfsmittel, die sehr zu schätzen sind. Ich habe eine langjährige Erfahrung in diesen Dingen und habe mich oft überzeugt: wenn man zu zweien ist, fällt der Faden öfter, und aus falscher Scham nimmt man ihn nicht wieder auf. Der Moment, wo man den Faden wieder aufnehmen könnte, vergeht, und man trennt sich in Schweigen und ist verstimmt. Ist aber ein Dritter da, so kann dieser ohne weiteres den Faden wieder aufnehmen, ja, wenn getrennt, bringt er sie wieder zusammen. Das ist die Rolle, die ich mir denke, und die den freundschaftlichen Verhältnissen entspricht, in denen wir in erster Linie mit unseren befreundeten Grenznachbarn, Grenznachbarn auf langgedehnten Grenzstrecken, überhaupt leben, und dann vermöge der seit einem Lustrum bestehenden Einigkeit der drei Kaiserhöfe, die aber auch dem vertrauten Verhältnis entspricht, in dem wir mit einem anderen Hauptinteressenten, mit England, uns befinden. Wir sind mit England in der glücklichen Lage, keinen Streit der Interessen zwischen uns zu haben, es seien denn Handelsrivalitäten und vorübergehende Verstimmungen, die ja vorkommen, aber doch nichts, was ernsthaft zwei arbeitsame, friedliebende Nationen in Krieg bringen könnte, und ich schmeichle mir deshalb, daß wir auch zwischen England und Rußland unter Umständen ebenso gut Vertrauensperson sein können, als ich sicher bin, daß wir es zwischen Österreich und Rußland sind, wenn sie sich nicht von selbst einigen können. (Bravo!)

Das Dreikaiserverhältnis,[1]) wenn man es so nennen will, während man es gewöhnlich Bündnis nennt, beruht überhaupt nicht auf geschriebenen Verpflichtungen, und keiner der drei Kaiser ist verpflichtet, sich von den anderen zwei Kaisern überstimmen zu lassen. Es beruht auf der persönlichen Sympathie

1) Vgl. unsere Lebensgeschichte Bismarcks S. 46 f.

zwischen den drei Monarchen, auf dem persönlichen Vertrauen, welches diese hohe Herren zu einander haben, und auf dem auf langjährige persönliche Beziehungen basierten Verhältnis der leitenden Minister in allen drei Reichen. (Bravo!)

Wir haben stets vermieden, wenn Meinungsverschiedenheiten zwischen Österreich und Rußland waren, eine Majorität von zweien gegen eines zu bilden, indem wir bestimmt für einen Partei nahmen, auch wenn unsere Wünsche etwa in der Beziehung nach der einen Seite mehr als nach der anderen uns hingezogen hätten. Wir haben uns dessen enthalten, weil wir besorgten, daß das Band doch nicht stark genug sein möchte, und gewiß kann es so stark nicht sein, daß es eine dieser Großmächte veranlassen könnte, aus Gefälligkeit für eine andere die eigenen unbestreitbaren staatlichen und nationalen Interessen darüber hintanzustellen. Das ist ein Opfer, was keine Großmacht pour les beaux yeux der anderen bringt. Sie thut es, wenn statt der Argumente die Hindeutung auf die Machtverhältnisse eintritt. Da kann sie unter Umständen sagen: „Diese Konzession zu machen, ist mir sehr unangenehm, aber es ist mir noch unangenehmer, mit einer so großen Macht wie Deutschland etwa darüber in Zwist zu geraten; indessen werde ich mir dieses merken und in Rechnung stellen.“ Das ist etwa die Art, wie dergleichen aufgefaßt wird, und ich komme nun auf die Notwendigkeit, den übertriebenen Ansprüchen, die man an Deutschlands Vermittelung stellt, hier ganz entschieden entgegenzutreten und zu erklären, daß, so lange ich die Ehre habe, Ratgeber Sr. Majestät zu sein, nicht die Rede davon ist.

Ich weiß, daß ich in dieser Beziehung sehr viele Erwartungen täusche, die sich an die heutigen Eröffnungen anknüpfen; aber ich bin nicht der Meinung, daß wir den Napoleonischen Weg zu gehen hätten, (Sehr gut!) um, wenn nicht der Schiedsrichter, auch nur der Schulmeister in Europa sein zu wollen. (Bravo!) Ich sehe z. B. in einem mir heute vorgelegten Preßausschnitt: „Die Politik Deutschlands in der entscheidenden Stunde“ ist der Titel eines bemerkenswerten Artikels der „Allgemeinen Zeitung“, welcher die Notwendigkeit einer

Einmischung der dritten Macht im Bunde mit Österreich und England verlangt. Wir sollen also Stellung zwischen Österreich und England nehmen, um Rußland das Verdienst zu nehmen, die Konzessionen, welche es etwa dem europäischen Frieden machen kann, freiwillig zu machen. Ich zweifle nicht, daß Rußland das, was nach seinem Nationalgefühl, nach seinem eigenen Interesse, nach dem Interesse von 80 Millionen Russen möglich ist, dem europäischen Frieden zum Opfer bringt; ich halte an und für sich für überflüssig, das zu sagen, aber, wenn wir es thäten, so bitte ich doch die Herren, welche auf dergleichen denken — ich habe noch einen ähnlichen Artikel, „Deutschlands Schiedsrichterrolle" ist er überschrieben, aus einem Berliner Blatt — nehmen Sie an, wir folgten diesen Ratschlägen und erklärten das Rußland in irgend einer höflichen und freundschaftlichen Weise: „Wir sind zwar seit hundert Jahren Freunde gewesen, Rußland hat uns Farbe und Freundschaft gehalten, während wir in schwierigen Verhältnissen waren; aber jetzt liegt die Sache doch so: im europäischen Interesse, als Policemen von Europa, als eine Art von Friedensrichter müssen wir dem Wunsche, diesen europäischen Anforderungen nicht länger widerstehen ...."[1])

Es giebt in Rußland erhebliche Parteien, die Deutschland nicht lieben und glücklicherweise nicht am Ruder sind, die aber auch nicht unglücklich sein würden, wenn sie ans Ruder kämen, — (Heiterkeit!) wie würden die nun zu ihren Landsleuten sprechen, vielleicht auch andere Leute, vielleicht auch noch andere Staatsmänner, die jetzt noch nicht unsere ausgesprochenen Feinde sind? Sie würden sagen: „Mit welchen Opfern an Blut, Menschen und Schätzen haben wir die Stellung erreicht, die seit Jahrhunderten das Ideal des russischen Ehrgeizes war! Wir hätten sie gegen diejenigen Gegner, die ein wirkliches Interesse hätten, sie uns zu bestreiten, behaupten können; es ist nicht Österreich,

1) Der Satz ist abgebrochen, da es nur darauf ankam, das Herantreten an Rußland in der von der Presse gewünschten Weise zu veranschaulichen. Im folgenden werden die Folgen dargelegt, die sich an ein so verkehrtes Verhalten knüpfen würden.

mit dem wir in mäßig intimen Verhältnissen lange Zeit gelebt haben, es ist nicht England, welches ganz offen anerkannte Gegeninteressen hat, — nein, unser intimer Freund, von dem wir glaubten, wegen früherer Dienste Gegendienste erwarten zu dürfen, Deutschland, welches kein Interesse im Orient hat, hat hinter unserm Rücken nicht den Degen, sondern den Dolch gezückt." So würde die Redensart etwa lauten, das wäre das Thema, das wir dort hören würden, und dieses Bild, das ich in übertriebener Farbe — aber die russische Deklamation übertreibt auch — zeichnete und vor Augen führte, entspricht der Wahrheit, und wir werden niemals die Verantwortung übernehmen, eine sichere, seit Menschenaltern erprobte Freundschaft einer großen, mächtigen Nachbarnation dem Kitzel, eine Richterrolle in Europa zu spielen, aufzuopfern. (Bravo!)

Die Freundschaft, die uns glücklicherweise mit mehreren europäischen Staaten, ja mit allen wohl in diesem Augenblicke verbindet, — denn es sind die Parteien nicht am Ruder, denen diese Freundschaft ein Dorn im Auge ist, — diese Freundschaft deshalb aufs Spiel zu setzen mit dem einen Freunde, um einem anderen in Fragen, an welchen wir Deutsche ein direktes Interesse nicht haben, gefällig zu sein, mit unserem eigenen Frieden den Frieden anderer erkaufen, selbst gewissermaßen als Substitut auf der Mensur, um mich eines Universitätsausdrucks zu bedienen, (Heiterkeit!) für den Freund einzutreten, — das kann ich wohl, wo ich nichts als meine Person in die Schanze schlage, ich kann es aber nicht, wenn ich die Politik eines großen, mitten in Europa gelegenen Reiches von 40 Millionen Sr. Majestät dem Kaiser gegenüber zu beraten habe, und deshalb erlaube ich mir, hier auf der Tribüne allen diesen Stimmen und Zumutungen eine offene Absage zu erklären, daß ich mich darauf unter keinen Umständen einlassen würde, und daß keine Regierung, keine der am meisten interessierten, uns eine Zumutung derart gestellt hat. Deutschland ist, wie der Herr Vorredner bemerkte, durch seine Erstarkung auch zu neuen Verpflichtungen herangewachsen. Aber wenn wir eine große Anzahl Bewaffneter in die Wagschale der europäischen Politik werfen können, so halte

ich doch niemanden dazu berechtigt, der Nation und dem Kaiser, den Fürsten, die im Bundesrat zu beschließen haben, wenn wir Angriffskriege führen wollten, den Rat zum Appell an die erprobte Bereitwilligkeit der Nation zur Hingabe von Blut und Vermögen für einen Krieg zu erteilen. Nur für den Schutz unserer Unabhängigkeit nach außen, unserer Einigkeit unter uns und für diejenigen Interessen, die so klar sind, daß, wenn wir für sie eintreten, nicht bloß das einstimmige notwendige Votum des Bundesrats, sondern auch die volle Überzeugung, die volle Begeisterung der deutschen Nation uns trägt, — nur einen solchen Krieg bin ich bereit dem Kaiser anzuraten! (Lebhaftes Bravo!)

9.

Rede über die deutsche Kolonialpolitik.

Gehalten im Deutschen Reichstage am 13. März 1885.
Reden XI, 73ff.

Der Herr Redner hat in der Hauptsache nicht gerade gegen unsere Vorlage, die Dampfersubvention,[1]) sondern gegen die Kolonialpolitik im allgemeinen gesprochen. Er nötigt mich deshalb auch, mehr, als in meiner Absicht war, von der Vorlage und deren Thema abzuweichen und auf die von ihm in den Vordergrund gestellte Kolonialfrage einzugehen. Daß beides in engem Zusammenhang steht, habe ich schon im vorigen Jahre gesagt in der Budgetkommission, indem ich darauf hinwies, daß die Ablehnung dieser Vorlage eine Entmutigung für die Regierung auf dem Wege der Kolonialpolitik notwendig sein müsse.

---

1) Die Regierung hatte eine Vorlage eingebracht, betreffend die Postdampfschiffsverbindungen mit überseeischen Ländern. Der Abgeordnete Rintelen hatte den Antrag des Centrums, nur die ostasiatische Linie zu bewilligen, befürworten wollen, dabei aber lediglich gegen die anderen Linien, namentlich aber gegen die afrikanische gesprochen und gegen diese geltend gemacht, daß sie nur der Kolonialpolitik dienten. Diese aber sei zu bekämpfen, da die Kolonieen, die für Deutschland jetzt in Frage kämen, ganz wertlos seien.

Der Herr Vorredner hat diese Entmutigung uns sehr viel direkter zu teil werden lassen. Er hat nicht nötig, noch gegen diese Vorlage zu stimmen; er hat uns durch seine Rede an und für sich schon zu verstehen gegeben, daß er mit der Kolonialpolitik des Deutschen Reiches nicht einverstanden ist. Er hat zwar damit begonnen, daß er und seine politischen Freunde im allgemeinen für Kolonialpolitik gestimmt wären, vielleicht in Berücksichtigung des lebhaften Interesses, das sich in unserer öffentlichen Meinung und auch bei den Wählern dafür geltend macht. Er hat dann zu dem gewöhnlichen Mittel gegriffen, Vorlagen der Regierung abzulehnen, die man im Prinzip nicht bekämpfen mag, indem er sie angebrachtermaßen ablehnte. Er sagt: Ja, Kolonieen wollen wir wohl, aber gerade diese nicht, und dann hat er gegen sie Motive angeführt, die in Bezug auf diese Kolonieen gerade am allerwenigsten zutreffen. Ich werde darauf nachher zurückkommen.

Einstweilen nehme ich davon Akt, daß der Herr Vorredner die Verbindung der heutigen Vorlage mit der Kolonialpolitik seinerseits auf das Schärfste, viel schärfer als ich accentuiert hat. Ich möchte aber bitten, unter der Abneigung gegen die Kolonialpolitik doch diese Vorlage nicht unbedingt leiden zu lassen. Der Herr Vorredner hat so gesprochen, als wenn wir gar keine Dampferverbindung mit den östlichen Meeren brauchten, wenn wir nicht diese Kolonieen in Besitz genommen hätten oder zu nehmen beabsichtigten, daß ohne Kolonialpolitik keine Dampfersubvention nötig wäre. Meine Position ist umgekehrt. Ich sage: Ohne Dampfersubvention habe ich keine Aussicht auf Kolonialpolitik. Der Herr Vorredner hat das umgedreht und hat so gesprochen, als wenn das Bedürfnis der Dampfersubventionen erst durch die Kolonialpolitik entstanden wäre. Ich mache den Herrn Vorredner darauf aufmerksam, daß die wichtigste der Linien, die, wie es scheint, auch er und seine Freunde bewilligen wollen, die nach Ostasien, mit unserer Kolonialpolitik in gar keiner Verbindung steht. Seine ganze Rede schwebt also in Bezug auf diese Hauptlinie der heutigen Vorlage vollständig in der Luft. Auch die Linie nach Australien, die schon mehr

Beifall hat als die afrikanische Linie, als die Koloniallinien, aber mehr Anfechtungen als die nach Ostasien, hat mit den bestehenden Kolonieen einstweilen noch keine Beziehung. In Samoa haben wir keine Kolonieen, sondern nur Handelsverbindungen. Der Herr Vorredner wird mir also zugeben, daß seine Rede an dem Ziele, das er im Auge hatte, weit vorbeigeschossen und dasselbe gar nicht getroffen hat. Er hat lediglich gegen die Kolonialpolitik gesprochen, aber in einer Weise, die zur Ablehnung der uns heute beschäftigenden Vorlage nicht um eines Strohhalms Breite Material geliefert hat. Unsere Kolonialpolitik hat mit der Linie nach Ostasien nicht entfernt etwas zu thun; mit der nach Samoa auch nicht, mit der nach Neuholland auch nicht.

Nun, die afrikanische Linie, hat nicht viel Chancen, und, meine Herren, wenn Sie diese Linie ablehnen, und wenn Sie auch noch eine und die andere ablehnen, so ist dies ein Fall, in dem wir von seiten der Regierung durchaus nicht berechtigt sind zu sagen: Ganz oder gar nicht! Wir sind in der Verpflichtung, auch kümmerliche Abschlagszahlungen auf diesem Gebiete, auf dem wir für die öffentliche Wohlfahrt gegen parlamentarische Opposition zu kämpfen haben, zu acceptieren; wir dürfen sie nicht ablehnen. Also wenn Sie uns nur *eine* Linie bewilligen, so werden wir sie dankbar annehmen; wenn Sie uns zwei Linien bewilligen, so glauben wir, daß die öffentliche Wohlfahrt noch mehr Grund hat, sich bei den Abgeordneten zu bedanken. Aber die Ablehnung einer von den vier Linien oder mehrerer ist nicht für dieses Gesetz, wie man sagt, eine Kabinettsfrage. Wir müssen eben nehmen, was wir bekommen. Ich sagte schon gestern, daß diese Einrichtung ja nicht vollständig fertig ins Leben springen und nach allen Seiten jeder Kritik gerecht werden könnte, sondern immer durch die Erfahrung korrigiert, richtig gestellt und vervollständigt werden müsse. Wenn Sie uns eine von diesen Linien bewilligen, so glaube ich, werden die Erfahrungen, welche auf dieser Linie gesammelt werden, sehr bald das Bedürfnis, daß auf diesem Wege unserem Export und unserer Schiffahrt noch

weiter geholfen werde, klarer als bisher zur Erkenntnis aller bringen. Sie werden dann, hoffe ich, selbst einsehen, daß wir auf dem richtigen Wege waren, und werden dann uns selbst zureden, auf diesem Wege weiter zu gehen. Wir verlangen ja nicht, daß Sie gegen Ihre Überzeugung uns irgend etwas bewilligen sollen. Haben Sie die Überzeugung noch nicht, teilen Sie die der Regierung noch nicht bezüglich dessen, was unserem wirtschaftlichen Verkehr und unserer Entwickelung in Handel und Schiffahrt über See nützlich ist, — teilen Sie diese Überzeugung noch nicht, nun natürlich, dann werden Sie ablehnen und werden gegen uns stimmen. Ich schmeichle mir nicht, daß wir Sie zu alledem, was wir wünschen, heute werden überreden können; aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß die Umstände, die Geschichte, die nationale Entwickelung Sie übers Jahr im Reichstag werden weiter gebracht haben.

Also ich werde darum jede Teilzahlung, die Sie uns bewilligen, als einen Schritt vorwärts auf diesem Wege betrachten; aber damit Sie dabei doch nicht zu ängstlich werden, so möchte ich versuchen, einige der Bedenken, die der Herr Vorredner gerade gegen *diese* Kolonieen als besonders schlimm und übel gewählte geltend gemacht hat, zu widerlegen.

Dem Herrn Vorredner schienen als Kolonieen vorzugsweise solche Länder vorzuschweben, nach denen hin der Deutsche aus allen Ständen auswandert — namentlich schien ihm derjenige Deutsche dazu prädestiniert, der im Vaterlande sein Fortkommen nicht gefunden hat; er deutete an, daß auch der Auswurf der Nation dahin gehen werde, — wo diese in Masse sich etablieren könnten und in ihrem Geschick in ihren Nebenmenschen nachsichtigere Richter finden würden, als sie zu Hause gefunden haben. Das paßt auf keine der bisherigen Kolonieen. Die bedeutendsten und zukunftsreichsten derselben liegen unter dem Äquator oder fast unmittelbar am Äquator; auch schon Angra Pequeña, das ich hier ausnehme, liegt in einem sehr heißen Klima und ist eine Kolonie, die erst Wert bekommen kann, wenn sich die nach dem Urteil Sachkundiger begründete Hoffnung bestätigt, daß sich dort eine Montanindustrie entwickeln wird.

Hauptsächlich sind die Hoffnungen auf Kupfer gerichtet. Ob von dem Herrn Vorredner eine besondere Konkurrenz mit unseren Kupferwerken im Lande befürchtet wird, das lasse ich dahingestellt sein, das ist eine Nebensache; aber auf die anderen Kolonieen passen weder die Argumente des Herrn Vorredners in Bezug auf die mangelnden Konsumenten dort, noch in Bezug auf den von dort zu befürchtenden konkurrierenden Import nach Deutschland. Die Bevölkerungen dieser Kolonieen selbst werden keine Konsumenten sein, welche deutsche Erzeugnisse in sehr umfangreichem Maße verbrauchen; die dort etablierten kaufmännischen Filialen — mir fällt die richtige Bezeichnung nicht ein[1]) — sind eben die Spediteure des diesseitigen Handels für die Vermittelung des deutschen Absatzes nach dem Innern von Afrika. Daß der sich bloß auf Branntwein beschränken wird, wie der Herr Vorredner sich ausdrückte, ist mir neu. Wenn die Engländer auf ihre dortigen Kolonieen einen so starken Wert legen, wenn sie — nicht die Regierung, aber viele von ihren Unterthanen — uns das Leben dort so schwer gemacht haben, wenn sie mit großer Zähigkeit an den Stellungen, die sie dort gewonnen haben, festhalten und sich mit einer nachahmenswerten Energie auszudehnen und zu verbreiten suchen, — sollte das ein bloßes Phantasiegebilde von den Engländern sein, sollte es nur auf irgend eine phantastische „Schützenfestlaune" hinauslaufen? Sollten da nicht solide englische Interessen dahinterstecken, die Hoffnung, englische Manufakturen in großer Masse durch ihre Faktoreien an der Küste und nach dem Innern von Afrika an die Hunderte von Millionen abzusetzen, die diese Länder bewohnen, und die allmählich an einen größeren Verbrauch von europäischen Waren sich gewöhnen? Sie spotten über das bunte Papier, von dem hier die Rede gewesen ist: aber von der Fabrikation dieses bunten Papiers leben in unsern Gebirgsdörfern eine rechte Masse achtbarer Arbeiter, über deren Bedürfnisse Sie doch sonst, bei den Wahlen, zu lachen nicht so geneigt sind. (Sehr wahr! rechts.) Ich möchte den Herren,

1) Er meint Faktoreien.

die heute darüber spotten, empfehlen, in den thüringischen und anderen Dörfern, wo dieses bunte Papier und Glasperlen gemacht werden, die höhnischen Bemerkungen darüber zu wiederholen, die sie hier gemacht haben, dann werden sie wohl die richtige Antwort darauf bekommen. (Sehr richtig! rechts.) Aber es beschränkt sich nicht auf diese Kleinigkeiten, Zieraten und Schmucksachen. Der Abgeordnete Woermann hat schriftlich und mündlich uns Verzeichnisse geliefert von den Hunderten von Artikeln, die die deutsche Industrie nach jenen Gegenden hin liefert, und wenn nicht jeder hier bloß für seine Fraktion und seinen Wahlkreis zu sprechen und zu hören gewohnt wäre, so würde diese sehr lehrreiche Darlegung des Abgeordneten Woermann die Herren abgehalten haben von Spöttereien über die Unbedeutendheit der Ausfuhr. Selbst die Portugiesen — warum halten sie denn ihre Kolonieen so fest und sind eifersüchtig auf jedes Stückchen davon? Und den Engländern mögen Sie vorwerfen, was Sie wollen, aber dumm in Handelssachen sind sie nicht; (Heiterkeit!) man läuft Gefahr, selbst dem Vorwurf zu verfallen, wenn man ihn den Engländern macht.

Ich halte für die aussichtsreichsten Kolonieen diejenigen, die hier als „Gründungen" qualifiziert werden, weil die Namen Hansemann, Bleichröder darunter stehen, die in Neu-Guinea. Nach allem, was ich von dort gehört habe, giebt es große fruchtbare und der Kultur leicht zugängliche Gegenden, die jetzt mit steppenartigem, mannshohem Grase bewachsen sind, unter dem Äquator liegen, sich also für Kultur von Kaffee, Baumwolle und dergleichen tropischen Produkten vorzüglich eignen.

Nun sagt der Herr Vorredner: Das kommt doch nur einigen reichen Geschäftshäusern zugute, die ohnehin reich genug sind. Ja, meine Herren, diese reichen Kaufleute sind doch so zu sagen auch Menschen, ja sogar Deutsche, (Heiterkeit!) die auf unseren Schutz für ihren Reichtum und nach Maßgabe ihrer Unternehmungen denselben Anspruch haben, den der reiche Engländer von seiner Regierung beansprucht. Wenn es in England nicht eine erheblich größere Anzahl Millionäre gäbe als bei uns, so würde es dort auch nicht einen erheblich

reicheren Mittelstand geben als bei uns. Das hängt eng zusammen. Schaffen Sie uns nur viele! Wir haben jetzt wenig reiche Häuser, das ist wahr; aber ich hoffe, wünsche und strebe auf jede Weise, durch die es zu erreichen ist, daß wir mehr solche reichen Häuser ins Land bekommen.

Sie erinnern oft an altpreußische Maximen; die Herren namentlich, die die altpreußische Zollgeschichte gar nicht kennen, haben mir die wunderlichsten Belehrungen darüber erteilt. Aber ich erinnere Sie daran, wie viel Friedrich dem Großen, wie viel Friedrich Wilhelm I., dem großen Hausvater seines Landes, daran lag, reiche Leute ins Land zu ziehen, im Lande zu erhalten, reiche Leute zu machen. Ich wollte, wir könnten sofort ein paar hundert Millionäre im Lande mehr schaffen; sie würden ihr Geld im Lande ausgeben, und diese Ausgaben würden befruchtend auf den Arbeitsverkehr wirken nach allen Seiten hin. Die Leute können ja doch ihr Geld nicht selbst essen, sondern sie müssen die Zinsen davon an andere wieder ausgeben; also freuen Sie sich doch, wenn Leute bei uns reich werden: da fällt immer für die Gesamtheit etwas ab und nicht bloß für den Steuerfiskus.

So kleinliche Auffassungen, wie der Herr Vorredner in der Beziehung uns zumutet, muß ich von den Regierungen weit fortweisen. Wir wirtschaften und streben für die Hebung des wirtschaftlichen Gesamtvermögens der deutschen Nation; dazu gehören die reichen Leute so gut wie die armen; und wenn wir dabei zugleich eine Verbesserung des fiskalischen Einkommens des Deutschen Reiches erreichen, dann freuen Sie sich auch mit uns, dann werden Sie weniger Mühe haben mit den Ihnen so unbequemen Bewilligungen von Mitteln. (Bravo! rechts.)

Die Kolonieen, wie Kuba, wie Portoriko, wie die westindischen und alle die äquatorialen Kolonieen, sind vom Mutterlande stets in ihrem Geldwert sehr hoch geschätzt. Deshalb ist dahin aber noch keine große Auswanderung gegangen; man hat nicht darauf gerechnet, daß dort Weizen oder Wolle produziert werde, welche nachher zum Schrecken des Herrn Vorredners zollfrei bei uns eingelassen werden sollten; sondern es sind eben

tropische Produkte, die bei uns nicht wachsen. Das ist gerade die Hauptsache, dort Plantagen anzulegen, Deutsche des gebildeten und halbgebildeten Standes auf diesen Plantagen zu beschäftigen. Wer, wie ich, in der Nähe von Hamburg wohnt, der weiß, daß unter den gebildeten Hamburger Familien kaum eine ist, die nicht ein Mitglied zählte, welches einmal über See, „drüben", gewesen ist, wie sie sagen, und dort den besten Teil seiner Jugend zugebracht, dort Vermögen erworben hat und wiedergekommen ist. Das ist dort auf fremdem Gebiet erworben. Nehmen Sie an, wenn ein Teil der Baumwolle, des Kaffees, den wir bei uns importieren, auf deutschem Grund und Boden über See wüchse, wäre denn das nicht eine Vermehrung des deutschen Nationalreichtums? (Sehr wahr! rechts.) Wir kaufen jetzt die sämtliche Baumwolle von Amerika und sind auf ein gewisses Monopol der Amerikaner angewiesen, weil die indische und ägyptische Baumwolle nicht in der Vollkommenheit bearbeitet und vorbereitet wird, daß sie sofort leicht in Verbrauch zu nehmen ist wie die amerikanische. Wenn wir dem gegenüber mit der gleichen Intelligenz, wie die Amerikaner ihre Baumwolle pflanzen und bearbeiten, in Gegenden wie Neu-Guinea, wie Kamerun, wie die afrikanischen äquatorialen Gegenden, Baumwolle züchten könnten, die wir nicht mehr von Ausländern, sondern von deutschen überseeischen Besitzern kaufen würden, so wäre das ein Vorteil für unser Nationalvermögen, während jetzt das Geld, das wir für Baumwolle, Kaffee, Kopra und alle solche äquatoriale Produkte ausgeben, rein à fonds perdu herausgeht aus unserem Vermögen. Ich kann mir doch nicht denken, daß diese Vorteile dem Herrn Vorredner so ganz entgangen sein sollten, daß er nicht darüber nachgedacht hat, was denn eigentlich andere Nationen davon haben, daß sie an ihren Kolonieen festhalten.

Er hat auf die Schwierigkeiten der Franzosen in Hinterindien hingewiesen. Ja, die liefern mir doch nur den Beweis, daß eine kluge und richtig rechnende Nation, wie die Franzosen, auf den Besitz solcher Kolonieen einen außerordentlich hohen Wert legt und Opfer, die wir niemand zumuten, nicht scheut,

um solche Kolonieen zu erwerben. Ich bin auch weit entfernt, der französischen Politik auf diesem Pfade zu folgen, wir folgen überhaupt keinem fremden Beispiele, sondern wir folgen unseren Kaufleuten mit unserem Schutze. Das ist das Prinzip, das wir von Hause aus beobachtet haben, und woran Sie uns irre machen können, wenn Sie uns die Mittel dazu nicht bewilligen. Aber dann, meine Herren, wiederhole ich immer, muß ich auch fordern, daß Sie vor dem Volke die Thatsache klar stellen, daß nicht die Regierungen es sind, die die Mittel nicht hergeben wollen für diesen Schutz, sondern daß die Abgeordneten des Volkes es sind, die die Mittel dazu verweigert haben. Die Klarheit darf ich verlangen. (Sehr richtig! rechts.) Sie dürfen nicht die Thatsache, daß Sie uns die Mittel dazu verweigern, verdecken, bemänteln durch allerhand andere Gründe: Wir würden sie bewilligen, wenn dies, wenn das nicht wäre, wenn die Herren in der Kommission kulanter wären, wenn wir dies und jenes gewußt hätten, dann würden wir vielleicht haben — — damit kommen Sie nicht durch. Wir werden jedes Mittel anwenden, um Sie dahin zu bringen, daß Sie cartes sur table spielen und Farbe bekennen müssen vor Ihren Wählern und dem Publikum, ob Sie Kolonialpolitik wollen oder nicht wollen, (Bravo! rechts) ob Sie Kolonieen wollen oder nicht wollen. Wir werden von Ihnen das Fragenstellen lernen, wie es in der Kommission geschehen ist, und wir werden Sie mit Vorlagen und Fragen so in die Enge treiben, daß Sie Farbe bekennen müssen. (Bravo! rechts.)

Ich habe über die Qualität unserer Kolonieen gesprochen und, glaube ich, die Bedenken des Herrn Vorredners bezüglich der Gefahren, die von ihnen drohen, widerlegt und ausgeführt, daß sie diejenigen Ansprüche, die der Herr Vorredner an die Kolonieen zu machen schien, zu realisieren überhaupt nicht bestimmt sind. Nach meiner Überzeugung ist, wie gesagt, auf die tropischen Kolonieen hauptsächlich Wert zu legen; auf Angra Pequeña insoweit, als die Untersuchungen, die über den dortigen Metallreichtum angestellt werden, ein Resultat liefern; nach allem, was wir hören, ist das des Versuches immer wert; und doch macht es Ihnen eine gewisse Freude, wenn Sie recht gering-

schätzig von dieser „Sandbüchse“ sprechen können. Sie sollten, glaube ich, lieber mit uns die Hoffnung teilen, daß die deutschen Bergleute einmal dort ihren lohnenden Erwerb werden finden können, und uns die Hand dazu bieten, zu ermitteln, ob das nicht der Fall sein könnte. Die Kamerunkolonie sind wir in der Hoffnung zu konsolidieren durch Verhandlungen, die zwischen uns und der englischen Regierung schweben, und die bisher einen erfreulichen Fortgang nehmen über gewisse Austausche und gegenseitige Anerkenntnisse; (Bravo! rechts) ebenso glaube ich, daß wir über die Abgrenzung unseres Gebietes auf Neu-Guinea mit England zu einer Einigung gelangt sind. (Bravo!)

Schließlich möchte ich noch auf eine Äußerung zurückkommen, die der Herr Vorredner am Eingang seiner Rede that. Ich habe mir neulich gestattet, eine Analogie aus der altgermanischen Mythologie zu citieren, bei der ich das Wort „Völkerfrühling“ gebrauchte, auf das der Herr Vorredner zurückkam.[1]) Ich fürchte, daß ich dabei dunkler geblieben bin, als ich zu sein wünschte, und daß ich nicht deutlich ausgedrückt habe, was ich meinte, aber es liegt nicht in meiner Gewohnheit, mythologische Anspielungen weit auszuspinnen. Es war nur etwas, was — ich kann es nicht leugnen — mich in den letzten 20 Jahren ununterbrochen gequält und beunruhigt hat, diese Analogie unserer deutschen

1) Am 2. März 1885 hatte Bismarck seine große Rede über seine Stellung zur englischen Politik in Ägypten mit den Worten geschlossen: „Ich kann es doch nur für einen Irrtum in der Schätzung halten, wenn England uns unsere bescheidenen Kolonialversuche mißgönnt. Wenn man auch geneigt ist, auf die Stimmung jedes einzelnen Kolonialreeders und Kaufmanns englischer Nation Rücksicht zu nehmen, so kann ich doch nicht glauben, daß man die Art, unserer Kolonialpolitik entgegenzuwirken, wie sie sich in Kamerun sowohl wie in Australien, in Neu-Guinea, in Fidji und an anderen Orten gezeigt hat —, beibehalten werde, ohne Rücksicht auf die Stimmung zu nehmen, in welche die deutsche Nation dadurch versetzt wird. Bei den fremden Nationen machen die Vorgänge in Deutschland ja sehr leicht den Eindruck, daß bei uns zwar unter Umständen, wie 1870, wie 1813, die geharnischten Männer aus der Erde wachsen wie aus der Saat der Drachenzähne in der griechischen Mythe in Kolchis, aber, daß sich dann auch stets irgend ein

Geschichte mit unserer deutschen Göttersage. Ich habe unter dem Begriff „Völkerfrühling“ mehr verstanden als die Kolonialpolitik, ich habe meine Auffassung — ich will nicht sagen: so niedrig — aber so kurz in Zeit und Raum nicht gegriffen. Ich habe unter dem Frühling, der uns Deutschen geblüht hat, die ganze Zeit verstanden, in der sich — ich kann wohl sagen — Gottes Segen über Deutschlands Politik seit 1866 ausgeschüttet hat, eine Periode, die begann mit einem bedauerlichen Bruderkriege, der zur Lösung eines verschürzten gordischen Knotens unabweisbar und unentbehrlich war, der überstanden wurde, und zwar ohne die Nachwehen, die man davon zu befürchten hatte. Die Begeisterung für den nationalen Gedanken war im Süden wie im Norden so groß, daß die Überzeugung, daß diese — ich möchte sagen — „chirurgische Operation“ zur Heilung der alten deutschen Erbkrankheiten notwendig war ...:[1]) sobald sie sich Bahn brach, war auch aller Groll vergessen, und wir konnten schon im Jahre 1870 uns überzeugen, daß das Gefühl der nationalen Einheit durch das Andenken dieses Bruderkrieges nicht gestört war, und daß wir alle als „ein einig Volk von Brüdern“[2]) den Angriffen des Auslandes entgegentreten konnten. (Lebhaftes Bravo!)

Das schwebte mir als „Völkerfrühling“ vor, daß wir darauf

Zaubersteinchen der Medea findet, welches man zwischen sie werfen kann, worauf sie über einander herfallen und sich so raufen, daß der fremde Jason ganz ruhig dabei stehen kann und zusehen, wie die gewappneten Recken sich unter einander bekämpfen. Es liegt eine eigentümliche prophetische Voraussicht in unserem alten nationalen Mythus, daß sich, so oft es den Deutschen gut geht, wenn ein deutscher Völkerfrühling wieder, wie der verstorbene Kollege Völk sich ausdrückte, anbricht, daß dann auch stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen respektive niederzustimmen“

1) Das Prädikat des Satzes ist weggelassen: „Daß die Überzeugung ... sich bald überall Bahn brach“ muß aus dem Folgenden ergänzt werden.

2) Schiller, Tell II, 2.

die alten deutschen Grenzländer wiedergewannen, die nationale Einheit des Reiches begründeten, einen Deutschen Reichstag um uns versammelt sahen, den Deutschen Kaiser wieder erstehen sahen, das alles schwebte mir als „Völkerfrühling" vor, — nicht die heutige Kolonialpolitik, die bloß eine Episode bildet in dem Rückgange, den wir seitdem gemacht haben. Dieser Völkerfrühling hielt nur wenig Jahre nach dem großen Siege vor. Ich weiß nicht, ob der Milliardensegen schon erstickend auf ihn gewirkt hat. Aber dann kam, was ich unter dem Begriff „Loki" verstand: der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader, der in dynastischen und in konfessionellen, in Stammesverschiedenheiten und in den Fraktionskämpfen seine Nahrung findet, — der übertrug sich auf unser öffentliches Leben, auf unsere Parlamente, und wir sind angekommen in einem Zustand unseres öffentlichen Lebens, wo die Regierungen zwar treu zusammenhalten, im Deutschen Reichstage aber der Hort der Einheit, den ich darin gesucht und gehofft hatte, nicht zu finden ist, sondern der Parteigeist überwuchert uns; und der Parteigeist, wenn der mit seiner Lokistimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, verleitet, daß er das eigene Vaterland erschlage, der ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk unserer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät und durch die Feder hier verdorben wird, nachdem es durch das Schwert geschaffen wurde. (Lebhaftes Bravo! rechts. Zischen links. Erneuter lebhafter Beifall rechts. — Beifallklatschen auf den Tribünen.)

10.

Über die politische Gesamtlage Europas.[1])

Rede gehalten im Deutschen Reichstage am 6. Februar 1888.
Reden XII, 440 ff.

Wenn ich heute das Wort ergreife, so ist es nicht, um die Vorlage, die der Herr Präsident eben erwähnte, Ihrer Annahme zu empfehlen; ich bin nicht in Sorge darüber, daß sie angenommen werden wird, und ich glaube nicht, daß ich irgend etwas dazu beitragen könnte, die Mehrheit, mit der sie angenommen wird, und auf die allerdings im Inlande wie im Auslande ein hoher Wert zu legen ist, zu steigern. Die Herren werden in allen Fraktionen darüber ihren Sinn festgestellt haben, wie sie stimmen werden, und ich habe das volle Vertrauen zum Deutschen Reichstag, daß er diese Steigerung unserer Wehrkraft zu einer Höhe, auf die wir im Jahre 1867 bis 1882 allmählich verzichtet haben, daß er die uns wiedergeben wird, nicht in Ansehung der augenblicklichen Lage, in der wir uns befinden, nicht in Ansehung der Befürchtungen, die heutzutage die Börse und die öffentliche Meinung bewegen können, sondern in voraussichtsvoller Beurteilung der Gesamtlage Europas. Ich werde deshalb, wenn ich das Wort ergreife, mehr über die letztere zu reden haben, als über die Vorlage.

Ich thue es nicht gern, denn in dieser Sache kann ein Wort, welches ungeschickt gesprochen wird, viel verderben, und viele Worte können nicht viel nutzen, lediglich die Aufklärung der eigenen Landsleute und auch des Auslandes über die Situation fördern, die ja ohnehin sich finden wird. Ich thue es ungern; aber ich fürchte, daß, wenn ich schweigen würde, dann nach den Erwartungen, welche sich an die heutige Debatte geknüpft haben, die Beunruhigung in der öffentlichen Meinung, die nervöse Stimmung in unserer und der fremden Bevölkerung

---

1) Bismarck hielt diese Rede, als die große Militärvorlage vom 9. Dezember 1887 zur Beratung stand.

sich eher steigern als mindern würde. Man würde glauben, daß die Sache so schwierig und so kritisch ist, daß ein auswärtiger Minister gar nicht wagte, die Situation zu berühren. Ich spreche deshalb, aber ich kann sagen, mit Widerstreben.

Ich könnte mich darauf beschränken, auf die Äußerungen zu verweisen, die ich von dieser selben Stelle vor etwas mehr als Jahr und Tag gethan habe. Es hat sich seitdem in der Situation wenig geändert. Mir ist heute ein Zeitungsausschnitt zugegangen, eine Zusammenstellung in der „Freisinnigen Zeitung", einem Blatte, welches, glaube ich, meinem politischen Freunde, dem Abgeordneten Richter näher steht als mir (Heiterkeit); derselbe könnte einen passenden Anknüpfungsgegenstand bilden, um daran die weitere Lage zu entwickeln. Ich kann nur ganz allgemein darauf Bezug nehmen, auf die Hauptpunkte, die da angeführt sind mit der Erklärung, daß, wenn die Lage seitdem geändert ist, sie eher zum Guten als zum Schlimmen geändert ist.

Wir hatten Sorgen damals hauptsächlich vor einem Anstoß zum Kriege, der uns von Frankreich her kommen konnte. Seitdem ist in Frankreich ein friedliebender Präsident von der Regierung abgetreten (Grévy), ein friedliebender ist ihm gefolgt (Carnot). Das ist schon ein günstiges Symptom, daß die französische Regierung bei der Anstellung eines neuen Staatsoberhauptes nicht in die Pandorabüchse gegriffen hat, sondern daß wir darauf rechnen können, daß die friedliche Politik, als deren Vertreter der Präsident Grévy galt, von dem Präsidenten Carnot fortgesetzt werden wird. Wir haben außerdem in dem französischen Ministerium Änderungen, deren beruhigende Bedeutung noch stärker ist als die des Präsidentenwechsels, der mit anderen Gründen zusammenhängt. Solche Mitglieder des Ministeriums, die geneigt sein könnten, den Frieden ihres Landes und den Frieden Europas ihren persönlichen Plänen unterzuordnen, sind ausgeschieden, und andere, denen gegenüber wir diese Befürchtung nicht haben, sind eingetreten. Ich glaube also konstatieren zu können — und thue es gern, weil ich wünsche, die öffentliche Meinung nicht aufzuregen, sondern zu beruhigen —, daß die

Aspekten nach Frankreich hin friedlicher, viel weniger explosiv aussehen als vor einem Jahre.

Die Befürchtungen, die im Laufe dieses Jahres aufgetaucht sind, haben sich auch viel mehr an Rußland geknüpft als an Frankreich, oder, ich kann sagen, an den Austausch von gegenseitigen Aufregungen, Drohungen, Beschimpfungen und Herausforderungen, welche zwischen der russischen Presse und der französischen Presse im Laufe des Sommers stattgefunden haben.

Ich glaube aber auch, daß in Rußland die Sache nicht anders liegt, als sie im vorigen Jahre lag. Die „Freisinnige Zeitung" hat mit besonders fettem Druck hervorgehoben, daß ich im vorigen Jahre gesagt habe:

> Unsere Freundschaft mit Rußland hat in der Zeit unserer Kriege gar keine Unterbrechung erlitten und ist auch heute über jeden Zweifel erhaben. Wir erwarten von Rußland durchaus weder einen Angriff noch eine feindselige Politik.

Daß dies durch fetten Druck hervorgehoben ist, ist vielleicht in der Absicht geschehen, mir die Anknüpfung daran zu erleichtern (Heiterkeit), vielleicht auch in der Hoffnung, daß ich inzwischen anderer Meinung geworden sein könnte und heute überzeugt wäre, ich hätte mich in diesem Vertrauen zur russischen Politik vor einem Jahr geirrt. Das ist nicht der Fall. Die Gründe, die dazu hätten Anlaß geben können, liegen teils in der russischen Presse, teils in den russischen Truppenaufstellungen.

Was die Presse anbelangt, so kann ich der ein entscheidendes Gewicht an sich nicht beilegen. Man sagt, in Rußland habe sie mehr zu bedeuten als in Frankreich. Ich bin gerade umgekehrt der Meinung: in Frankreich ist die Presse eine Macht, die auf die Entschließungen der Regierung einwirkt; in Rußland ist sie das nicht und kann das nicht sein; in beiden Fällen aber ist die Presse für mich Druckerschwärze auf Papier, gegen die wir keinen Krieg führen. Es kann für uns darin eine Herausforderung nicht liegen. Hinter jedem Artikel in der Presse steht doch nur ein einzelner Mensch, der die Feder geführt hat, um diesen Artikel in die Welt zu schicken; — auch

in einem russischen Blatte — nehmen wir an, es ist ein unabhängiges russisches Blatt —, das mit den französischen geheimen Fonds in Beziehungen steht, ist das vollständig gleichgiltig. Die Feder, die einen deutschfeindlichen Artikel darin schreibt, hat an sich niemand hinter sich als den, der sie in der Hand führt, den einzelnen Menschen, der in seinem Arbeitskabinett diese Elukubration zustande bringt, und den Protektor, den ein russisches Blatt zu haben pflegt, d. h. den mehr oder weniger in die Parteipolitik verrannten höheren Beamten, der diesem russischen Blatt gerade seine Protektion widmet; — beide wiegen federleicht gegen die Autorität Seiner Majestät des Kaisers von Rußland.'

In Rußland hat die Presse nicht denselben Einfluß wie in Frankreich auf die öffentliche Meinung; es ist höchstens der Barometer dafür, was nach Lage der russischen Preßgesetze zugelassen wird, aber ohne die russische Regierung und Seine Majestät den Kaiser von Rußland irgendwie zu engagieren. Gegenüber den Stimmen der russischen Presse habe ich das unmittelbare Zeugnis des Kaisers Alexander selbst, nachdem ich seit mehreren Jahren vor einigen Monaten wieder die Ehre gehabt habe, von dem Zaren in Audienz empfangen zu werden.[1]) Ich habe mich auch da wiederum überzeugt, daß der Kaiser von Rußland keine kriegerischen Tendenzen gegen uns hegt, keine Absicht hat, uns anzugreifen, überhaupt Angriffskriege zu führen. Der russischen Presse glaube ich nicht; den Worten des Kaisers Alexander glaube ich und vertraue ich absolut. Wenn beide mir gegenüber auf der Wage liegen, so schnellt das Zeugnis der russischen Presse mit ihrem Haß gegen Deutschland federleicht in die Höhe, und das Zeugnis des Kaisers Alexander persönlich hat das durchschlagende Gewicht für mich. Ich sage also: die Presse veranlaßt mich nicht, unsere Beziehungen zu Rußland heute schlechter aufzufassen als vor einem Jahre.

Ich komme zu der andern Frage, der Frage der Truppenaufstellungen. Sie haben früher in ausgedehntem Maße statt-

---

1) Am 18. November 1887.

gefunden, sie sind in der jetzigen bedrohlich erscheinenden Form namentlich seit 1879, nach Beendigung des türkischen Krieges, aufgetreten. Es hat ja sehr leicht den Anschein, als ob die Anhäufung russischer Truppen, die in der Nähe der deutschen und der österreichischen Grenzen stattfindet, in Gegenden, wo ihre Unterhaltung teurer und schwieriger ist als im Innern des Landes, nur von der Absicht eingegeben werden könnte, eins der Nachbarländer — sans dire: gare![1]) — mir fehlt gerade der deutsche Ausdruck — unvorbereitet zu überfallen und anzugreifen. Nun, das glaube ich nicht. Einmal liegt es nicht im Charakter des russischen Monarchen und stände mit seinen Äußerungen im Widerspruch, und dann würde der Zweck davon ganz außerordentlich schwer verständlich sein. Rußland kann keine Absicht haben, preußische Landesteile zu erobern; ich glaube auch nicht, österreichische. Ich glaube, daß Rußland reichlich so viel polnische Unterthanen besitzt, wie es zu haben wünscht, und daß es keine Neigung hat, die Zahl derselben zu zu vermehren. (Heiterkeit.) Etwas anderes von Österreich zu annektieren, wäre noch schwieriger. Es liegt gar kein Grund vor, kein Vorwand, der einen europäischen Monarchen veranlassen könnte, nun ganz plötzlich über seine Nachbarn herzufallen. Und ich gehe so weit in meinem Vertrauen, daß ich überzeugt bin, selbst dann, wenn wir durch irgend eine explosive Erscheinung in Frankreich, die niemand vorher berechnen kann, und die von der heutigen Regierung in Frankreich sicher nicht beabsichtigt wird — wenn wir uns durch deren Eintreten in einen französischen Krieg verwickelt fänden, daß daraus der russische nicht unmittelbar folgen würde; umgekehrt, würden wir in einen russischen Krieg verwickelt, so würde der französische ganz sicher sein; keine französische Regierung würde stark genug sein, ihn zu hindern, auch wenn sie den guten Willen dazu hätte. Aber Rußland gegenüber erkläre ich noch heute, daß ich keines Überfalls gewärtig bin, und nehme von dem, was ich im vorigen Jahre gesagt habe, nichts zurück.

---

1) Ohne zu sagen: Aufgepaßt!

Sie werden fragen: „Wozu denn die russischen Truppenaufstellungen in dieser kostspieligen Form?" Ja, das sind Fragen, auf die man von einem auswärtigen Kabinett, welches dabei beteiligt ist, nicht leicht eine Aufklärung fordern kann. Wenn man Erklärungen darüber zu fordern anfinge, so könnten sie geschraubt ausfallen, und die Triplik ist auch wiederum geschraubt. Das ist eine gefährliche Bahn, die ich nicht gerne betrete. Truppenaufstellungen sind meines Erachtens Erscheinungen, über die man nicht — mit einem Studentenausdruck — „koramiert", kategorische Erklärungen fordert, (Heiterkeit!) sondern denen gegenüber man mit derselben Zurückhaltung und Vorsicht seine Gegenmaßregeln trifft.

Ich kann also über die Motive dieser russischen Aufstellungen keine authentische Erklärung geben; aber ich kann mir doch als jemand, der mit der auswärtigen und auch mit der russischen Politik seit einem Menschenalter vertraut ist, meine eigenen Gedanken darüber machen; die führen mich dahin, daß ich annehme, daß das russische Kabinett die Überzeugung hat — und die Überzeugung wird wohl begründet sein —, daß in der nächsten europäischen Krisis, die eintreten könnte, das Gewicht der russischen Stimme in dem diplomatischen Areopag von Europa um so schwerer wiegen wird, je stärker Rußland an der europäischen Grenze ist, je weiter westlich die russischen Armeen stehen. Rußland ist als Verbündeter und als Gegner um so schneller bei der Hand, je näher es seinen westlichen Grenzen steht mit seinen Haupttruppen oder wenigstens doch mit einer starken Armee.

Diese Politik hat die russischen Truppenaufstellungen schon seit langer Zeit geleitet. Sie werden sich erinnern, daß während des Krimkrieges schon eine so große Armee im Königreich Polen stets versammelt war, daß, wenn sie rechtzeitig nach der Krim abgegangen wäre, der Krimkrieg vielleicht eine andere Wendung genommen hätte. Wenn man weiter zurückdenkt, so wird man finden, daß die Bewegung von 1830 Rußland unvorbereitet und unfähig zum Eingreifen fand, weil es keine Truppen im Westen seines Reiches in hinreichendem Maße

hatte. Ich brauche also aus einer russischen Truppenanhäufung in den westlichen Provinzen (sapadnii Gubernii, wie die Russen sagen) noch nicht notwendig den Schluß zu ziehen, daß damit die Intention, uns zu überfallen, verbunden sei. Ich nehme an, daß man etwa auf eine neue orientalische Krisis wartet, um dann in der Lage zu sein, die russischen Wünsche mit dem vollen Gewicht einer nicht gerade in Kasan, sondern weiter westwärts stehenden Armee geltend zu machen.

Wann eine orientalische Krisis nun eintreten kann? — Ja, darüber haben wir keine Sicherheit. Wir haben in diesem Jahrhundert meines Erachtens vier Krisen gehabt, wenn ich die kleineren und nicht zur vollen Entwickelung gekommenen abrechne: eine im Jahre 1809, die mit dem Friedensschluß endigte, der Rußland die Pruthgrenze gab; dann 1828; dann 1854 den Krimkrieg, und 1877, — also in Etappen von ungefähr 20 Jahren von einander entfernt und etwas darüber; warum sollte denn nun gerade die nächste Krisis früher als etwa nach dem gleichen Zeitraum, also ungefähr 1899, eintreten, auch 22 Jahre später? Ich möchte wenigstens mit der Möglichkeit rechnen, daß die Krisis hintangehalten werden kann und nicht sofort einzutreten braucht. Außerdem giebt es auch andere europäische Ereignisse, die in gleichen Perioden einzutreten pflegen. Beispielsweise polnische Aufstände. Früher hatten wir schon alle 18 bis 20 Jahre einen solchen zu gewärtigen. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum Rußland so stark sein will in Polen, um solche zu verhindern. Ebenso Wechsel der Regierungen in Frankreich; sie pflegen auch alle 18 bis 20 Jahre einzutreten, und niemand kann leugnen, daß ein Wechsel in der Regierung Frankreichs eine Krisis herbeiführen kann, die es jeder beteiligten Macht wünschenswert machen muß, mit vollem Gewicht in sie eingreifen zu können — ich meine, nur auf diplomatischem Wege, aber mit einer Diplomatie, hinter der ein schlagfertiges und nahe bereites Heer steht.

Wenn das die Absicht Rußlands ist, wie ich rein auf Grund des technisch-diplomatischen Urteils, das ich mir nach

meiner Erfahrung bilde, viel eher vermute, als daß sie den ziemlich rüden Drohungen und Renommagen der Zeitungen entsprechen würde, so ist für uns absolut noch kein Grund, in unsere Zukunft schwärzer zu sehen, als wie wir es seit 40 Jahren überhaupt gethan haben. Es ist ja die wahrscheinlichste Krisis, die eintreten kann, die orientalische. Wenn sie eintritt, so sind wir bei der gerade nicht in erster Linie beteiligt. Wir sind da vollkommen, und ohne irgend welcher Verpflichtung zu nahe zu treten, in der Lage, abzuwarten, daß die im Mittelländischen Meere, in der Levante nächstbeteiligten Mächte zuerst ihre Entschließungen treffen und, wenn sie wollen, sich mit Rußland vertragen oder schlagen. Wir sind weder zu dem einen noch zu dem anderen in erster Linie in der orientalischen Frage berufen. Jede Großmacht, die außerhalb ihrer Interessensphäre auf die Politik der anderen Länder zu drücken und einzuwirken und die Dinge zu leiten sucht, die periklitiert außerhalb des Gebietes, welches Gott ihr angewiesen hat, die treibt Machtpolitik und nicht Interessenpolitik, die wirtschaftet auf Prestige hin. Wir werden das nicht thun; wir werden, wenn orientalische Krisen eintreten, bevor wir Stellung dazu nehmen, die Stellung abwarten, welche die mehr interessierten Mächte dazu nehmen.

Es ist also kein Grund, unsere Situation im Augenblicke so ernst zu betrachten, als ob gerade die gegenwärtige Lage der Anlaß wäre, weshalb wir die gewaltige Vermehrung der Streitkräfte, die die Militärvorlage in Vorschlag bringt, heute versuchen sollten. Ich möchte die Frage der Wiedereinrichtung der Landwehr zweiten Aufgebots, kurz die große Militärvorlage, mit der anderen, der Finanzvorlage, ganz loslösen von der Frage, wie unsere augenblickliche Situation ist. Es handelt sich da nicht um eine momentan vorübergehende Einrichtung, es handelt sich um eine dauernde, um ein dauerndes Stärkerwerden des Deutschen Reiches.

Daß es sich nicht um eine momentane Einrichtung handelt, das, glaube ich, wird einleuchtend gefunden werden, wenn ich Sie bitte, mit mir die Kriegsgefahren durchzugehen, welche wir

seit 40 Jahren gehabt haben, ohne in eine nervöse Unruhe zu irgend einer Zeit geraten zu sein.

Wir haben im Jahre 1848, wo die Deiche und Schleusen zerbrachen, die bis dahin vielen Gewässern ihren ruhigen Lauf gewiesen hatten, gleich zwei kriegsschwangere Fragen zu verarbeiten gehabt: es war die polnische und die schleswig-holsteinische Frage. Das erste Geschrei nach den Märztagen war: Krieg gegen Rußland zur Herstellung Polens! — Bald darauf war die Gefahr, durch die schleswig-holsteinische Frage in einen großen europäischen Krieg verwickelt zu werden, außerordentlich nahe. Ich brauche nicht hervorzuheben, wie 1850 durch das Abkommen von Olmütz eine große Konflagration, ein Krieg in großem Stile, verhindert wurde. Es folgten darauf vielleicht zwei Jahre ruhigerer Art, aber voller Verstimmung. Es war damals, als ich zuerst in Frankfurt Gesandter war. Im Jahre 1853 schon machten sich die Symptome des Krimkrieges fühlbar, von 1853 bis 1856 dauerte dieser Krieg; während der ganzen Dauer desselben befanden wir uns unmittelbar am Rande — des Abgrundes will ich nicht sagen, aber des Abhanges, auf dem wir in den Krieg hineingezogen werden sollten. Ich erinnere mich, daß ich damals von 1853 bis 1855 genötigt worden bin, ich möchte sagen, wie ein Perpendikel zwischen Frankfurt und Berlin hin- und herzugehen, weil der hochselige König bei dem Vertrauen, das er mir schenkte, mich im Grunde als den Anwalt für seine unabhängige Politik benutzte, wenn der Andrang der Westmächte ihm gegenüber, daß wir auch unsererseits Rußland den Krieg erklären sollten, zu stark und der Widerstand seines Ministeriums ihm zu weich wurde. Dann hat — ich weiß nicht wie oft — das Stück sich abgespielt, daß ich her citiert wurde, daß ich eine mehr russenfreundliche Depesche für Seine Majestät zu entwerfen hatte, daß diese Depesche abging, daß Herr von Manteuffel seinen Abschied verlangte, und daß, nachdem die Depesche abgegangen war, ich mir von Seiner Majestät den Auftrag ausbat, zu Herrn von Manteuffel aufs Land oder sonst wohin zu fahren und ihn zu bewegen, daß er sein Portefeuille wieder übernehme. Jedesmal

war aber doch das damalige Preußen dicht am Rande eines großen Krieges: es war der Feindschaft von ganz Europa außer Rußland ausgesetzt, wenn es sich weigerte, auf die westmächtliche Politik einzugehen, anderenfalls aber zum Bruch mit Rußland genötigt, vielleicht auf lange Zeit, weil der Abfall Preußens vielleicht am schmerzlichsten von Rußland empfunden worden wäre.

Wir waren also in ununterbrochener Kriegsgefahr während des Krimkrieges. Derselbe dauerte bis 1856, wo er schließlich im Pariser Frieden seinen Abschluß fand und uns bei dieser Gelegenheit eine Art von Canossa bereitete im Pariser Kongresse, wofür ich die Verantwortung nicht auf mich genommen haben würde, und von der ich damals vergeblich abgeraten habe. Wir hatten gar keine Notwendigkeit, eine größere Macht zu spielen, als wir waren, und die damaligen Verträge zu unterzeichnen. Aber wir antichambrierten, um schließlich zur Unterschrift zugelassen zu werden. Das wird uns nicht wieder passieren. (Heiterkeit.)

Das war 1856. Schon im Jahre 1857 bedrohte uns die Neufchâteler Frage mit Krieg[1]); das ist nicht so bekannt geworden. Ich bin damals von dem hochseligen Könige im Frühjahr 1857 nach Paris geschickt worden, um mit dem Kaiser Napoleon über den Durchmarsch preußischer Truppen zum Angriff auf die Schweiz zu verhandeln. Was das zu bedeuten hat, wenn darauf eingegangen wurde, daß das eine weitgreifende Kriegsgefahr werden konnte, daß das uns in Verwickelung mit Frankreich sowohl als auch mit anderen Mächten führen konnte, wird jeder einsehen, dem ich dies mitteile. Kaiser Napoleon war nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Meine Unterhandlungen in Paris wurden dadurch abgeschnitten, daß Seine Majestät der König sich inzwischen mit Österreich und der Schweiz über die Sache auf gütlichem Wege verständigt hatte. Aber die Kriegsgefahr

1) Neuenburg, das seit 1707 zu Preußen gehörte, hatte sich am 30. April 1848 als Republik und als von Preußen unabhängig erklärt. Der Konflikt, der hieraus entstand, hätte 1857 beinahe zum Kriege geführt, wurde aber noch auf friedlichem Wege geschlichtet.

lag doch auch in dem Jahre vor. Ich kann sagen, daß schon, wie ich auf der damaligen Mission in Paris mich befand, der italienische Krieg in der Luft lag, der ein Jahr und etwas später ausbrach, und der uns auch wieder um Haaresbreite beinahe in einen großen europäischen Koalitionskrieg hineinzog. Wir kamen bis zur Mobilmachung; ja wir hätten losgeschlagen, ganz unzweifelhaft, wenn der Friede von Villafranca[1]) nicht etwas verfrüht für Österreich, vielleicht rechtzeitig für uns, geschlossen wurde; denn wir hätten den Krieg unter ungünstigen Umständen zu führen gehabt; wir hätten aus dem Kriege, aus einem italienischen, der er war, einen preußisch-französischen gemacht, dessen Abschluß, Ende und Friedensschluß nachher nicht mehr von uns abhing, sondern von den Freunden oder Feinden, die hinter uns standen.

So kamen wir, ohne daß das Kriegsgewölk auch nur ein Jahr den Horizont uns freigelassen hätte, bis in die sechziger Jahre hinein.

Schon 1863 war eine kaum minder große Kriegsgefahr, die dem großen Publikum ziemlich unbekannt blieb, und die ihren Eindruck erst machen wird, wenn dermaleinst die geheimen Archive der Kabinette der Öffentlichkeit übergeben sein werden. Sie werden sich des polnischen Aufstandes erinnern, der 1863 stattfand, und ich werde es nie vergessen, wie ich in jener Zeit des Morgens den Besuch zu haben pflegte von Sir Andrew Buchanan, dem englischen Botschafter, und Talleyrand, dem französischen Vertreter, die mir die Hölle heiß machten über das unverantwortliche Festhalten der preußischen Politik an der russischen und eine ziemlich drohende Sprache uns gegenüber führten; am Mittag desselben Tages hatte ich nachher die Annehmlichkeit, im preußischen Landtage ungefähr dieselben Argumente und Angriffe zu hören, die die beiden fremden Botschafter am Morgen auf mich gemacht hatten. (Heiterkeit.) Ich hatte das ruhig ausgehalten, aber dem Kaiser Alexander riß die Geduld, und er wollte den Degen ziehen gegenüber den Chikanen

1) 11. Juli 1859.

von seiten der Westmächte. Sie werden sich erinnern, daß die französische Kriegsmacht damals schon mit amerikanischen Projekten und in Mexiko engagiert war, sodaß sie nicht mit der vollen Macht auftreten konnte. Der Kaiser von Rußland wollte sich die polnischen Intriguen von seiten der anderen Mächte nicht mehr gefallen lassen und war bereit, mit uns im Bunde den Ereignissen die Stirn zu bieten und zu schlagen. Sie werden sich erinnern, daß damals Preußen in seinem Innern in einer schwierigen Lage war, daß in Deutschland die Gemüter bereits gärten und der Frankfurter Fürstentag sich in der Vorbereitung befand. Man kann also zugeben, daß die Versuchung für meinen allergnädigsten Herrn, diese schwierige innere Lage durch Eingehen auf ein kriegerisches Unternehmen im größten Stile abzuschneiden und zu sanieren, daß die wohl vorhanden war, und es wäre damals ganz zweifellos zum Kriege gekommen von Preußen und Rußland im Bunde gegen diejenigen, welche den polnischen Aufstand uns gegenüber beschützten, wenn Seine Majestät nicht zurückgeschreckt wäre vor dem Gedanken, innere Schwierigkeiten, preußische wie deutsche, mit fremder Hilfe zu lösen, (Bravo!) und wir haben damals ohne die Gründe unseres Verfahrens gegenüber den uns feindlichen Projekten anderer deutscher Regierungen geltend zu machen, stillschweigend abgelehnt. Der Tod des Königs von Dänemark[1]) hat nachher alle Beteiligten auf andere Gedanken gebracht. Aber es bedurfte nur eines Ja statt eines Nein aus Gastein, von Seiner Majestät dem König, und der große Krieg, der Koalitionskrieg, war 1863 schon vorhanden. Ein anderer als ein deutscher Minister würde vielleicht zugeredet haben aus Utilitätsrücksichten, als Opportunist, um unsere inneren Schwierigkeiten damit zu lösen; im eigenen Volke wie im Auslande hat man eben kaum eine richtige Vorstellung von dem Maß von nationalem Sinn und pflichttreuer Gewissenhaftigkeit, (Bravo! rechts) welches Monarchen und Minister beim Regieren deutscher Länder leitet. (Allseitiges Bravo!)

---

1) Friedrichs VII., der am 15. November 1863 starb.

Das Jahr 1864 — wir sprachen eben von 1863 — brachte neue dringliche Kriegsgefahr. Von dem Augenblicke an, wo unsere Truppen die Eider überschritten, bin ich in jeder Woche gefaßt gewesen auf die Einmischung des europäischen Seniorenkonvents (Heiterkeit) in diese dänische Angelegenheit, und Sie werden mir zugeben, daß das im höchsten Grade wahrscheinlich war. Schon damals aber haben wir wahrnehmen können, daß Österreich und Preußen, wenn sie geeinigt sind, obschon der ihnen zur Seite stehende Deutsche Bund damals bei weitem nicht die militärische Bedeutung hatte wie dieselben Länder heute, doch nicht so leicht von Europa angegriffen werden konnten. (Bravo!) Das hat sich schon damals gezeigt; die Kriegsgefahr blieb aber dieselbe.

1865 wechselte sie die Front, und es fing schon damals die Vorbereitung zu dem Kriege von 1866 an. Ich erinnere nur an eine Konseilsitzung preußischer Minister, wie sie zur Beschaffung von Geldern im Jahre 1865 in Regensburg stattfand, die durch den Gasteiner Vertrag[1]) nachher erledigt wurde. Aber Anno 1866 kam ja der Krieg im vollen zum Ausbruch, und es war die große Gefahr vorhanden, welche wir nur durch vorsichtige Benutzung der Umstände hintangehalten haben, daß aus diesem Duell zwischen Preußen und Österreich nicht ein großer europäischer Koalitionskrieg wiederum entbrannte, bei dem es sich um die Existenzfrage, um Kopf und Kragen handelte.

Das war 1866, und schon 1867 folgte die Luxemburger Frage, wo es doch auch nur einer etwas festeren Antwort von uns — wie wir sie vielleicht gegeben haben würden, wenn wir damals so stark gewesen wären, um mit Sicherheit einen guten Erfolg vorauszusehen — bedurfte, um den großen französischen Krieg schon damals herbeizuführen. Von da ab, 1868, 1869, sind wir bis 1870 ununterbrochen in der Befürchtung vor dem Krieg, vor den Verabredungen geblieben, die zur Zeit des Herrn von Beust in Salzburg und anderen Orten zwischen Frankreich, Italien und Österreich getroffen wurden, und von denen man

1) Vgl. unsere Lebensgeschichte Bismarcks S. 30.

besorgte, daß sie auf unsere Kosten geschehen waren. Es war damals die Befürchtung vor dem Kriege so groß, daß ich in dieser Zeit als Ministerpräsident den Besuch von Kaufleuten und Industriellen erhalten habe, die mir sagten: „Diese Unsicherheit ist ja ganz unerträglich; schlagen Sie doch lieber los! Lieber Krieg als länger in diesem Druck auf allen Geschäften zu verharren!“ Wir haben ruhig abgewartet, bis auf uns losgeschlagen wurde, und ich glaube, wir haben wohl daran gethan, uns so einzurichten, daß wir die Angegriffenen blieben und nicht die Angreifer waren.

Nun, nachdem dieser große Krieg von 1870 geschlagen war, frage ich Sie: Ist irgend ein Jahr ohne Kriegsgefahr gewesen? Anfangs der siebziger Jahre — schon gleich, wie wir nach Hause kamen, hieß es: Wann ist denn der nächste Krieg? Wann wird die Revanche geschlagen werden? In fünf Jahren doch spätestens? Man sagte uns damals: Die Frage, ob wir den Krieg führen sollen und mit welchem Erfolg — es war das ein Abgeordneter des Centrums, der mir das im Reichstag vorhielt[1]) —, hängt doch heutzutage nur von Rußland ab; Rußland allein hat das Heft in Händen. — Auf diese Frage komme ich vielleicht später zurück. — Ich will einstweilen nur noch das vierzigjährige Bild durchführen, indem ich erwähne, daß im Jahre 1876 schon wieder die Kriegsunwetter im Süden sich zusammenzogen, im Jahre 1877 der Balkankrieg geführt wurde, der doch nur durch den in Berlin abgehaltenen Kongreß verhindert wurde, eine Konflagration von ganz Europa herbeizuführen, und daß nach dem Kongresse sich plötzlich ein ganz neues Bild uns im Ausblick nach Osten eröffnete, da Rußland uns unser Verhalten auf dem Kongreß übel genommen hatte. — Ich komme vielleicht auch darauf später zurück, wenn meine Kräfte mir das erlauben.

Es trat dann eine gewisse Rückwirkung der intimen Beziehungen der drei Kaiser ein, die uns eine zeitlang mit mehr Ruhe in die Zukunft sehen ließ; aber bei den ersten Symptomen von der Unsicherheit der Beziehungen der drei Kaiser oder von

1) Abg. Jörg.

dem Ablauf der Verabredungen, die sie mit einander getroffen hatten, bemächtigte sich unserer öffentlichen Meinung dieselbe nervöse und, wie ich glaube, übertriebene Aufregung, mit der wir heute und die letzten Jahre zu kämpfen haben — namentlich halte ich sie heute für besonders unmotiviert.

Ich bin nun weit entfernt, aus der Thatsache, daß ich sie heute für unmotiviert halte, den Schluß zu ziehen, daß wir einer Verstärkung der Wehrkraft nicht bedürften, sondern umgekehrt. Daher dieses vierzigjährige Tableau, das ich eben, vielleicht nicht zu Ihrer Erheiterung, aufgerollt habe, — und ich bitte um Verzeihung; aber wenn ich ein Jahr hätte fehlen lassen von denen, welche Sie doch alle schaudernd selbst mit erfahren haben, so würde man nicht den Eindruck haben, daß der Zustand der Besorgnis vor großen Kriegen, vor weiteren Verwickelungen, deren Koalitionsergebnisse niemand vorher beurteilen kann, daß dieser Zustand ein permanenter ist bei uns, und daß wir uns darauf ein für allemal einrichten müssen; wir müssen, unabhängig von der augenblicklichen Lage, so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation, die unter Umständen stark genug ist, ihre Geschicke in ihre eigene Hand zu nehmen, auch gegen jede Koalition — (Bravo!) mit dem Selbstvertrauen und mit dem Gottvertrauen, welches die eigene Macht verleiht und die Gerechtigkeit der Sache, die immer auf deutscher Seite bleiben wird nach der Sorge der Regierung —, daß wir damit jeder Eventualität entgegensehen können und mit Ruhe entgegensehen können. (Bravo!)

Wir müssen, kurz und gut, in diesen Zeiten so stark sein, wie wir irgend können, und wir haben die Möglichkeit, stärker zu sein als irgend eine Nation von gleicher Kopfstärke in der Welt; (Bravo!) — ich komme darauf noch zurück —, es wäre ein Vergehen, wenn wir sie nicht benutzten. Sollten wir unsere Wehrkraft nicht brauchen, so brauchen wir sie ja nicht zu rufen. Es handelt sich nur um die eine nicht sehr starke Geldfrage, — nicht sehr starke, wenn ich beiläufig erwähne — ich habe keine Neigung, auf die finanziellen und militärischen Ziffern einzugehen —, daß Frankreich in den letzten Jahren 3 Milliarden

auf die Verbesserung seiner Streitkräfte verwandt hat, wir kaum $1\frac{1}{2}$ mit Einschluß dessen, was wir Ihnen jetzt zumuten. (Hört, hört! rechts.) Indessen ich überlasse es dem Herrn Kriegsminister und den Vertretern der Finanzabteilung, das auszuführen.

Wenn ich sage, wir müssen dauernd bestrebt sein, allen Eventualitäten gewachsen zu sein, so erhebe ich damit den Anspruch, daß wir noch größere Anstrengungen machen müssen als andere Mächte zu gleichem Zwecke, wegen unserer geographischen Lage. Wir liegen mitten in Europa. Wir haben mindestens drei Angriffsfronten. Frankreich hat nur seine östliche Grenze, Rußland nur seine westliche Grenze, auf der es angegriffen werden kann. Wir sind außerdem der Gefahr der Koalition nach der ganzen Entwickelung der Weltgeschichte, nach unserer geographischen Lage und nach dem vielleicht minderen Zusammenhang, den die deutsche Nation bisher in sich gehabt hat im Vergleich mit anderen, mehr ausgesetzt als irgend ein anderes Volk. Gott hat uns in eine Situation gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Trägheit oder Versumpfung zu geraten. Er hat uns die kriegerischste und unruhigste Nation, die Franzosen, an die Seite gesetzt, und er hat in Rußland kriegerische Neigungen groß werden lassen, die in früheren Jahrhunderten nicht in dem Maße vorhanden waren. So bekommen wir gewissermaßen von beiden Seiten die Sporen und werden zu einer Anstrengung gezwungen, die wir vielleicht sonst nicht machen würden. Die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, Karpfen zu werden (Heiterkeit), indem sie uns ihre Stacheln in unseren beiden Flanken fühlen lassen; sie zwingen uns zu einer Anstrengung, die wir freiwillig vielleicht nicht leisten würden, sie zwingen uns auch zu einem Zusammenhalten unter uns Deutschen, das unserer innersten Natur widerstrebt (Heiterkeit); sonst streben wir lieber auseinander. Aber die französisch-russische Presse, zwischen die wir genommen werden, zwingt uns zum Zusammenhalten und wird unsere Kohäsionsfähigkeit auch durch Zusammendrücken erheblich steigern, sodaß wir in dieselbe Lage der Unzerreißbarkeit

kommen, die fast allen anderen Nationen eigentümlich ist, und die uns bis jetzt noch fehlt. (Bravo!) Wir müssen dieser Bestimmung der Vorsehung aber auch entsprechen, indem wir uns so stark machen, daß die Hechte uns nicht mehr thun als uns ermuntern. (Heiterkeit.)

Wir hatten ja früher in den Zeiten der heiligen Allianz — mir fällt ein altes amerikanisches Lied dabei ein, welches ich von meinem verstorbenen Freunde Motley gelernt habe; das sagt: In good old colonial times, when we lived under a king[1]) — nun, das waren eben patriarchalische Zeiten, da hatten wir eine Menge Geländer, an denen wir uns halten konnten, und eine Menge Deiche, die uns vor den wilden europäischen Fluten schützten. Da war der Deutsche Bund, und die eigentliche Stütze und Fortsetzung und Vollendung des Deutschen Bundes, zu deren Dienst er gemacht, war die heilige Allianz. Wir hatten Anlehnung an Rußland und Österreich, und vor allen Dingen: wir hatten die Garantie der eigenen Schüchternheit, daß wir niemals eine Meinung äußerten, bevor die anderen gesprochen hatten. (Heiterkeit.) Das alles ist uns abhanden gekommen (Sehr gut! rechts); wir müssen uns selber helfen. Die heilige Allianz hat Schiffbruch erlitten im Krimkriege — nicht durch unsere Schuld. Der Deutsche Bund ist durch uns zerstört worden, weil die Existenz, die man uns in ihm machte, weder für uns noch für das deutsche Volk auf die Dauer erträglich war. Beide sind aus der Welt geschieden. Nach der Auflösung des Deutschen Bundes, nach dem Kriege von 1866, wäre also für das damalige Preußen oder Norddeutschland eine Isolierung eingetreten, wenn wir darauf hätten rechnen müssen, daß man uns von keiner Seite die neuen Erfolge, die großen Erfolge, die wir errungen hatten, verzeihen würde; gern sind die Erfolge des Nachbarn von der anderen Macht niemals gesehen.

Unsere Beziehungen zu Rußland waren aber durch das

---

1) In der guten alten Zeit, als wir unter einem König lebten. Das Lied führt die Überschrift Gin-Sling.

Erlebnis von 1866 nicht gestört. Anno 66 war die Erinnerung an die Politik des Grafen Buol, an die Politik Österreichs während des Krimkrieges in Rußland noch zu frisch, um dort den Gedanken aufkommen zu lassen, daß man der österreichischen Monarchie gegen den preußischen Angriff beistehen, daß man den Feldzug erneuern könne, den der Kaiser Nikolaus im Jahre 1849 für Österreich geführt hatte. — Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich einen Augenblick setze; ich kann so lange nicht stehen.

Für uns blieb deshalb die natürlichste Anlehnung immer noch die russische, die, abgesehen vom vorigen, in diesem Jahrhundert ihren sehr berechtigten Ursprung in der Politik des Kaisers Alexander I. genommen hat. Ihm war Preußen in der That Dank schuldig. Er konnte 1813 an der polnischen Grenze ebenso gut umkehren und Frieden schließen; er konnte später Preußen fallen lassen. Damals haben wir in der That die Herstellung auf dem alten Fuß wesentlich dem Wohlwollen des Kaisers Alexander I. oder — wenn Sie skeptisch sein wollen — sagen Sie, der russischen Politik, wie sie Preußen brauchte, zu danken gehabt.

Diese Dankbarkeit hat die Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. beherrscht. Das Saldo, welches Rußland im preußischen Konto hatte, ist durch die Freundschaft, ich kann fast sagen, durch die Dienstbarkeit Preußens während der ganzen Regierungszeit des Kaisers Nikolaus ausgenützt und in Olmütz,[1]) kann ich sagen, getilgt worden. In Olmütz nahm der Kaiser Nikolaus nicht für Preußen Partei, schützte uns nicht einmal vor üblen Erfahrungen, vor gewissen Demütigungen, wie der Kaiser Nikolaus überhaupt doch im ganzen mehr Vorliebe für Österreich als für Preußen hatte; der Gedanke, daß wir Rußland während seiner Regierung irgendwelchen Dank schuldig wären, ist eine historische Legende.

Wir haben aber, so lange der Kaiser Nikolaus lebte, unsererseits doch die Tradition Rußland gegenüber nicht gebrochen;

---

1) S. unsere Lebensgeschichte Bismarcks S. 14.

wir haben im Krimkriege, wie ich vorher schon erzählte, unter erheblichen Gefahren und Bedrohungen festgehalten an der russischen Aufgabe. Seine Majestät der hochselige König hatte keine Neigung — was damals, wie ich glaube, möglich gewesen wäre — mit einer starken Truppenaufstellung eine entscheidende Rolle in dem Kriege zu spielen. Wir hatten Verträge geschlossen, nach denen wir verpflichtet waren, zu einer gewissen Zeit 100 000 Mann aufzustellen. Ich schlug Seiner Majestät damals vor: stellen wir nicht 100 000, sondern 200 000 Mann auf, und stellen wir sie à cheval auf, sodaß wir sie nach rechts und links gebrauchen können; so sind Eure Majestät heute der entscheidende Richter des Krimkrieges Ihrerseits. Indessen der hochselige König war für kriegerische Unternehmungen nicht geneigt, und das Volk kann ihm dafür nur dankbar sein. Ich war damals jünger und unerfahrener, als ich heutigen Tages bin. Indessen haben wir immerhin für Olmütz keine Rankünе getragen während des Krimkrieges; wir kamen aus dem Krimkriege als Freunde Rußlands heraus, und ich habe in der Zeit, wo ich Gesandter in Petersburg war, die Frucht dieser Freundschaft durch eine sehr wohlwollende Aufnahme am Hof und in der Gesellschaft genießen können. Auch unsere Parteinahme für Österreich im italienischen Kriege war nicht nach dem damaligen Geschmack des russischen Kabinetts, aber sie hatte keine nachteilige Rückwirkung. Unser Krieg 1866 wurde eher mit einer gewissen Genugthuung gesehen; man gönnte den Österreichern das damals in Rußland. Im Jahre 1870, in unserem französischen Kriege hatten wir wenigstens noch die Satisfaktion, gleichzeitig mit unserer Verteidigung und siegreichen Abwehr dem russischen Freund einen Dienst im Schwarzen Meere erweisen zu können. Es wäre die Freigebung des Schwarzen Meeres durch die Kontrahenten[1]) keineswegs wahrscheinlich gewesen,

1) Gortschakow hatte im Oktober 1870 erklärt, daß Rußland die ihm im Pariser Frieden 1856 beeinträchtigte Freiheit auf dem Schwarzen Meere unbeschränkt zurückfordere, und eine Konferenz in London entsprach seinem Wunsche, indem sie die entsprechenden Artikel des Pariser Friedens aufhob. (13. März 1871.)

wenn nicht die deutschen Truppen siegreich in der Nähe von Paris gestanden hätten. Wenn sie z. B. geschlagen wären, so, glaube ich, wäre der Abschluß des damaligen Londoner Abkommens zu Gunsten Rußlands so leicht nicht gewesen. Also auch der Krieg von Anno 70 hinterließ keine Verstimmung zwischen uns und Rußland.

Ich führe diese Thatsachen an, um Ihnen die Genesis des Vertrags mit Österreich darzulegen, der vor wenig Tagen publiziert worden ist, und um die Politik Seiner Majestät gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß sie die Kriegsmöglichkeiten für das Deutsche Reich erweitert hätte durch Hinzufügung derjenigen, welche Österreich ohne sein Verschulden betreffen könnte. Ich bin deshalb im Begriff, Ihnen zu schildern, wie es kam, daß die von mir persönlich stets mit Vorliebe gepflegten traditionellen Beziehungen zwischen uns und Rußland sich so gestalteten, daß wir zum Abschluß des vorgestern publizierten Vertrags veranlaßt wurden.

Die ersten Jahre nach dem französischen Kriege vergingen noch im besten Einverständnis; im Jahre 1875 trat zuerst eine Neigung meines russischen Kollegen, des Fürsten Gortschakow, zutage, sich mehr um Popularität in Frankreich als bei uns zu bemühen und gewisse künstlich herbeigeführte Konstellationen dazu zu benutzen, um der Welt durch ein hinzugefügtes Telegramm glauben zu machen, als hätten wir 1875 irgend einen entfernten Gedanken daran gehabt, Frankreich zu überfallen, und als wäre es das Verdienst des Fürsten Gortschakow, Frankreich aus dieser Gefahr errettet zu haben. Das war das erste Befremden, welches zwischen uns auftrat, und welches mich zu einer lebhaften Aussprache mit meinem früheren Freunde und späteren Kollegen veranlaßte. Demnächst und gleichzeitig hatten wir immer noch die Aufgabe festgehalten, den Frieden zwischen den drei Kaisern festzuhalten, die Beziehungen fortzusetzen, die zuerst eingeleitet waren durch den Besuch der Kaiser von Rußland und von Österreich 1872 hier in Berlin und durch die darauf folgenden Gegenbesuche. Es war uns das auch gelungen. Erst 1876 vor dem türkischen Kriege traten uns

gewisse Nötigungen zu einer Option zwischen Rußland und Österreich entgegen, die von uns abgelehnt wurden. Ich halte nicht für nützlich, in die Details darüber einzugehen; sie werden mit der Zeit auch einmal bekannt werden. Es hatte unsere Ablehnung die Folge, daß Rußland sich direkt nach Wien wandte, und daß ein Abkommen — ich glaube, es war im Januar 1877 — zwischen Österreich und Rußland geschlossen wurde,[1]) welches die Eventualitäten einer orientalischen Krise betraf, und welches Österreich für den Fall einer solchen die Besetzung von Bosnien u. s. w. zusicherte. Dann kam der Krieg, und wir waren recht zufrieden, wie das Unwetter sich weiter südlich verzog, als es ursprünglich Neigung hatte. Das Ende des Krieges wurde hier in Berlin durch den Kongreß definitiv herbeigeführt, nachdem es vorbereitet war durch den Frieden von San Stefano.[2]) Der Friede von San Stefano war meiner Überzeugung nach nicht viel bedenklicher für die antirussischen Mächte und nicht sehr viel nützlicher für Rußland, als nachher der Kongreßvertrag gewesen ist. Der Friede von San Stefano hat sich ja, kann man sagen, nachher von selber eingefunden, indem das kleine, ich glaube 800 000 Seelen umfassende, Ostrumelien eigenmächtig die Wiederherstellung der — nicht ganz — der alten San Stefano-Grenze auf sich nahm und sich Bulgarien anfügte.[3]) Es war also der Schaden, den der Kongreß in den Abmachungen von San Stefano angerichtet hat, nicht so sehr schlimm. Ob diese Abmachungen von San Stefano gerade ein Meisterwerk der Diplomatie waren, das lasse ich dahin gestellt sein. Wir hatten damals sehr wenig Neigung, uns in die orientalischen Sachen zu mischen, ebenso wenig wie heute. Ich war schwer krank in Friedrichsruh, als mir von russischer Seite das Verlangen amtlich mitgeteilt wurde, zur definitiven Beilegung des Krieges einen Kongreß der Großmächte nach Berlin einzuberufen. Ich hatte zunächst wenig Neigung dazu,

---

1) Abkommen von Reichstadt, 15. Januar 1877.
2) 3. März 1878.
3) In der Revolution vom 18. September 1885.

einmal weil ich in der körperlichen Unmöglichkeit war, dann aber auch, weil ich keine Neigung hatte, uns so weit in die Sache zu verwickeln, wie die Rolle des Präsidierens eines Kongresses notwendig mit sich bringt. Wenn ich schließlich dennoch nachgegeben habe, so war es einerseits das deutsche Pflichtgefühl im Interesse des Friedens, namentlich aber das dankbare Andenken, das ich an die Gnade des Kaisers Alexander II. für mich stets bewahrt habe, das mich veranlaßte, diesen Wunsch zu erfüllen. Ich erklärte mich dazu bereit, wenn es uns gelänge, die Einwilligung von England und Österreich zu beschaffen. Rußland übernahm, die Einwilligung von England zu besorgen, ich nahm auf mich, sie in Wien zu befürworten; es gelang, und der Kongreß kam zustande.

Während des Kongresses, kann ich wohl sagen, habe ich meine Rolle, so weit ich es irgend konnte, ohne Landesinteressen und befreundete Interessen zu verletzen, ungefähr so aufgefaßt, als wenn ich der vierte russische Bevollmächtigte gewesen wäre auf diesem Kongreß (Heiterkeit); ja ich kann fast sagen, der dritte; denn den Fürsten Gortschakow kann ich als Bevollmächtigten der damaligen russischen Politik, wie sie durch den wirklichen Vertreter Grafen Schuwalow vertreten war, kaum annehmen. (Heiterkeit.)

Es ist während der ganzen Kongreßverhandlungen kein russischer Wunsch zu meiner Kenntnis gekommen, den ich nicht befürwortet, ja, den ich nicht durchgesetzt hätte. Ich bin infolge des Vertrauens, das mir der leider verstorbene Lord Beaconsfield[1]) schenkte, in den schwierigsten, kritischsten Momenten des Kongresses mitten in der Nacht an dessen Krankenbett erschienen und habe in den Momenten, wo der Kongreß dem Bruch nahe stand, dessen Zustimmung im Bett erreicht; — kurz, ich habe mich auf dem Kongreß so verhalten, daß ich dachte, nachdem er zu Ende war: Nun, den höchsten russischen Orden in Brillanten besitze ich längst, sonst müßte ich den jetzt bekommen. (Heiterkeit.) Kurz, ich habe das Gefühl gehabt,

1) Er starb am 19. April 1881.

ein Verdienst für eine fremde Macht mir erworben zu haben, wie es selten einem fremden Minister vergönnt gewesen ist.

Welches mußte also meine Überraschung und meine Enttäuschung sein, wie allmählich eine Art von Preßkampagne in Petersburg anfing, durch welche die deutsche Politik angegriffen, ich persönlich in meinen Absichten verdächtigt wurde. Diese Angriffe steigerten sich während des darauf folgenden Jahres bis 1879 zu starken Forderungen eines Druckes, den wir auf Österreich üben sollten in Sachen, wo wir das österreichische Recht nicht ohne weiteres angreifen konnten. Ich konnte dazu meine Hand nicht bieten; denn wenn wir uns Österreich entfremdeten, so gerieten wir, wenn wir nicht ganz isoliert sein wollten in Europa, notwendig in Abhängigkeit von Rußland. Wäre eine solche Abhängigkeit erträglich gewesen? Ich hatte früher geglaubt, sie könnte es sein, indem ich mir sagte: Wir haben gar keine streitigen Interessen; es ist gar kein Grund, warum Rußland je die Freundschaft uns kündigen sollte. Ich hatte wenigstens meinen russischen Kollegen, die mir dergleichen auseinandersetzten, nicht geradezu widersprochen. Der Vorgang betreffs des Kongresses enttäuschte mich, der sagte mir, daß selbst ein vollständiges Indienststellen unserer Politik (für gewisse Zeit) in die russische uns nicht davor schützte, gegen unseren Willen und gegen unser Bestreben mit Rußland in Streit zu geraten. Dieser Streit über Instruktionen, die wir an unsere Bevollmächtigten in den Verhandlungen im Süden gegeben oder nicht gegeben hatten, steigerte sich bis zu Drohungen, bis zu vollständigen Kriegsdrohungen von der kompetentesten Seite.

Das ist der Ursprung unseres österreichischen Vertrages. Durch diese Drohungen wurden wir gezwungen zu der von mir seit Jahrzehnten vermiedenen Option zwischen unseren beiden bisherigen Freunden zu schreiten. Ich habe damals den Vertrag, der vorgestern publiziert worden ist, in Gastein und Wien verhandelt, und er gilt noch heute zwischen uns.

Die Publikation ist in den Zeitungen zum Teil, wie ich gestern und vorgestern gelesen habe, irrtümlich aufgefaßt worden; man hat in derselben ein Ultimatum, eine Warnung, eine

Drohung finden wollen. Das konnte um so weniger darin liegen, als der Text des Vertrages dem russischen Kabinett seit langem bekannt war, nicht erst seit dem November vorigen Jahres. Wir haben es der Aufrichtigkeit einem loyalen Monarchen gegenüber, wie der Kaiser von Rußland es ist, entsprechend gefunden, schon früher keinen Zweifel darüber zu lassen, wie die Sachen liegen. Ich halte es auch nicht für möglich, diesen Vertrag nicht geschlossen zu haben; wenn wir ihn nicht geschlossen hätten, so müßten wir ihn heute schließen. Er hat eben die vornehmste Eigenschaft eines internationalen Vertrags, nämlich er ist der Ausdruck beiderseitiger dauernder Interessen, sowohl auf österreichischer Seite wie auf der unsrigen. (Bravo!) Keine Großmacht kann auf die Dauer in Widerspruch mit den Interessen ihres eigenen Volkes an dem Wortlaut irgend eines Vertrages kleben, sie ist schließlich genötigt, ganz offen zu erklären: die Zeiten haben sich geändert, ich kann das nicht mehr, — und muß das vor ihrem Volke und vor dem vertragschließenden Teile nach Möglichkeit rechtfertigen. Aber das eigene Volk ins Verderben zu führen an dem Buchstaben eines unter anderen Umständen unterschriebenen Vertrags, das wird keine Großmacht gutheißen. Das liegt aber in diesen Verträgen in keiner Weise drin. Sie sind eben — nicht nur der Vertrag, den wir mit Österreich geschlossen haben, sondern ähnliche Verträge, die zwischen uns und anderen Regierungen bestehen (Hört, hört! rechts), namentlich Verabredungen, die wir mit Italien haben, — sie sind nur der Ausdruck der Gemeinschaft in den Bestrebungen und in den Gefahren, die die Mächte zu laufen haben. Italien sowohl wie wir sind in der Lage gewesen, das Recht, uns national zu konsolidieren, von Österreich zu erkämpfen. Beide leben jetzt mit Österreich in Frieden und haben mit Österreich das gleiche Bestreben, Gefahren, die sie gemeinsam bedrohen, abzuwehren, den Frieden, der dem einen so teuer ist wie dem anderen, gemeinsam zu schützen, die innere Entwickelung, der sie sich widmen wollen, vor Angriffen geschützt zu sehen. Dieses Bestreben und dabei auch das gegenseitige Vertrauen, daß man die Verträge hält,

und daß durch die Verträge keiner von dem anderen abhängiger wird, als seine eigenen Interessen es vertragen, — das alles macht diese Verträge fest, haltbar und dauerhaft. (Bravo!)

Wie sehr unser Vertrag mit Österreich der Ausdruck des beiderseitigen Interesses ist, das hat sich schon in Nikolsburg und hat sich 1870 gezeigt. Schon bei den Verhandlungen in Nikolsburg waren wir unter dem Eindruck, daß wir Österreich — und ein starkes, aufrechtes Österreich — auf die Dauer doch nicht missen könnten in Europa. 1870, als der Krieg zwischen uns und Frankreich ausbrach, war ja die Versuchung für manches verletzte Gefühl in Österreich außerordentlich naheliegend, diese Gelegenheit zu benutzen, um dem Feind von 1866 gegenüber Revanche zu üben; aber die besonnene und voraussichtige Politik des österreichischen Kabinetts mußte sich fragen: Was ist dann die Folge? In welche Stellung geraten wir, wenn wir jetzt den Franzosen beistehen, um Preußen, respektive Deutschland zu besiegen? Was wäre dann die Folge gewesen, wenn Frankreich mit Hilfe Österreichs über uns gesiegt hätte? Österreich hätte bei einer solchen Politik doch kaum einen anderen Zweck haben können, als wiederum seine frühere Stellung in Deutschland einzunehmen, denn das war eigentlich das Einzige, was es im Jahre 1866 aufgegeben hat; andere Bedingungen waren nicht, die pekuniären Bedingungen waren ganz unbedeutend. Nun, wie wäre die Lage Österreichs in dem Deutschen Bunde als Präsidialmacht gewesen, wenn es sich sagen mußte, daß es Deutschland das linke Rheinufer im Bunde mit Frankreich genommen, daß es die süddeutschen Staaten wiederum in eine Rheinbundsabhängigkeit von Frankreich gebracht, und daß es Preußen unwiderruflich zur Anlehnung an Rußland und zur Abhängigkeit von Rußlands künftiger Politik verurteilt hätte? Eine solche Stellung war für österreichische Politiker, die nicht vollständig von Zorn und Rache verblendet waren, unannehmbar.

Dasselbe ist aber auch bei uns in Deutschland der Fall Denken Sie sich Österreich von der Bildfläche Europas weg, so sind wir zwischen Rußland und Frankreich auf dem Kontinent mit Italien isoliert, zwischen den beiden stärksten Militärmächten

neben Deutschland, wir ununterbrochen zu jeder Zeit einer gegen zwei, mit großer Wahrscheinlichkeit, oder abhängig abwechselnd vom einen oder vom anderen. So kommt es aber nicht. Man kann sich Österreich nicht wegdenken: ein Staat wie Österreich verschwindet nicht, sondern ein Staat wie Österreich wird dadurch, daß man ihn im Stich läßt, wie es in den Villafranca-Feststellungen angenommen wurde, entfremdet und wird geneigt werden, dem die Hand zu bieten, der seinerseits der Gegner eines unzuverlässigen Freundes gewesen ist.

Kurz, wenn wir die Isolierung, die gerade in unserer angreifbaren Lage für Deutschland besonders gefährlich ist, verhüten wollen, so müssen wir einen sicheren Freund haben. Wir haben vermöge der Gleichheit der Interessen, vermöge dieses Vertrages der Ihnen vorgelegt ist, zwei zuverlässige Freunde, — zuverlässig nicht aus Liebe zu einander, denn Völker führen wohl aus Haß gegen einander Krieg; aber aus Liebe, das ist noch gar nicht dagewesen, daß sich das eine für das andere opfert. (Heiterkeit.) Sie führen auch aus Haß nicht immer Krieg. Denn wenn das der Fall wäre, dann müßte Frankreich in ununterbrochenem Kriege nicht nur mit uns, sondern auch mit England und Italien sein; es haßt alle seine Nachbarn. (Beifall und Zustimmung.) Ich glaube auch, daß der künstlich aufgebauschte Haß gegen uns in Rußland weiter nicht von Dauer sein wird. Mit unseren Bundesgenossen in der Friedensliebe einigen uns nicht nur Stimmungen und Freundschaften, sondern die zwingendsten Interessen des europäischen Gleichgewichts und unserer eigenen Zukunft.

Und deshalb glaube ich: Sie werden die Politik Seiner Majestät des Kaisers, die das publizierte Bündnis abgeschlossen hat, billigen, (Bravo!) obschon die Möglichkeit eines Krieges dadurch verstärkt wird.

Es ist ja unzweifelhaft, daß durch die Annahme dieses neuen Gesetzes das Bündnis, in dem wir stehen, außerordentlich an Kraft gewinnt, weil das durch das Deutsche Reich gebildete Mitglied seinerseits außerordentlich verstärkt wird. Die Vorlage bringt uns einen Zuwachs an waffentüchtigen Truppen, einen

möglichen Zuwachs — brauchen wir ihn nicht, so brauchen wir ihn auch nicht zu rufen, dann können wir ihn zuhause lassen; haben wir ihn aber zur Verfügung, haben wir die Waffen für ihn — und das ist ja durchaus notwendig; ich erinnere mich der von England 1813 für unsere Landwehr gelieferten Karabiner, mit denen ich noch als Jäger ausexerziert worden bin; das war kein Kriegsgewehr ... das können wir ja nicht plötzlich anschaffen — haben wir aber die Waffen dafür, so bildet dieses neue Gesetz eine Verstärkung der Friedensbürgschaften und eine Verstärkung der Friedensliga, die gerade so stark ist, als wenn eine vierte Großmacht mit 700000 Mann Truppen — was ja früher die höchste Stärke war, die es gab — dem Bunde beigetreten wäre. (Bravo!)

Diese gewaltige Verstärkung wird, wie ich glaube, auch beruhigend auf unsere eigenen Landsleute wirken und wird die Nervosität unserer öffentlichen Meinung, unserer Börse und unserer Presse einigermaßen ermäßigen. Ich hoffe, sie werden Linderung fühlen, (Heiterkeit) wenn sie sich das klar machen, daß nach dieser Verstärkung und von dem Augenblick an, wo das Gesetz unterzeichnet und publiziert ist, die Leute da sind; die Bewaffnuug wäre notdürftig auch jetzt vorhanden; aber wir müssen sie besser anschaffen, denn wenn wir eine Armee von Triariern[1]) bilden, von dem besten Menschenmaterial, das wir überhaupt in unserem Volke haben, von den Familienvätern über 30 Jahre, dann müssen wir auch für sie die besten Waffen haben, die es überhaupt giebt, (Bravo!) wir müssen sie nicht mit dem in den Kampf schicken, was wir für unsere jungen Linientruppen nicht für gut genug halten, (Sehr gut!) sondern der feste Mann, der Familienvater, diese Hünengestalten, deren wir uns noch erinnern können aus der Zeit, wo sie die Brücke von Versailles besetzt hatten, müssen auch das beste Gewehr an der Schulter haben, die vollste Bewaffnung und die ausgiebigste Kleidung zum Schutz gegen Witterung und alle äußeren

1) Triarier waren die aus den ältesten Mannschaften gebildeten Reserven der Römer.

Vorkommnisse. (Lebhaftes Bravo!) Da dürfen wir nicht sparen. Aber ich hoffe, es wird unsere Mitbürger beruhigen, wenn sie sich nun wirklich den Fall denken, an den ich nicht glaube, daß wir von zwei Seiten gleichzeitig überfallen würden — die Möglichkeit ist ja, wie ich Ihnen vorhin an dem vierzigjährigen Zeitraum entwickelt habe, für alle möglichen Koalitionen doch immer vorhanden —; wenn das eintritt, so können wir an jeder unserer Grenzen eine Million guter Soldaten in Defensive haben. Wir können dabei Reserven von einer halben Million und höher, auch von einer ganzen Million, im Hinterlande behalten und nach Bedürfnis vorschieben. Man hat mir gesagt: Das wird nur die Folge haben, daß die anderen auch noch höher steigen. Das können sie nicht. (Bravo! — Heiterkeit.) Die Ziffer haben sie längst erreicht. Wir haben die Ziffer im Jahre 1867 heruntergesetzt, weil wir glaubten, jetzt haben wir den Norddeutschen Bund, wir können es uns jetzt leichter machen, da können wir die Leute über 32 Jahr freilassen. In der Folge haben unsere Nachbarn eine längere Dienstzeit adoptiert, viele eine zwanzigjährige Dienstzeit. — Der Herr Kriegsminister, wenn er das Wort ergreifen will, wird Ihnen das näher auseinandersetzen können; in der Ziffer sind sie ebenso hoch wie wir, aber in der Qualität können sie es uns nicht nachmachen. (Sehr richtig!) Die Tapferkeit ist ja bei allen zivilisierten Nationen gleich; der Russe, der Franzose schlagen sich so tapfer wie der Deutsche; aber unsere Leute, unsere 700 000 Mann sind kriegsgedient, rompus au métier,[1]) ausgediente Soldaten, und die noch nichts verlernt haben. Und was uns kein Volk in der Welt nachmachen kann: wir haben das Material an Offizieren und Unteroffizieren, um diese ungeheure Armee zu kommandieren. (Bravo!) Das ist, was man nicht nachmachen kann. Dazu gehört das ganz eigentümliche Maß der Verbreitung der Volksbildung in Deutschland, wie es in keinem anderen Lande wieder vorkommt. Das Maß von Bildung, welches erforderlich ist, um einen Offizier und Unter-

1) Erprobt im Handwerk (der Waffen).

offizier zum Kommando zu befähigen nach den Ansprüchen, die der Soldat an ihn macht, existiert bei uns in sehr viel breiteren Schichten als in irgend einem anderen Lande. Wir haben mehr Offiziermaterial und Unteroffiziermaterial als irgend ein anderes Land, und wir haben ein Offizierkorps, welches uns kein anderes Land der Welt nachmachen kann. (Bravo!)

Darin besteht unsere Überlegenheit und ebenso in der Überlegenheit unseres Unteroffizierkorps, welches ja die Zöglinge unseres Offizierkorps bilden. Das Maß von Bildung, welches einen Offizier befähigt, nicht nur die sehr strengen Anforderungen an seinen Stand, an Entbehrungen, an Pflege der Kameradschaft unter sich, sondern auch die außerordentlich schwierigen sozialen Aufgaben zu erfüllen, deren Erfüllung notwendig ist, um die Kameradschaft, die bei uns, Gott sei Dank, im höchsten Grade in rührenden Fällen existiert zwischen Offizieren und Mannschaften, um die ohne Schaden der Autorität herzustellen, — das können uns die anderen nicht nachmachen, das Verhältnis, wie es in deutschen Truppen zwischen Offizieren und Mannschaften namentlich im Kriege mit wenigen üblen Ausnahmen besteht — exceptio firmat regulam; aber im ganzen kann man sagen: Kein deutscher Offizier läßt seinen Soldaten im Feuer im Stich, er holt ihn mit eigener Lebensgefahr heraus, und umgekehrt: Kein deutscher Soldat läßt seinen Offizier im Stich — das haben wir erfahren. (Bravo!)

Wenn andere Armeen gleiche Truppenmassen, wie wir sie hiermit zu schaffen beabsichtigen, mit Offizieren und Unteroffizieren besetzen sollen, so werden sie unter Umständen genötigt sein, Offiziere zu ernennen, denen es nicht gelingen wird, eine Kompagnie durch ein enges Thor herauszuführen, (Heiterkeit) und noch viel weniger, die schweren Obliegenheiten zu erfüllen, die ein Offizier seinen Mannschaften gegenüber hat, um sich deren Achtung und deren Liebe zu bewahren; das Maß von Bildung, welches dazu erforderlich ist, und das Maß von Leistung, welches überhaupt bei uns an Kameradschaft und Ehrgefühl aus dem Offizier herausgedrückt wird, das kann ja kein Reglement und keine Anordnung der Welt im Auslande aus dem Offizier-

stande herausdrücken. Darin sind wir jedermann überlegen, und deshalb können sie es uns nicht nachmachen. (Bravo!) Ich bin also darüber ohne Sorge.

Außerdem aber ist noch ein Vorteil der Annahme dieses Gesetzes: Gerade die Stärke, die wir erstreben, stimmt uns selbst notwendig friedfertig. Das klingt paradox, es ist aber doch so.

Mit der gewaltigen Maschine, zu der wir das deutsche Heerwesen ausbilden, unternimmt man keinen Angriff. Wenn ich heute hier vor Sie treten wollte und Ihnen sagen — wenn die Verhältnisse eben anders lägen, als sie meiner Überzeugung nach liegen —: Wir sind erheblich bedroht von Frankreich und Rußland; es ist vorauszusehen, daß wir angegriffen werden; meiner Überzeugung nach glaube ich es als Diplomat nach militärischen Nachrichten hierüber, es ist nützlicher für uns, daß wir als Defensive den Vorstoß des Angriffes benutzen, daß wir jetzt gleich schlagen; der Angriffskrieg ist für uns vorteilhafter zu führen, und ich bitte also den Reichstag um einen Kredit von einer Milliarde oder einer halben Milliarde, um den Krieg gegen unsere beiden Nachbarn heute zu unternehmen, — ja, meine Herren, ich weiß nicht, ob Sie das Vertrauen zu mir haben würden, mir das zu bewilligen. Ich hoffe nicht. (Heiterkeit.)

Aber wenn Sie es thäten, würde es mir nicht genügen. Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Es ist mir noch erinnerlich der ohrengellende, freudige Zuruf am Kölner Bahnhofe, und so war es von Berlin bis Köln, so war es hier in Berlin. Die Wogen der Volkszustimmung trugen uns in den Krieg hinein, wir hätten wollen mögen oder nicht. So muß es auch sein, wenn eine Volkskraft wie die unsere zur vollen Geltung kommen soll. Es wird aber sehr schwer sein, den Provinzen, den Bundesstaaten und ihren Bevölkerungen das klar zu machen: Der Krieg ist

unvermeidlich, er muß sein. Man wird fragen: Ja, seid Ihr denn dessen sicher? Wer weiß? Kurz, wenn wir schließlich zum Angriff kommen, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite unserer Gegner sein, die wir angegriffen haben. Das „heilige Rußland" wird entrüstet sein über den Angriff. Frankreich wird bis an die Pyrenäen hin in Waffen starren. Ganz dasselbe wird überall geschehen. Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordneten Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklärt haben; er wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man erst einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Hause aus der Elan und das Feuer dahinter sein wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen. (Bravo!) Diese Überlegenheit dürfen wir uns nicht entgehen lassen, selbst wenn wir, was viele Militärs, nicht nur die unsrigen, annehmen, jetzt unseren künftigen Gegnern überlegen sind. Die unsrigen glauben das alle; natürlich, jeder Soldat glaubt das; er würde beinahe aufhören, ein brauchbarer Soldat zu sein, wenn er nicht den Krieg wünschte und an seinen Sieg darin glaubte. Wenn unsere Gegner etwa vermuten, daß es die Furcht vor dem Ausgange ist, die uns friedfertig stimmt, dann irren sie sich ganz gewaltig. (Sehr richtig!) Wir glauben ebenso fest an unseren Sieg in gerechter Sache, wie irgend ein ausländischer Leutnant in seiner Garnison beim dritten Glase Champagner glauben kann, (Heiterkeit) und wir vielleicht mit mehr Sicherheit. Also es ist nicht die Furcht, die uns friedfertig stimmt, sondern gerade das Bewußtsein unserer Stärke, das Bewußtsein, auch dann, wenn wir in einem minder günstigen Augenblicke angegriffen werden, stark genug zu sein zur Abwehr und doch die Möglichkeit zu haben, der göttlichen Vorsehung es

zu überlassen, ob sie nicht in der Zwischenzeit doch noch die Notwendigkeit eines Krieges aus dem Wege räumen wird.

Ich bin also nicht für irgendwelchen Angriffskrieg, und wenn der Krieg nur durch unseren Angriff entstehen könnte — Feuer muß von irgend jemandem angelegt werden, wir werden es nicht anlegen — (Bravo!) nun, weder das Bewußtsein unserer Stärke, wie ich es eben schilderte, noch das Vertrauen auf unsere Bündnisse wird uns abhalten, unsere bisherigen Bestrebungen, den Frieden überhaupt zu erhalten, mit dem bisherigen Eifer fortzusetzen. Wir lassen uns da durch keine Verstimmung leiten und durch keine Abneigung bestimmen. Es ist ja unzweifelhaft, daß die Drohungen und die Beschimpfungen, die Herausforderungen, die an uns gerichtet worden sind, auch bei uns eine ganz erhebliche und berechtigte Erbitterung erregt haben, (Sehr richtig!) und das ist beim Deutschen recht schwer, denn er ist dem Nationalhaß an sich unzugänglicher als irgend eine andere Nation; wir sind aber bemüht, sie zu besänftigen, und wir wollen nach wie vor den Frieden mit unseren Nachbarn, namentlich aber mit Rußland suchen. Wenn ich sage: namentlich mit Rußland, so bin ich der Meinung, daß Frankreich uns bei diesen Bemühungen keine Sicherheit auf Erfolg gewährt, wenngleich ich nicht sagen will, daß es nichts hilft; wir werden nie Händel suchen, wir werden Frankreich nie angreifen, wir haben in den vielen kleinen Vorfällen, die die Neigung unserer Nachbarn, zu spionieren und zu bestechen, verursacht hat, immer eine sehr gefällige und freundliche Beilegung herbeigeführt, weil ich es für ruchlos halten würde, um solcher Lappalien willen einen großen nationalen Krieg zu entzünden oder auch nur wahrscheinlich zu machen. Das sind Fälle, wo es heißt: Der Vernünftigere giebt nach. (Heiterkeit. Sehr gut!)

Ich nenne also vorzugsweise Rußland, und da habe ich dasselbe Vertrauen auf das Gelingen, in welchem ich vor einem Jahre gesprochen habe, und welches dieses freisinnige Blatt hier so fett gedruckt hat, ohne ein Nachlaufen oder, wie ein deutsches Blatt sich roh ausdrückt, „Wettkriechen“ vor Rußland! — Die Zeit ist vorbei; um Liebe werben wir nicht mehr, weder in

Frankreich noch in Rußland. (Sehr gut! Lebhaftes Bravo!) Die russische Presse, die russische öffentliche Meinung hat einem alten mächtigen und zuverlässigen Freunde, der wir waren, die Thür gewiesen; wir drängen uns nicht auf. Wir haben versucht, das alte vertraute Verhältnis wieder zu gewinnen, aber wir laufen niemand nach. (Allseitiges Bravo!) Das hält uns aber nicht ab, — im Gegenteil, es ist uns ein Sporn mehr, die Vertragsrechte, die Rußland uns gegenüber hat, mit doppelter Genauigkeit zu beobachten.

Zu den Vertragsrechten gehören auch solche, die nicht von allen unseren Freunden anerkannt werden: ich meine, dazu gehören die Rechte, die wir auf dem Berliner Kongreß Rußland in Betreff Bulgariens erworben haben, und die bis 1885 ganz unangefochten bestanden haben. Es ist gar keine Frage für mich, der ich die Kongreßbeschlüsse mit vorbereitet und mit unterzeichnet habe, daß wir alle damals der Meinung waren, daß der vorwiegende Einfluß in Bulgarien Rußland zufallen sollte, nachdem es seinerseits auf Ostrumelien verzichtet hatte, indem es die mäßige Satisfaktion gab, die Grenze des seinem Einflusse anheimfallenden Gebiets um 800 000 Seelen auf 3 Millionen ungefähr zurückzuschrauben. Infolge dieser Auffassung des Kongresses hat Rußland bis 1885 zunächst den Fürsten ernannt einen nahen Verwandten des Kaiserhauses, von dem damals niemand annahm und annehmen konnte, daß er etwas anderes würde sein wollen als ein getreuer Anhänger der russischen Politik. Es hat die Kriegsminister, einen großen Teil der Offiziere ernannt, kurz und gut, es hat in Bulgarien geherrscht; da ist gar kein Zweifel daran. Die Bulgaren oder ein Teil von ihnen oder der Fürst — ich weiß nicht, wer — sind nicht damit zufrieden gewesen, es hat ein Staatsstreich, ein Abfall von Rußland stattgefunden. Dadurch ist ein faktisches Verhältnis entstanden, welches wir mit Gewalt der Waffen zu remedieren keinen Beruf haben, welches aber die Rechte, die Rußland aus dem Kongreß nach Hause gebracht hat, doch theoretisch nicht alterieren kann. Ob, wenn Rußland die Rechte gewaltsam geltend machen wollte, sich daran Schwierigkeiten knüpfen würden. das

weiß ich nicht; das geht uns auch nichts an. Wir werden gewaltsame Mittel nicht unterstützen und auch nicht dazu raten; ich glaube auch nicht, daß Neigung dazu da ist, — ich bin ziemlich gewiß, daß sie nicht vorhanden ist. Wenn aber Rußland auf diplomatischem Wege versucht, sei es auch durch eine Anregung auf das Einschreiten des Oberherrn von Bulgarien, des Sultans, wenn es versucht, das herbeizuführen, so halte ich es für die Aufgabe einer loyalen deutschen Politik, sich dabei rein an die Bestimmungen des Berliner Vertrags zu halten und an die Auslegung, die wir ihnen damals ganz ohne Ausnahme gegeben haben, und an der — mich wenigstens — die Stimmung der Bulgaren nicht irre machen kann. Bulgarien, das Ländchen zwischen Donau und Balkan, ist überhaupt kein Objekt von hinreichender Größe, um daran die Konsequenzen zu knüpfen, um seinetwillen Europa von Moskau bis an die Pyrenäen und von der Nordsee bis Palermo hin in einen Krieg zu stürzen, dessen Ausgang kein Mensch voraussehen kann; man würde am Ende nach dem Kriege kaum mehr wissen, warum man sich geschlagen hat. (Heiterkeit.)

Also das kann ich erklären, daß die Unfreundlichkeiten, die wir in der russischen öffentlichen Meinung, in der russischen Presse namentlich, erfahren haben, uns nicht abhalten werden, sobald Rußland den Wunsch ausspricht, die diplomatischen Schritte diplomatisch zu unterstützen, welche Rußland eben thun kann, um seinen Einfluß auf Bulgarien wieder zu gewinnen. Ich sage absichtlich: sobald Rußland den Wunsch ausspricht. Wir sind früher mitunter bemüht gewesen, russische Wünsche auf vertrauliche Andeutungen hin zu erfüllen; wir haben aber erleben müssen, daß russische Blätter sich fanden, die sofort nachzuweisen versuchten, daß gerade diese Schritte der deutschen Politik die feindseligsten gegen Rußland gewesen wären, und die uns deshalb angriffen, weil wir den russischen Wünschen vorausgegangen waren in der Erfüllung. Wir haben das auch auf dem Kongreß gethan; es wird uns aber nicht wieder passieren. Wenn Rußland uns amtlich auffordert, die Schritte zur Herstellung der kongreßmäßigen Situation in Bulgarien beim Sultan als

Souverän zu unterstützen, so trage ich kein Bedenken, Seiner Majestät dem Kaiser zu raten, daß das geschieht. Dies erfordern die Verträge von unserer Loyalität dem Nachbar gegenüber, mit dem wir, mag die Stimmung sein, wie sie will, doch immer das grenznachbarliche Verhältnis und große und gemeinsame monarchische Interessen, sowie Interessen der Ordnung allen Gegnern der Ordnung in Europa gegenüber zu vertreten haben, und dessen Monarch vollständiges Verständnis hat für diese Aufgaben der verbündeten Monarchen. Daß der Kaiser von Rußland, wenn er findet, daß die Interessen seines großen Reiches von hundert Millionen Unterthanen ihm gebieten, Krieg zu führen, daß er dann Krieg führen wird, daran zweifle ich gar nicht. Aber die Interessen können ihm ganz unmöglich gebieten, diesen Krieg gerade gegen uns zu führen; ich halte es auch nicht für wahrscheinlich, daß ein solches Interessengebot überhaupt nahe liegt.

Ich glaube nicht an eine unmittelbar bevorstehende Friedensstörung — wenn ich mich resümieren soll — und bitte, daß Sie das vorliegende Gesetz unabhängig von diesem Gedanken und dieser Befürchtung behandeln, lediglich als eine volle Herstellung der Verwendbarkeit der gewaltigen Kraft, die Gott in die deutsche Nation gelegt hat für den Fall, daß wir sie brauchen; brauchen wir sie nicht, dann werden wir sie nicht rufen; wir suchen den Fall zu vermeiden, daß wir sie brauchen.

Dieses Bestreben wird uns noch immer einigermaßen erschwert durch drohende Zeitungsartikel vom Auslande, und ich möchte die Mahnung hauptsächlich an das Ausland richten, doch diese Drohungen zu unterlassen. Sie führen zu nichts. Die Drohung, die wir — nicht von der Regierung — aber in der Presse erfahren, ist eigentlich eine unglaubliche Dummheit, (Heiterkeit) wenn man bedenkt, daß man eine große und stolze Macht, wie es das Deutsche Reich ist, durch eine gewisse drohende Gestaltung der Druckerschwärze, durch Zusammenstellung von Worten glaubt einschüchtern zu können. (Bravo!) Man sollte das unterlassen, dann würde man es uns leichter machen, unseren beiden Nachbarn auch gefälliger entgegenzukommen. Jedes Land ist auf

die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgend einem Tage präsentiert in der Verstimmung des anderen Landes. Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht —, aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! (Bravo!) **Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt** (lebhaftes Bravo); und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein! (Lebhafter, andauernder Beifall.)

11.

Der Tod Kaiser Wilhelms.

Mitteilung im Deutschen Reichstag am 9. März 1888, die der Reichstag stehend anhörte. Reden XII, 479 ff.

Mir liegt die traurige Pflicht ob, Ihnen die amtliche Mitteilung von dem zu machen, was Sie bereits thatsächlich wissen werden: daß Se. Majestät der Kaiser Wilhelm heute vormittag um $^1/_2$9 Uhr zu Seinen Vätern entschlafen ist.

Infolge dieses Ereignisses ist die preußische Krone und damit nach Art. 11 der Reichsverfassung die deutsche Kaiserwürde auf Se. Majestät Friedrich III., König von Preußen, übergegangen. Nach den mir zugegangenen telegraphischen Nachrichten darf ich annehmen, daß Se. Majestät der regierende Kaiser und König morgen von San Remo abreisen und in der gegebenen Zeit hier in Berlin eintreffen wird.

Ich hatte von dem Hochseligen Herrn in Seinen letzten Tagen in Bethätigung der Arbeitskraft, die Ihn nur mit dem

Leben verlassen hat, noch die Unterschrift erhalten, welche vor mir liegt, und welche mich ermächtigt, den Reichstag in der üblichen Zeit nach Abmachung seiner Geschäfte, das heißt also etwa heute oder morgen, zu schließen. Ich hatte die Bitte an Seine Majestät gerichtet, nur den Anfangsbuchstaben des Namens noch zu unterzeichnen. Se. Majestät aber haben mir darauf erwidert, daß Sie glaubten, den vollen Namen noch unterschreiben zu können. Infolge dessen liegt dieses historische Aktenstück der letzten Unterschrift Sr. Majestät vor mir.

Unter den obwaltenden Umständen nehme ich an, daß es den Wünschen der Mitglieder des Reichstages, ebenso wie denen der verbündeten Regierungen entsprechen wird, daß der Reichstag noch nicht auseinandergeht, sondern zusammenbleibt bis nach Eintreffen Sr. Majestät des Kaisers, und ich mache deshalb von dieser Allerhöchsten Ermächtigung weiter keinen Gebrauch, als daß ich dieselbe als historisches Dokument zu den Akten gebe und den Herrn Präsidenten bitte, die Entschlüsse, welche den Stimmungen und den Überzeugungen des Reichstages entsprechen, in dieser Richtung herbeizuführen.

Es steht mir nicht zu, meine Herren, von dieser amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Hinscheiden meines Herrn erfüllt, das Ausscheiden des ersten Deutschen Kaisers aus unsrer Mitte. Es ist dafür auch kein Bedürfnis, denn die Gefühle, die mich bewegen, sie leben in dem Herzen eines jeden Deutschen; es hat deshalb keinen Zweck, sie auszusprechen.

Aber das eine glaube ich Ihnen doch nicht vorenthalten zu dürfen — nicht von meinen Empfindungen, sondern von meinen Erlebnissen —: daß inmitten der schweren Schickungen, welche der von uns geschiedene Herr in Seinem Hause noch erlebt hat, es zwei Thatsachen waren, welche Ihn mit Befriedigung und Trost erfüllten. Die eine war die, daß die Leiden Seines einzigen Sohnes und Nachfolgers, unseres jetzigen regierenden Herrn, die ganze Welt — nicht nur Deutschland, sondern alle Weltteile, kann man sagen; ich habe noch heute ein Telegramm aus New-York in dieser Beziehung erhalten — mit einer Teilnahme

erfüllt haben, die beweist, welches Vertrauen sich die Dynastie des deutschen Kaiserhauses bei allen Nationen erworben hat. Es ist dies ein Erbteil, kann ich wohl sagen, welches des Kaisers lange Regierung dem deutschen Volke hinterläßt. Das Vertrauen, das die Dynastie erworben hat, wird sich auf die Nation übertragen trotz allem, was dagegen versucht wird.

Die zweite Thatsache, in der Seine Majestät einen Trost in manchen schweren Schickungen empfand, war die, daß der Kaiser auf die Entwicklung Seiner Hauptlebensaufgabe, der Herstellung und Konsolidierung der Nationalität des Volkes, dem Er als deutscher Fürst angehört hatte, — daß der Kaiser auf die Entwicklung, welche die Lösung dieser Aufgabe inzwischen genommen hatte, mit einer Befriedigung zurückblickte, welche den Abend Seines Lebens verschönt und beleuchtet hat. Es trug dazu namentlich in den letzten Wochen die Thatsache bei, daß mit einer seltenen Einstimmigkeit aller Dynastien, aller verbündeten Regierungen, aller Stämme in Deutschland, aller Abteilungen des Reichstages dasjenige beschlossen wurde, was für die Sicherstellung der Zukunft des Deutschen Reiches auf jede Gefahr hin, die uns bedrohen könnte, als Bedürfnis von den verbündeten Regierungen empfunden wurde. Diese Wahrnehmung hat Se. Majestät mit großem Troste erfüllt, und noch in der letzten Beziehung, die ich zu meinem dahingeschiedenen Herrn gehabt habe — es war gestern — hat Er darauf Bezug genommen, wie Ihn dieser Beweis der Einheit der gesamten deutschen Nation, wie er durch die Volksvertretung hier verkündet worden ist, gestärkt und erfreut hat.

Ich glaube, meine Herren, es wird für Sie alle erwünscht sein, dieses Zeugnis, das ich aus eigner Wahrnehmung für die letzten Stimmungen unsers dahingeschiedenen Herrn ablegen kann, mit in Ihre Heimat zu nehmen, weil jeder einzelne von Ihnen einen Anteil an dem Verdienste hat, welches dem zu Grunde liegt.

Meine Herren, die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im

Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unsrer Nation sein, welches der aus unsrer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von allen, die wir an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt bleibe.

---

4. Briefe Bismarcks.

Briefe an die Schwester Malwine (Frau von Arnim).

1.

Teure Kleine, Norderney, 9/9. 44.[1])

Seit 14 Tagen hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben, ohne bisher in dem Drange der Geschäfte und Vergnügungen dazu gelangen zu können. Wenn Du neugierig bist, welches diese Geschäfte sein möchten, so bin ich wirklich bei der Beschränktheit meiner Zeit und dieses Papieres außer stande, Dir ein vollständiges Bild davon zu entwerfen, da ihre Reihenfolge und Beschaffenheit, je nach dem Wechsel der Ebbe und Flut, täglich die mannigfaltigsten Abänderungen erleidet. Man badet nämlich nur zur Zeit des höchsten Wassers, weil dann der stärkste Wellenschlag ist, eine Zeit, die zwischen 6 morgens und 6 abends täglich um eine Stunde später eintritt — und in angenehmer Abwechselung die Vorzüge eines windkalten, regnichten Sommermorgens bald in Gottes herrlicher Natur unter den erhebenden Eindrücken von Sand und Seewasser genießen läßt, bald in meines Wirtes Meuse Omme Fimmen fünf Fuß langem Bett unter den behaglichen Empfindungen, die das Liegen auf einer Seegrasmatratze in mir zu erwecken pflegt. Ebenso wechselt die table d'hôte ihrer Zeit nach zwischen 1 und 5 Uhr, ihren Bestandteilen nach zwischen Schellfisch, Bohnen und Hammel an den ungraden, und Seezunge, Erbsen und Kalb an den graden Tagen des Monats, woran sich im ersten Falle süßer Gries mit Fruchtsauce, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit

---

1) Vgl. unsere Lebensgeschichte Bismarcks S. 7.

das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmut und Heimweh füllt, denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war, sie muß ein herrliches Gemüt haben, oder das Schicksal war ungerecht gegen sie, auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Graf B...., eine jener Gestalten, die uns im Traum erscheinen, wenn wir schlafend übel werden; ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches halte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier; ein guter Junge, gebaut wie ein Stiefelknecht, langer schlanker Leib und kurze krumme Beine. Die meisten Leute sind schon abgereist, und unsere Tischgesellschaft ist von 2 bis 300 auf 12 bis 15 zusammengeschmolzen. Ich selbst habe mein Deputat an Bädern nun auch weg und werde mit dem nächsten Dampfschiff, welches übermorgen den 11. erwartet wird, nach Helgoland abgehn und von dort über Hamburg nach Schönhausen kommen. Ich kann indes den Tag meiner Ankunft nicht bestimmen, weil es nicht gewiß ist, daß das Dampfschiff übermorgen kommt; in den Bekanntmachungen ist zwar diese Fahrt angesetzt, sie pflegen aber die letzten Reisen, wie man mir sagt, oft fortzulassen, wenn sie keine hinreichende Anzahl von Passagieren erwarten, um ihre Kosten zu decken. Die Bremer Dampfschiffe gehen schon lange nicht mehr, und zu Lande mag ich nicht reisen, weil die Wege so schlecht sind, daß man erst am dritten Tage nach Hannover kommt, auch sind die Postwagen abscheulich. Wenn also das Dampfboot übermorgen ausbleibt, so beabsichtige ich den Donnerstag mit einem Segelboot nach Helgoland zu fahren; von dort ist zweimal wöchentlich Verbindung nach Hamburg, ich weiß aber nicht, an welchen Tagen. Der Vater schrieb mir, daß Ihr am 15. nach Berlin gehn würdet; wenn ich mich also in Hamburg überzeuge, daß ich nicht bis zum 15. per Dampf bei Euch eintreffen kann, so werde ich das Potsdamer Boot zu benutzen suchen und direkt nach Berlin gehen, um mit Euch für Kunst

und Industrie zu schwärmen. Wenn Du diesen Brief noch zeitig genug erhältst, was ich bei der Langsamkeit der hiesigen Posten kaum glaube, so könntest Du mir mit zwei Zeilen nach Hamburg, alte Stadt London, Nachricht geben, ob Vater seinen Reiseplan etwa geändert hat. ... Das Baden gefällt mir hier sehr, und so einsam es ist, bleibe ich nicht ungern noch einige Tage. Der Strand ist prächtig, ganz flach, ebener, weicher Sand ohne alle Steine, und Wellenschlag, wie ich ihn weder in der Ostsee noch bei Dieppe je gesehen habe. Wenn ich eben noch bis an die Kniee im Wasser stehe, so kommt eine haushohe Welle (die Häuser sind hier nicht so hoch wie das Berliner Schloß), dreht mich zehnmal rundum und wirft mich 20 Schritt davon in den Sand, ein einfaches Vergnügen, dem ich mich aber täglich con amore so lange hingebe, als es die ärztlichen Vorschriften irgend gestatten. Mit der See habe ich mich überhaupt sehr befreundet; täglich segle ich einige Stunden, um dabei zu fischen und nach Delphinen und Seehunden zu schießen; von letzteren habe ich nur einen erlegt; ein so gutmütiges Hundegesicht, mit großen schönen Augen, daß es mir ordentlich leid that. Vor 14 Tagen hatten wir Stürme von seltener Heftigkeit; einige zwanzig Schiffe aller Nationen sind an den Inseln hier gestrandet, und mehrere Tage lang trieben unzählige Trümmer von Schiffen, Utensilien, Waren in Fässern, Leichen, Kleider und Papiere an. Ich selbst habe eine kleine Probe gehabt, wie Sturm aussieht; ich war mit einem fischenden Freunde, Tonke Hams, in vier Stunden nach der Insel Wangerog gefahren, auf dem Rückwege wurden wir in dem kleinen Boot 24 Stunden umhergeschaukelt und hatten schon in der ersten keinen trockenen Faden an uns, obgleich ich in einer angeblichen Kajüte lag; zum Glück waren wir mit Schinken und Portwein hinreichend verproviantiert, sonst wäre die Fahrt sehr verdrießlich gewesen. Herzliche Grüße an Vater und meinen Dank für seinen Brief, desgl. an Antonie und Arnim. Leb wohl, mein Schatz, mein Herz.

Dein treuer Bruder

Bismarck.

2.

Ma soeur!

... Nach Eurer Abreise habe ich das Haus natürlich sehr einsam gefunden, und ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obenein unverehelichte, sich rücksichtslos verheiraten und thun, als wenn sie nur in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen, eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiß. Nachdem ich das Unfruchtbare dieser Betrachtungen eingesehen hatte, erhob ich mich von dem grünledernen Stuhl, auf dem Du mit Miß und Oskar zu küssen und zu flüstern pflegtest, und stürzte mich köpflings in die Wahlumtriebe, aus denen ich mit der Überzeugung hervorging, daß 5 Stimmen auf Tod und Leben und 2 mit einiger Lauheit für mich aufzutreten geneigt waren, dazu 4 für Krug, 16—18 für Arnim und 12—15 für Alvensleben, überall sagte man mir: ja, wenn wir es Alvensleben nicht schuldig wären oder wenn wir Sie früher gekannt hätten u. s. w. Da ich nun Arnim ... nicht leiden mag, so bin ich ganz zurückgetreten ... Nächstdem lebe ich hier mit dem Vater lesend, rauchend und spazierengehend, helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen eine Komödie mit ihm, die es ihm gefällt Fuchsjagd zu nennen; wir gehn nämlich bei starkem Regen, oder jetzt 6 Grad Frost, mit Ihle, Bellin und Karl hinaus, umstellen mit aller jägermäßigen Vorsicht, lautlos unter sorgfältiger Beachtung des Windes einen Kieferbusch, von dem wir alle, und vielleicht auch der Vater, unumstößlich überzeugt sind, daß außer einigen Holz suchenden Weibern kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehn Ihle, Karl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von seiten Ihles, durch den Busch, der Vater steht regungslos und aufmerksam mit schußfertigem Gewehr, genau als wenn er wirklich ein Tier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: „hu, la, la, he, he, faßt, häh häh!“ in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts ge-

sehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Verwunderung im Tone: nein, nicht das Mindeste! Dann gehn wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem andern Busch, dessen vermutliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno. So geht es 3—4 Stunden lang, ohne daß in Vater, Ihle und Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint. Außerdem besehn wir täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, vergleichen stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Übereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachthut, wenn die andern a tempo ausgeschlagen haben. Karl V. war ein dummer Kerl! Du begreifst, daß bei so mannigfaltigen Beschäftigungen mir nur wenig Zeit bleibt, Predigers pp. zu besuchen; da sie keine Stimme im Kreistage haben, so bin ich auch noch gar nicht dagewesen, es war nicht möglich. Bellin ist seit drei Tagen voll von einer Reise nach Stendal und Bismark, die er gemacht, und von der Post, die er versäumt hat. Die Elbe geht mit Eis, der Wind ist Ost-Süd-Ost, das neueste Quecksilber aus Berlin zeigt — 8^0, Barometer in steigender Bewegung 28,8. Ich teile Dir dies mit, um Dir ein Beispiel zu geben, wie Du dem Vater in Deinen Briefen mehr von den kleinen Begebenheiten Deines Lebens schreiben möchtest, die ihm unendlich viel Spaß machen; wer bei Euch und Kurts gewesen ist, wen Ihr besucht, was Ihr gegessen habt, was die Pferde machen, wie die Bedienung sich aufführt, ob die Thüren knarren, und die Fenster dicht sind, kurz, Thatsachen, Fakta. Ferner mag er's nicht leiden, daß er Papa genannt wird, er liebt den Ausdruck nicht, avis au lecteur! Antonie hat ihm zu seinem Geburtstage einen recht hübschen Brief geschrieben und eine grüne Börse geschenkt, worüber Papa sehr gerührt war und zwei Seiten lang antwortete. Rohrs sind neulich hier durchgefahren, ohne etwas von sich merken zu lassen, nachdem sie im Kruge in Hohen-Göhren zwei Stunden gefüttert und mit Frau und Kindern bei zehn rauchenden Bauern in der Bierstube ge-

sessen haben. Bellin behauptet, sie wären mit uns brouilliert — das wäre hart und würde mir meinen liebsten Umgang verkümmern. Der Vater läßt vielmals grüßen und wird mir bald nach Pommern folgen, er meint gegen Weihnachten. Übermorgen Abend ist in Genthin café dansant, den ich en passant besuchen werde, um noch schließlich gegen den alten Landrat zu intrigieren und auf mindestens vier Monat vom Kreise Abschied zu nehmen. L. C. habe ich kennen gelernt, sie hat Augenblicke, wo sie bildhübsch ist, wird aber früh den Teint verlieren und rot werden; ich bin 24 Stunden in sie verliebt gewesen ... Grüß Oskar herzlich und leb wohl, mein Engel, häng den Brauthund nicht beim Schwanz auf und empfiehl mich Kurts. Bist Du am 8. nicht in A(ngermünde), so soll Dich! à tantôt. Ganz Dein eigener for ever

Schönhausen, 4. 12. 44 Abends 9½.

Bismarck.

3.

Frankfurt, 12. Nov. 1858.

Geliebte Malle!

Dein Brief war mir eine unverhoffte Freude; in der Adresse sah er ganz wie einer von Johanna aus, und ich wunderte mich, wie die nach der Uckermark gekommen wäre. Ich bin nicht eher zum Antworten gekommen, teils Geschäfte, Erkältung, Jagd nahmen meine Zeit in Anspruch, teils wußte ich selbst nicht, was ich Dir über die neue Erscheinung am politischen Himmel schreiben sollte, was ich nicht auch über den Kometen hätte sagen können. Eine interessante Erscheinung, deren Eintritt mir unerwartet, deren Zweck und Beschaffenheit mir noch unbekannt ist. Doch die Laufbahn des Kometen berechneten unsere Astronomen ziemlich genau, und das dürfte ihnen in Betreff des neuen politischen Siebengestirns ohne Heydt und Simons schwer werden. Johanna ist heut früh mit den Kindern hier eingetroffen, Gott sei Dank gesund, aber nicht heiter. Sie ist niedergedrückt von allen den politischen Ängsten, die man ihr in Pommern

und Berlin eingeflößt hat, und ich bemühe mich vergebens, ihr die gebührende Heiterkeit einzuflößen. Es ist der natürliche Verdruß der Hausfrau auch dabei im Spiel, wenn es zweifelhaft wird, ob man in einem eben mit Mühe und Kosten neu eingerichteten Hause bleiben wird. Sie kam mit dem Glauben hier an, daß ich den Abschied sofort nehmen würde. Ich weiß nicht, ob man ihn mir nicht ungefordert giebt, oder mich so versetzt, daß ich ihn anstandshalber nehmen muß. Bevor ich es aber freiwillig thue, will ich doch erst abwarten, daß das Ministerium Farbe zeigt.

Wenn die Herren die Fühlung der konservativen Partei behalten, sich aufrichtig um Verständigung und Frieden im Innern bemühen, so können sie in unsern auswärtigen Verhältnissen einen unzweifelhaften Vorzug vor Manteuffel haben, und das ist mir viel wert; denn wir „waren heruntergekommen und wußten doch selber nicht wie". Das fühlte ich hier am empfindlichsten. Ich denke mir, daß man den Fürsten von H(ohenzollern) gerade deshalb an die Spitze gestellt hat, um eine Garantie gegen eine Parteiregierung und gegen Rutschen nach links zu haben. Irre ich mich darin, oder will man über mich lediglich aus Gefälligkeit für Stellenjäger disponieren, so werde ich mich unter die Kanonen von Schönhausen zurückziehen und zusehen, wie man in Preußen auf linke Majoritäten gestützt regiert, mich auch im Herrenhause bestreben, meine Schuldigkeit zu thun. Abwechselung ist die Seele des Lebens, und hoffentlich werde ich mich um zehn Jahre verjüngt fühlen, wenn ich mich wieder in derselben Gefechtsposition befinde, wie 48—49. Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr mit einander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen, oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu depensieren, keine Minute in der Wahl beirren. Zu leben habe ich, nach meinen Bedürfnissen, und wenn mir Gott Frau und Kind gesund erhält wie bisher, so sage ich: „vogue la galère", in welchem Fahrwasser es auch sein mag. Nach 30 Jahren wird es mir wohl gleichgiltig sein, ob ich jetzt Diplomat oder Landjunker spiele, und bisher hat die Aussicht auf frischen ehrlichen Kampf, ohne durch irgend eine amtliche

Fessel geniert zu sein, gewissermaßen in politischen Schwimmhosen, fast ebensoviel Reiz für mich, als die Aussicht auf ein fortgesetztes Regime von Trüffeln, Depeschen und Großkreuzen. Nach neune ist alles vorbei, sagt der Schauspieler. Mehr als diese meine persönlichen Empfindungen kann ich Dir bisher nicht melden, das Rätsel vom 6. steht auch mir noch ungelöst gegenüber ... Eine besondere Freude habe ich einstweilen am Bunde; alle die Herren, die noch vor sechs Monaten meine Abberufung als Erfordernis der deutschen Einheit verlangten, zittern jetzt bei dem Gedanken, mich hier zu verlieren: Usedom winkt als Schreckbild 48er Reminiscenz, und sie sind wie ein Taubenschlag, der den Marder merkt, so verängstigt vor Demokratie, Barrikade, Parlament und Radowitz. — Rechberg sinkt mir gerührt in die Arme und sagt mit krampfhaftem Händedruck: „wir werden wieder auf ein Feld gedrängt werden." Der Franzose natürlich, aber selbst der Engländer sieht uns für Brandstifter an, und der Russe fürchtet, daß der Kaiser an unserm Beispiel in seinen Reformplänen irre werden würde. Ich sage allen natürlich: „Nur ruhig Blut, die Sache wird sich schon machen," und habe die Genugthuung, daß sie antworten: „Ja, wenn Sie hier blieben, da hätten wir eine Garantie, aber Usedom!" Wenn dem nicht die Ohren in diesen Tagen Frankfurtisch klingen, so hat er kein Trommelfell. Er ist hier in acht Tagen aus einem achtbaren liberal Konservativen in der Einbildung seiner eventuellen Kollegen zu einem brandrot getigerten Helfershelfer von Kinkel und d'Ester degradiert. Der Bamberger Diplomat spricht von einer kontinentalen Assekuranz gegen preußische Brandstiftung, Dreikaiserbündnis gegen uns und neues Olmütz mit „thatsächlichen Garantien". Kurz, es fängt an, weniger langweilig in der politischen Welt zu werden. Meine Kinder rufen: „Pietsch kommt", in der Freude, daß ich einen Schönhauser Diener dieses Namens habe, und es scheint, daß die Ankunft dieses Pietsch und des Kometen in der That nicht ohne Vorbedeutung war. Lebe herzlich wohl, mein sehr Geliebtes, und grüße Oskar; er soll nur die Ohren nicht hängen lassen, es ist doch alles Kaff.

4.

Petersburg, 19/31. März 1859.

Mein liebes Schwesterherz!

Seit vorgestern früh bin ich hier im Hotel Demidoff warm und trocken untergebracht, aber nicht ohne Anstrengung bin ich so weit gelangt. Kaum hatte ich heute vor acht Tagen Königsberg passiert, so stellte sich das lebhafteste Schneegestöber ein, und ich habe seitdem die natürliche Farbe der Erdoberfläche noch nicht wieder gesehen. Schon bei Insterburg fuhr ich mit Kurierpferden 1 Stunde auf die Meile. In Wirrballen fand ich eine Mallepost, deren Inneres aber zu eng für meine Länge war, ich tauschte daher mit Engel und habe die ganze Reise im Außensitz gemacht, der vorn offen ist; schmale Bank mit spitzwinkliger Anlehnung, so daß, auch abgesehen von der Kälte, die nachts bis 12° stieg, nicht zu schlafen war. Ich beharrte in dieser Lage von Freitag früh bis Montag Abend, und außer der ersten und letzten Eisenbahnnacht habe ich von Mittwoch früh bis Dienstag Abend nur 3 Stunden in Kowno und 2 Stunden auf einem Sopha eines Stationshauses geschlafen. Die Haut im Gesicht blätterte mir ab, als ich ankam. Die Fahrt dauerte so lange wegen tiefen Schnees, der frisch gefallen war, ohne Schlittenbahn zu machen; mehrmals mußten wir aussteigen und zu Fuß gehen, weil 8 Pferde den Wagen absolut stecken ließen. Die Düna war gefroren, hatte aber ½ Meile aufwärts eine offene Stelle, wo wir übergingen; die Wilia trieb mit Eis, der Niemen offen. Mitunter fehlten Pferde, weil alle Posten 8 und 10 nahmen, statt der sonstigen 3 und 4, unter 6 habe ich nirgend gehabt, und der Wagen war nicht überschwer. Kondukteur, Postillon und Verräter (Vorreiter) thaten ihr Mögliches, sodaß ich mich der Pferdeschinderei selbst widersetzte. Glatte Berge waren das übelste Hindernis, besonders bergab stürzten mitunter alle 4 Hinterpferde im Knäuel übereinander, nur der Verräter (Vorreiter) auf dem rechten der beiden Vorderpferde fiel nie, und kaum waren sie wieder auf, so ging es in der gestreckten Karrière mit dem

hochbepackten Wagen vorwärts, bergab und über Brücken immer, was sie winden konnten, mit Geschrei und Knallen; es mag ganz richtig sein, denn die Pferde fielen nur im Schritt; wenn sie aber bei diesen werstlangen Galoppaden auf abschüssigen Dämmen gefallen wären, so waren auch wir der reine Schlippenbach vom Prinzen Karl. Das ist nun vorbei, und macht mir Spaß, erlebt zu haben. Hier steht die Newa fest wie Granit, seit gestern ist aber Tauwetter mit Sonnenschein. Daß die Stadt schön, ist bekannt, wenn ich mich aber dem Gefühl des Wunderns hingebe, so würde es über die außerordentliche Belebtheit der Straßen sein; ungeachtet ihrer Breite gehören gute Kutscher dazu, um immer im Trabe sich durchwinden zu können, so wimmelt es von Wagen; die Schlitten verschwanden gestern. Meine Kommissionen habe ich alle schon vorgestern besorgt; die Adresse für Schenk wird in der Kanzlei geschrieben. Ich kam hier unerwartet an.

5.

Peterhof, 1/13. Juli 60.

Geliebte Malle!

Wie mitunter in den Bundestagssitzungen, so fällt mir auch hier für einen müßigen Moment keine angenehmere Verwendung ein, als Dir eine Zeile Nachricht über mein Befinden zu geben. Ich habe, in der Meinung, daß um acht Uhr ein Schiff nach Petersburg ginge, bis halb sieben bei Tische gesessen, genau lange genug, um nun bis zehn Uhr warten zu müssen, der Plan ist seit heut geändert, statt acht gehen sie um halb sieben und zehn. Es läßt sich hier aber aushalten, reizendes Wetter heut, Aussicht übers Grüne und auf die See aus einem wohl eingerichteten Eckzimmer des Schlosses, Musik zur Feier des kaiserlich-mütterlichen Geburtstages und ein guter Wagen, in dem ich noch eine Stunde spazieren fahren werde. Peterhof ist das Juwel der hiesigen Umgegend und als Park wie als Landschaft auch für den West-Europäer erfreulich zu sehen, etwas wie Gegend von Danzig und Zoppot, die Du natürlich wieder nicht kennst, und Rügen auch nicht, letzteres ist im Stil aber schöner.

Mit meinem Befinden geht es über Erwarten gut, seit ich im eignen Hause wohne; Deine Liebenswürdigkeit hat mir diesen Mangel in Berlin einigermaßen ersetzt; aber das grüne Gasthofszimmer und das ganze Provisorische meiner Existenz lastet noch drückend auf meinem Gedächtnis. Mir ist zu Mute wie einem alten Pensionär, der mit den Händeln dieser Welt abgeschlossen hat, oder doch wie einem früher ehrgeizigen Militär, der den Hafen einer guten Kommandantur erreicht hat, und mir ist, als könnte ich hier lange zufriedene Jahre hindurch meinem Ende entgegenreisen. Bis zwölf habe ich jeden Morgen mit Karlsbader, Spazieren, Frühstücken, Anziehen zu thun, von da bis fünf giebt mir der Dienst grade genug regelmäßige Arbeit, um mich nicht überflüssig in der Welt zu fühlen. Das Mittag schmeckt mir vortrefflich, am besten das, was ich nicht essen darf, von acht bis zehn reite ich, ebenfalls par ordonnance du médecin, und lese dann bis zwölf, mit dem begleitenden Genusse der gemeinen Lazarettpflaume, die eingegangenen Zeitungen und Depeschen. So halte ich's noch lange aus, vorausgesetzt, daß es mir gelingt, den Standpunkt des beobachtenden Naturforschers unserer Politik gegenüber festzuhalten. Gestern hat Johanna ihren ersten Eintritt in die Gesellschaft gemacht, da ich um zwölf im Bett sein soll und man vor elf nicht kommt, so war's kurz; die Kur ist mir sonst willkommener Vorwand, mir alle Geselligkeit vom Leibe zu halten. Heut war ich hier zur Tafel; das sind die einzigen Unregelmäßigkeiten, seit die erste Bewillkommnung am Hofe vorbei ist. Der Kaiser war sehr herzlich beim Wiedersehen, umarmte mich und hatte eine unverkennbar aufrichtige Freude, daß ich wieder da war.

6.

Zarskoe-Selo, 4. Oktober 1860.

Mein geliebtes Herz!

Ich muß aus dem geschäftlichen Uhrwerk herausgerissen werden und durch kaiserlichen Befehl eine Mußestunde zudiktiert erhalten, um mich einmal besinnen und Dir schreiben zu können.

Das alltägliche Leben nimmt mich von dem Augenblick der ersten Frühstücktasse bis gegen 4 ziemlich ruhelos in Anspruch, mit Arbeit aller Art, an Papier und Mensch, und dann reite ich bis 6; nach dem Essen aber nähere ich mich dem Tintenfaß auf ärztliches Verlangen nur mit Vorsicht im äußersten Notfalle, lese dagegen alles, was an Akten und Zeitungen eingegangen ist, und gehe um Mitternacht zu Bett, meist erheitert und kontemplativ gestimmt über die sonderbaren Ansprüche, welche der Preuße in Rußland an seinen Gesandten macht. Vor dem Einschlafen denke ich dann auch an die beste meiner Schwestern, aber an diesen Engel zu schreiben gelingt mir nur, wenn ich um 1 zur Audienz hierher befohlen werde und dazu schon den Zug um 10 benutzen muß. So bleiben 2 Stunden, während deren man mich in die jetzt leere Wohnung der schönsten aller Großmütter, der Fürstin ** einquartiert hat, wo ich Dir schreibe und Papiros rauche, bis mich ein Besuch oder das Frühstück stören wird. Ich sehe über den Tisch aus dem Fenster, bergab, über Birken und Ahorn, in deren Laub rot und gelb schon das Grün beherrschen. Dahinter die grasgrünen Dächer des Städtchens, links von einer Kirche mit fünf goldenen Türmen in Zwiebelform überragt, und das Ganze am Horizont eingefaßt von der endlosen Busch-, Wiesen- und Waldebene, hinter deren braun-grau-blauen Schattierungen irgendwo mit einem Fernrohr die Isaakskirche von Petersburg zu sehn sein mag. Ein charakteristisches Landschaftsbild, aber unter dem kalten grauen Himmel fast mehr als herbstlich, jedenfalls eine sehr nördliche Herbstlandschaft. Gestern ist der junge Großfürst Paul geboren und in acht Tagen wird die vielverschobene Reise nach Warschau nun wohl angetreten werden. Ich bleibe hoffentlich hier, ich habe wenigstens geschrieben, daß ich die allgemeine übliche Dienstpraxis des Empfangens an der Grenze bei hiesigen Entfernungen nicht anwendbar hielte und nur auf besonderen Befehl kommen würde. Ich fühle mich, Gott sei Dank, sehr viel wohler als im Frühjahr, aber so ganz traue ich meiner Gesundheit doch nicht, und das dortige Hofleben mit täglichen stehenden Bällen bis 3 Uhr und seiner

ganzen Ruhelosigkeit wird eine harte Probe auch für gesundere Leute sein. Nach dem langen Umhertreiben seit Anfang 59 ist mir das Gefühl, mit den Meinigen zusammen irgendwo wieder wirklich zu wohnen, so wohlthuend, daß ich mich schwer von der Häuslichkeit losreiße, wenigstens, bis es wieder Sommer ist, möchte ich ruhig, wie der Dachs, im Bau liegen. Johanna und den Kindern geht es, Gottlob, wohl, nachdem Bill uns einige Zeit geängstigt hatte, wie Dir Johanna geschrieben haben wird; aber der Lehrer und Josephine, die Bonne, liegen im Bett; ganz ohne ist man niemals, und der Doktor bleibt Stammgast. Gott gebe, daß in Deinem Hause alles Leiden gründlich vergangen ist! Man meldet mir eben Tolstoi den Oberhofmeister, und ich weiß nicht, ob ich dazu komme, diese Zeilen hier oder in Petersburg bis übermorgen weiter zu spinnen, wo der Adler abgeht, da ich viel Depeschen zu schreiben habe bis dahin.

Briefe an die Gemahlin.

7.

Szolnok, 27/6. 52.[1])

In den vorhandenen Atlanten wirst Du eine Karte von Ungarn finden, auf dieser einen Fluß Theiß und, wenn Du dann über Szegedin hinauf nach der Quelle suchst, einen Ort Szolnok. Ich bin gestern mit Eisenbahn von Pesth nach Alberti-Irza gefahren, wo ein Fürst W. in Quartier liegt, der mit einer Prinzessin v. M. verheiratet ist. Dieser machte ich meine Aufwartung, um * * Nachricht von ihrem Ergehen bringen zu können. Der Ort liegt am Rande der ungarischen Steppen zwischen Donau und Theiß, welche ich mir spaßeshalber ansehen wollte. Man ließ mich nicht ohne Eskorte reisen, da die Gegend durch berittene Räuberbanden, hier Betyaren genannt, unsicher gemacht wird. Nach einem komfortabeln Frühstück unter dem Schatten einer Schönhausischen Linde bestieg

1) Vgl. unsere Lebensgeschichte Bismarks S. 19.

ich einen sehr niedrigen Leiterwagen mit Strohsäcken und drei Steppenpferden davor, die Ulanen luden ihre Karabiner, saßen auf, und fort ging's in sausendem Galopp. Hildebrand und ein ungarischer Lohndiener auf dem Vordersack, und ein Kutscher, ein dunkelbrauner Bauer mit Schnurrbart, breitrandigem Hut, langen speckglänzenden schwarzen Haaren, einem Hemd, das über dem Magen aufhört und einen handbreiten, dunkelbraunen Gurt eigener Haut sichtbar läßt, bis die weißen Hosen anfangen, von denen jedes Bein weit genug zu einem Weiberrock ist, und die bis an die Kniee reichen, wo die gespornten Stiefel anfangen. Denke Dir festen Rasengrund, eben wie der Tisch, auf dem man bis an den Horizont meilenweit nichts sieht, als die hohen, kahlen Bäume der für die halbwilden Pferde und Ochsen gegrabenen Ziehbrunnen (Püttschwengel), tausende von weißgrauen Ochsen mit armlangen Hörnern, flüchtig wie Wild, von zottigen, unansehnlichen Pferden, gehütet von berittenen, halbnackten Hirten mit lanzenartigen Stöcken, unendliche Schweineherden, unter denen jederzeit ein Esel, der den Pelz (bunda) des Hirten trägt und gelegentlich ihn selbst, dann große Scharen von Trappen, Hasen, hamsterartige Zeisel, gelegentlich an einem Weiher mit salzhaltigem Wasser wilde Gänse, Enten, Kiebitze waren die Gegenstände, die an uns und wir an ihnen vorüberflogen während der drei Stunden, die wir auf 7 Meilen bis Ketskemet fuhren, mit etwas Aufenthalt in einer Csarda (einsames Wirtshaus). Ketskemet ist ein Dorf, dessen Straßen, wenn man keine Bewohner sieht, an das kleine Ende von Schönhausen erinnern, nur hat es 45 000 Einwohner, ungepflasterte Straßen, niedrige, orientalisch gegen die Sonne geschlossene Häuser mit großen Viehhöfen. Ein fremder Gesandter war da eine so ungewöhnliche Erscheinung, und mein magyarischer Diener ließ die Excellenz so rasseln, daß man mir sofort eine Ehrenwache gab, die Behörden sich meldeten und Vorspann requiriert wurde. Ich brachte den Abend mit einem liebenswürdigen Offizierkorps zu, die darauf bestanden, daß ich auch ferner Eskorte mitnehmen müsse, und mir eine Menge Räubergeschichten erzählten. Grade in der Gegend, nach der ich reiste,

sollten die übelsten Raubnester liegen, an der Theiß, wo die Sümpfe und Wüsten ihre Ausrottung fast unmöglich machen. Sie sind vortrefflich beritten und bewaffnet, diese Betyaren, überfallen in Banden von 15 bis 20 die Reisenden und die Höfe und sind am andern Tage 20 Meilen davon. Gegen anständige Leute sind sie höflich. Ich hatte den größten Teil meiner Barschaft bei Fürst W. gelassen, nur etwas Wäsche bei mir und hatte eigentlich einen Kitzel, diese Räuber zu Pferde, in großen Pelzen, mit Doppelflinten in der Hand und Pistolen im Gurt, deren Anführer schwarze Masken tragen und zuweilen dem kleinen Landadel angehören sollen, näher kennen zu lernen. Vor einigen Tagen waren mehrere Gendarmen im Gefecht mit ihnen geblieben, dafür aber zwei Räuber gefangen und in Ketskemet standrechtlich erschossen worden. Dergleichen erlebt man in unseren langweiligen Gegenden gar nicht. Um die Zeit, wo Du heut morgen aufwachtest, hast Du schwerlich gedacht, daß ich in dem Augenblick in Kumanien in der Gegend von Felegyhaza und Csonigrad mit Hildebrand in gestrecktem Galopp über die Steppe flog, einen liebenswürdigen, sonnenverbrannten Ulanenoffizier neben mir, jeder die geladenen Pistolen im Heu vor sich liegend, und ein Kommando Ulanen, die gespannten Karabiner in der Faust, hinterher jagend. Drei schnelle Pferdchen zogen uns, die unweigerlich Rosa und Csillak (Stern) und das nebenlaufende Betyar (Vagabund) heißen, von dem Kutscher ununterbrochen bei Namen und in bittendem Ton angeredet werden, bis er den Peitschenstiel quer über den Kopf hält, und mega, mega (halt an) ruft, dann verwandelt sich der Galopp in sausende Karrière. Ein sehr wohlthuendes Gefühl! Die Räuber ließen sich nicht sehen; wie mir mein netter brauner Lieutnant sagte, würden sie schon vor Tagesanbruch gewußt haben, daß ich unter Bedeckung reiste, gewiß aber seien welche von ihnen unter den würdig aussehenden stattlichen Bauern, die uns auf den Stationen aus den gestickten, bis zur Erde gehenden Schafpelzmänteln ohne Ärmel ernsthaft betrachteten und mit einem ehrenfesten istem adiamek (gelobt sei Gott) begrüßten. Die Sonnenhitze war glühend den ganzen

Tag, ich bin im Gesicht wie ein Krebs so rot. Ich habe 18 Meilen in 12 Stunden gemacht, wobei noch 2 bis 3 Stunden, wenn nicht mehr, auf Anspannen und Warten zu rechnen sind, da die 12 Pferde, die ich brauchte, für uns und die Bedeckung erst gefangen werden mußten. Dabei waren vielleicht $^1/_3$ des Weges tiefster Mahlsand und Dünen, wie bei Stolpmünde. Um 5 kam ich hier an, wo ein buntes Gewühl von Ungarn, Slovaken, Wallachen die Straßen (Sz. ist ein Dorf von etwa 6000 Einwohnern, aber Eisenbahn- und Dampfschiffstation an der Theiß) belebt, und mir die wildesten und verrücktesten Zigeunermelodieen ins Zimmer schallen. Dazwischen singen sie durch die Nase mit weit aufgerissenem Munde, in kranker, klagender Molldissonanz, Geschichten von schwarzen Augen und von dem tapferen Tod eines Räubers, in Tönen, die an den Wind erinnern, wenn er im Schornstein lettische Lieder heult. Die Weiber sind im ganzen gut gewachsen, einige ausgezeichnet schön; alle haben pechschwarzes Haar, nach hinten in Zöpfe geflochten, mit roten Bändern darin. Die Frauen entweder lebhaft grün-rote Tücher oder rotsammetne Häubchen mit Gold auf dem Kopf, ein sehr schön gelbes seidenes Tuch um Schulter und Brust, schwarze, auch urblaue kurze Röcke und rote Saffianstiefel, die bis unter das Kleid gehen, lebhafte Farben, meist ein gelbliches Braun im Gesicht, und große, brennend schwarze Augen; im ganzen gewährt so ein Trupp Weiber ein Farbenspiel, das Dir gefallen würde, jede Farbe am Anzug so energisch, wie sie sein kann. Ich habe nach meiner Ankunft um 5, in Erwartung des Diners, in der Theiß geschwommen, Csardas tanzen sehen, bedauert, daß ich nicht zeichnen konnte, um die fabelhaftesten Gestalten für Dich zu Papier zu bringen, dann Paprika-Händel, Stürl (Fisch) und Tick gegessen, viel Ungar getrunken, geschrieben, und will nun zu Bett gehn, wenn die Zigeunermusik mich schlafen läßt. Gutnacht. Istem adiamek!

8.

Pest, 28. Juni 52.

Wieder sehe ich das Ofener Gebirge, diesmal von der Pester Seite, von unten her. Aus der Ebene, die ich eben verlassen habe, sah man nur an einigen Stellen und bei sehr klarer Luft in 12 bis 15 Meilen Entfernung blaue Karpatenumrisse schimmern. Südlich und östlich blieb die Ebene unabsehbar und geht in erster Richtung bis weit in die Türkei, in der andern nach Siebenbürgen. Die Hitze war heute wieder sengend, sie hat mir die Haut im Gesicht abgeschält. Jetzt ist ein warmer Sturm, der so heftig über die Steppe herkommt, daß die Häuser davon zittern. Ich habe in der Donau geschwommen, mir die prächtige Kettenbrücke von unten angesehen, Besuche gemacht, auf der Promenade sehr gute Zigeuner spielen hören und will nun bald schlafen. Die Gegend am Rande der Pusta, da, wo es anfängt, kultivierter zu werden, erinnert an Pommern, an die Gegend von Rommelow, Romahn und Coseger. Die Zigeuner sind grauschwarz im Gesicht, fabelhaft kostümiert, die Kinder ganz nackend, bis auf eine Schnur Glasperlen um den Hals. Zwei Frauen hatten schön regelmäßige Züge, waren auch reiner und geputzter als die Männer. Wenn die Ungarn einen Tanz noch einmal hören wollen, so rufen sie ganz erstaunt: hody wol? hody? (wie war das? wie?) und sehen sich fragend an, als hätten sie nicht recht verstanden, obschon sie die Musik auswendig wissen. Es ist überhaupt ein seltsam Volk, gefällt mir aber sehr gut. Meine Ulaneneskorte ist doch so übel nicht gewesen. Um dieselbe Zeit, wo ich Ketskemet in südlicher Richtung verließ, gingen 63 Wagen nach Körös nördlich ab. Diese sind 2 Stunden später angehalten und ausgeplündert worden. Einem Obersten, der zufällig vor diesen Wagen fuhr, haben sie, weil er nicht anhalten wollte, einige Schüsse nachgeschickt und ein Pferd durch den Hals geschossen, doch nicht so, daß es stürzte, und da er, im Galopp davonfahrend, nebst 2 Dienern das Feuer erwiderte, haben sie vorgezogen, sich an die übrigen Reisenden zu halten. Sonst haben sie niemand etwas gethan und nur einige Personen geplündert, oder vielmehr ge-

brandschatzt, denn sie nehmen nicht alles, was einer hat, sondern fordern nach Vermögen und nach ihrem eigenen Bedürfnis eine Summe von jedem und lassen z. B. 40 fl., die sie gefordert haben, aus einem Portefeuille mit 1000 fl. ruhig zuzählen, ohne den Überrest anzurühren. Also Räuber, die mit sich reden lassen.

9.

Moskau, 6. Juni 59.

Ein Lebenszeichen will ich Dir wenigstens von hier geben, während ich auf den Samowar warte und sich hinter mir ein junger Russe im roten Hemde mit vergeblichen Heizungsversuchen abmüht; er pustet und seufzt, aber es will nicht brennen. Nachdem ich in letzter Zeit über die sengende Hitze so viel geklagt habe, wachte ich heut zwischen Twer und hier auf und glaubte zu träumen, als ich das Land und sein frisches Grün weit und breit mit Schnee bedeckt erblickte. Ich wundere mich über nichts mehr und drehte mich, nachdem ich über die Thatsache nicht länger im Zweifel sein konnte, rasch auf die andere Seite, um weiter zu schlafen und zu rollen, obschon das Farbenspiel von Grün und Weiß im Morgenrot nicht ohne Reiz war. Ich weiß nicht, ob er bei Twer noch liegt, hier ist er weggetaut und ein kühler, grauer Regen rasselt auf das grüne Blech der Dächer. Grün ist mit vollem Recht die russische Leibfarbe. Von den 100 Meilen hierher habe ich etwa 40 verschlafen, aber die anderen waren in jeder Handbreite grün in allen Schattierungen. Städte und Dörfer, überhaupt Häuser, mit Ausnahme der Bahnhöfe, habe ich nicht bemerkt, buschartige Wälder mit Birken decken Sumpf und Hügel, schöner Graswuchs unter ihnen, lange Wiesen dazwischen, so geht es 10, 20, 40 Meilen fort. Acker erinnere ich mich nicht bemerkt zu haben, auch kein Heidekraut und keinen Sand; einsam grasende Kühe oder Pferde weckten mitunter die Vermutung, daß auch Menschen in der Nähe sein könnten. Moskau sieht von oben wie ein Saatfeld aus, die Soldaten grün, die Kuppeln grün, und ich zweifle nicht, daß die vor mir stehenden Eier von grünen Hühnern gelegt sind.

Du wirst wissen wollen, wie ich eigentlich hierher komme; ich habe mich auch schon danach gefragt und zunächst die Antwort erhalten, daß Abwechslung die Seele des Lebens ist. Die Wahrheit dieses tiefsinnigen Spruches wird besonders einleuchtend, wenn man zehn Wochen lang ein sonniges Gasthofzimmer mit Aussicht auf Steinpflaster bewohnt hat. Außerdem wird man gegen die Freuden des Umziehens, wenn sie sich in kurzer Zeit mehrmals wiederholen, ziemlich abgestumpft, ich beschloß daher, auf selbige zu verzichten, übergab ** alles Papier, gab Engel meine Schlüssel, erklärte, daß ich nach 8 Tagen im Stenbockschen Hause absteigen würde, und fuhr nach dem Moskauer Bahnhofe. Das war gestern Mittag 12, und heut früh um 8 stieg ich hier im Hotel de France ab. Jetzt will ich zunächst eine liebenswürdige Bekannte aus früheren Zeiten besuchen, die etwa 20 Werst von hier auf dem Lande wohnt, morgen abend bin ich wieder hier, besehe Mittwoch und Donnerstag Kreml und dergl. und schlafe Freitag oder Sonnabend in den Betten, welche Engel inzwischen kaufen wird. Langsam anzuspannen und schnell zu fahren, liegt im Charakter dieses Volkes. Vor 2 Stunden habe ich den Wagen bestellt, auf jede Anfrage, die ich seit 1½ Stunde von 10 zu 10 Minuten ergehen lasse, heißt es: sogleich! mit unerschütterlich freundlicher Ruhe, aber dabei bleibt es. Du kennst meine musterhafte Geduld im Warten, aber alles hat seine Grenzen; nachher wird gejagt, daß in den schlechten Wegen Pferd und Wagen brechen und man schließlich zu Fuß anlangt. Ich habe inzwischen 3 Gläser Thee getrunken, mehrere Eier vertilgt, die Heizbemühungen sind auch so vollständig gelungen, daß ich das Bedürfnis fühle, frische Luft zu schöpfen. Ich würde mich aus Ungeduld rasieren, wenn ich einen Spiegel hätte. Sehr weitläufig ist diese Stadt, und sonderbar fremdartig durch ihre Kirchen mit grünen Dächern und unzähligen Kuppeln; ganz anders wie Amsterdam, aber beide sind die originellsten Städte, die ich kenne. Von der Bagage, die man hier im Kupee mitschleppt, hat kein deutscher Kondukteur eine Ahnung; kein Russe ohne zwei wirkliche überzogene Kopfkissen, Kinder in Körben und Massen von Lebensmitteln aller

Art. Ich wurde aus Höflichkeit in ein Schlafkupee komplimentiert, wo ich schlechter situiert war, als in meinem Fauteuil; es ist mir überhaupt wunderlich, soviel Umstände wegen einer Reise zu machen.

10.

San Sebastian, 1. Aug. 62.

Der Weg von Bayonne hierher ist herrlich, links die Pyrenäen, etwas wie Dent du Midi und Moleson, was hier aber Pic und Port heißt, im wechselnden Alpenpanorama, rechts das Meer, Ufer wie bei Genua. Der Übergang nach Spanien ist überraschend, in Behobie, dem letzten französischen Ort, konnte man glauben, ebensogut an der Loire zu sein, in Fuenarabia eine steile Gasse, 12 Fuß breit, jedes Fenster mit Balkon und Vorhang, jeder Balkon mit schwarzen Augen und Mantillen, Schönheit und Schmutz, auf dem Markte Trommeln und Pfeifen und einige hundert Weiber, alt und jung, die unter sich tanzten, während die Männer rauchend und drapiert zusahen. Die Gegend ist bis hierher außerordentlich schön, grüne Thäler und waldige Hänge, darüber phantastische Linien von Festungswerken, Reihe hinter Reihe; Buchten der See mit ganz schmalen Einfahrten, die wie Salzburger Seen in Bergkesseln, tief ins Land schneiden. Aus meinem Fenster sehe ich auf eine solche, durch eine Felseninsel gegen die See abgeschlossen, von Bergen mit Wald und Häusern steil eingerahmt, links unten Stadt und Hafen. Um 10 badete ich und nach dem Frühstück gingen oder schlichen wir durch die Hitze auf den Berg der Citadelle und saßen lange auf einer Bank, einige 100 Fuß unter uns die See, neben uns eine schwere Festungsbatterie mit einer singenden Schildwache. Dieser Berg oder Fels wäre eine Insel, wenn ihn nicht eine niedrige Landzunge mit dem Festlande verbände. Die Landzunge scheidet zwei Meeresbuchten von einander, und so hat man von der Citadelle nach Norden den weiten Blick in die See, östlich und westlich auf die beiden Buchten, wie zwei Schweizerseen, südlich auf die Landzunge mit der Stadt darauf, und dahinter

landwärts himmelhohe Gebirge. Ich wollte Dir ein Bild davon malen können, und wenn wir 15 Jahre jünger wären, so führen wir beide her. Morgen oder übermorgen gehe ich nach Bayonne zurück, bleibe aber einige Tage noch in Biarrits, wo es nicht so schön am Strande ist, wie hier, aber doch hübscher, als ich dachte, und zivilisierter zu leben. Von Berlin und Paris höre ich zu meiner Beruhigung kein Wort. Ich bin sehr sonnenrot und hätte am liebsten eine Stunde heut in der See gelegen; das Wasser trägt mich wie ein Stück Holz, es ist gerade noch kühl genug, um angenehm zu sein. Man ist fast trocken, wenn man in die Anziehhütte kommt, dann setze ich mir den Hut auf und gehe im Peignoir spazieren; 50 Schritt davon baden die Damen, ländlich sittlich. — Douanen und Paßschererereien ohne Ende und unglaubliche Chausseegelder, sonst bliebe ich noch länger hier, anstatt in Biarrits zu baden, wo man ein Kostüm dazu anlegen muß.

11.

Biarrits, 4. August 62.

Ich fürchte, daß ich in unserer Korrespondenz etwas Verwirrung angerichtet habe, weil ich Dich verleitet, zu früh nach Orten zu schreiben, wo ich noch nicht bin. Es wird besser sein, daß Du Deine Briefe nach Paris adressierst, ganz als ob ich dort wäre, die Gesandtschaft schickt sie mir dann nach, und dorthin kann ich schnelle Nachricht geben, wenn ich meinen Reiseplan ändere. Gestern abend bin ich aus St. Sebastian wieder nach Bayonne gelangt, wo ich die Nacht schlief, und sitze hier in einem Eckzimmer des Hotel de l'Europe, mit reizender Aussicht auf die blaue See, die ihren weißen Schaum zwischen wunderlichen Klippen hindurch gegen den Leuchtturm treibt. Ich habe ein schlechtes Gewissen, daß ich so vieles Schöne ohne Dich sehe. Wenn man Dich durch die Luft herführen könnte, so wollte ich gleich noch einmal mit Dir nach St. Sebastian. Denke Dir das Siebengebirge mit dem Drachenfels ans Meer gestellt; daneben den Ehrenbreitenstein, und zwischen beiden dringt ein

Meeresarm etwas breiter als der Rhein ins Land, und bildet hinter den Bergen eine runde Bucht. In dieser badet man in durchsichtig klarem Wasser, so schwer und so salzig, daß man von selber oben auf schwimmt und durch das breite Felsenthor ins Meer sieht, oder landeinwärts, wo die Bergketten immer höher und immer blauer sich überragen. Die Frauen der mittleren und unteren Stände sind auffallend hübsch, mitunter schön; die Männer mürrisch und unhöflich, und die Bequemlichkeiten des Lebens, an die wir gewöhnt sind, fehlen. Die Hitze ist hier nicht schlimmer als dort, und ich mache mir nichts daraus, befinde mich im Gegenteil sehr wohl, Gott sei Dank. Vorgestern war ein Sturm, wie ich nie etwas Ähnliches gesehen habe. Bei einer Treppe von vier Stufen auf dem Hafendamm mußte ich dreimal Anlauf nehmen, ehe es mir gelang, heraufzukommen; Steinstücke und halbe Bäume flogen in der Luft. Ich bestellte dabei leider meinen Platz auf einem Segelschiff nach Bayonne wieder ab, weil ich nicht denken konnte, daß nach vier Stunden alles still und heiter sein würde. So kam ich um eine reizende Seefahrt längs der Küste, blieb einen Tag mehr in St. Sebastian, und fuhr gestern in der Diligence ziemlich unbehaglich eingepackt zwischen niedlichen Spanierinnen, mit denen ich kein Wort sprechen konnte. So viel Italienisch verstanden sie aber doch, daß ich ihnen meine Zufriedenheit mit ihrer Außenseite klar machen konnte. Ich sah mir heut einen Reiseplan an, wie ich von hier, d. h. von Toulouse, per Eisenbahn über Marseille nach Nizza gelange, dann zu Schiff nach Genua, von dort über Venedig, Triest, Wien, Breslau, Posen, Stargard nach Cöslin! wenn nur Berlin erst passierbar ist. Jetzt kann ich nicht gut daran vorbeifahren.

12.

Gastein, 28. Juli 63.

Wie dieser Tag vor 16 Jahren Sonnenschein in mein wüstes Junggesellenleben brachte, so hat er heut auch dieses

Thal damit erfreut, und ich habe es auf einem reizenden Morgenspaziergang zum erstenmal in seiner ganzen Schönheit gesehen. Moritz würde sagen, daß es eine riesige Schüssel mit Grünkohl ist, schmal und tief, die Ränder mit weißen Falleiern rundum besetzt. Steile Wände, einige tausend Fuß hoch, mit Tannen- und Wiesengrün und eingestreuten Sennhütten bis an die Schneegrenze bedeckt, und das Ganze von einem Kranze weißer Spitzen und Bänder umzogen, die der Schnee während der fünf Regentage reichlich bepudert hat und deren untere Grenze die Sonne nun allmählich höher rückt. Dutzende von silbernen Fäden durchziehen das Grün von oben, Wasserbäche, die sich herabstürzen in eiliger Hast, als kämen sie zu spät zu dem großen Fall, den sie mit der Ache zusammen dicht vor meinem Hause bilden. Die Ache ist ein Strom mit etwas mehr Wasser, als die Stolpe bei Strellin, und vollführt einen rasenden Walzer durch ganz Gastein, indem sie einige hundert Fuß in verschiedenen Absätzen zwischen Felsen herabspringt.

Bei diesem Wetter läßt sich leben hier, nur möchte ich gar nichts zu thun haben, immer an den Höhen umherschlendern, mich auf sonnige Bänke setzen, rauchen und die zackigen Schneespitzen durch das Glas ansehen. Gesellschaft ist wenig hier, ich lebe nur mit der Umgebung des Königs in Verkehr, mit der mich Mittag und Thee täglich zusammenführen; die übrige Zeit reicht zum Arbeiten, Schlafen, Baden, Gehen kaum hin. Den alten ** habe ich gestern abend besucht; zugleich mit dem Kaiser, der am 2. erwartet wird, kommt N. N. und wird mir vorklagen, daß das Lügen der Fluch dieser Welt sei.

Ich höre eben, daß der König (dem es sehr wohl geht, nur hat er sich am Hacken durchgegangen und muß leider still sitzen) den Feldjäger bis morgen zurückhält, und mit der Post kommt dieser Brief wohl nicht früher, da er durch das Öffnen einen Tag verlieren würde. Ich lasse ihn also liegen. Der gute Prinz Friedrich ist gestern von seinem Leiden erlöst; es ging dem Könige sehr nah.

13.

Hohenmauth, Montag 9. Juli 1866.

Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor 19 Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durchfuhren? Kein Spiegel zeigte die Zukunft, auch nicht, als ich 1852 mit dem guten Lynar diese Eisenbahn passierte. Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unsern Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn. Die Österreicher stehen in Mähren, und wir sind schon so kühn, daß für morgen unser Hauptquartier da angesagt wird, wo sie heute noch stehen. Gefangene passieren noch immer ein, und Kanonen seit dem 3., bis heut 180. Holen sie ihre Südarmee hervor, so werden wir sie mit Gottes gnädigem Beistande auch schlagen; das Vertrauen ist allgemein. Unsere Leute sind zum Küssen, jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot. Es muß doch ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein. Nachrichten über Bekannte sind schwer zu haben, man liegt meilenweit auseinander, keiner weiß wo der andere, und niemand zu schicken, Menschen wohl, aber keine Pferde. Seit 4 Tagen lasse ich nach Philipp[1]) suchen, der durch einen Lanzenstich am Kopfe leicht verwundet ist, wie G. mir schrieb, aber ich kann nicht entdecken, wo er liegt, und jetzt sind wir schon 8 Meilen weiter. Der König exponierte sich am 3. allerdings sehr, und es war sehr gut, daß ich mit war, denn alle Mahnungen anderer

1) Bismarcks Neffe.

fruchteten nicht, und niemand hätte gewagt, so zu reden, wie ich es mir beim letzten Male, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel von 10 Kürassieren und 15 Pferden vom 6. Kürassier-Regiment neben uns sich blutend wälzte, und die Granaten den Herrn in unangenehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glücke nicht. Es ist mir aber doch lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Er war enthusiasmiert über seine Truppen und mit Recht, so daß er das Sausen und Einschlagen neben sich gar nicht zu merken schien, ruhig und behaglich wie am Kreuzberg, und fand immer wieder Bataillone, denen er danken und guten Abend sagen mußte, bis wir denn richtig wieder ins Feuer hineingeraten waren. Er hat aber so viel darüber hören müssen, daß er es künftig lassen wird, und Du kannst beruhigt sein: ich glaube auch kaum noch an eine wirkliche Schlacht.

Wenn Ihr von jemand keine Nachricht habt, so könnt Ihr unbedingt annehmen, daß er lebt und gesund ist, denn alle Verwundungen von Bekannten erfährt man in längstens 24 Stunden. Mit Herwarth und Steinmetz sind wir noch gar nicht in Berührung gekommen, ich habe also auch Sch. noch nicht gesehen, weiß aber, daß beide gesund sind. G. führt ruhig seine Schwadron mit dem Arm in der Binde. Leb wohl, ich muß in Dienst.

14.

Zwittau in Mähren, 11. Juli 66.

Mir fehlt ein Tintenfaß, da alle besetzt, sonst geht es mir gut, nachdem ich auf Feldbett und Luftmatratze gut geschlafen und durch Brief von Dir um 8 geweckt. Ich war um 11 zu Bett gegangen. Bei Königgrätz ritt ich den großen Fuchs, 13 Stunden im Sattel ohne Futter. Er hielt sehr gut aus, schrak weder vor Schüssen noch vor Leichen, fraß Ähren und Pflaumblätter mit Vorliebe in den schwierigsten Momenten und ging flott bis ans Ende, wo ich müder schien als das Pferd. Mein erstes Lager für die Nacht war auf dem Straßenpflaster

von Horic, ohne Stroh, mit Hilfe eines Wagenkissens. Es lag alles voll Verwundeter; der Großherzog von Mecklenburg entdeckte mich und teilte sein Zimmer dann mit mir, R. und 2 Adjutanten, was mir des Regens wegen sehr erwünscht kam. Was König und Granaten anbelangt, schrieb ich Dir schon. Die Generäle hatten alle den Aberglauben, sie als Soldaten dürften dem Könige von Gefahr nicht reden, und schickten mich, der ich auch Major bin, jedesmal an ihn ab. Bei dem Revolver deckte der aufsteigende Hahn die Visierlinie, und die Kimme oben im Hahn visierte nicht in grader Linie mit Visier und Korn. Laß das T. sagen. Leb wohl, mein Herz, ich muß zu S.

15.

(Dieser Brief ist nicht an seine Adresse gelangt, sondern wurde mit der ganzen Post von Franktireurs aufgefangen und später von einer französischen Zeitung[1]) veröffentlicht.)

Vendresse, 3. September 1870.

Mein liebes Herz!

Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehre heute zurück und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan am 1. erlebt, in der wir gegen 30 000 Gefangene machten und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar le Duc nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußte. Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke und den französischen Generälen über die abzuschließende Kapitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit 3 Adjutanten und 3 zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehen; ich sagte ihm der

---

1) Figaro, 6. August 1872.

Wahrheit gemäß, daß Se. Maj. 3 Meilen davon, an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf Napoleons Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich der Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Orte in der Nähe dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr, von seinen sechs Franzosen, von mir und von Carl, der mir inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen Morgen nach unserer Seite zu. Vor dem Orte wurde es ihm leid, wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehen durch Carl, der meldete, es sei ärmlich und unrein. „N'importe", meinte N., und ich stieg mit ihm eine gebrechliche enge Stiege hinauf. In einer Kammer von 10 Fuß Gevierte, mit einem fichtenen Tische und zwei Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde, die andern waren unten. Ein gewaltiger Kontrast mit unserm letzten Beisammensein, 57 in den Tuilerien. Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten. Ich hatte durch Carl Offiziere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen, zu kommen. Wir schickten dann einen der ersteren auf Rekognoszierung und entdeckten eine halbe Meile davon in Fresnois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Eskorte vom Leib-Kürassier-Regimente, und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral Wimpffen die Kapitulation, vermöge deren 40- bis 60 000 Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem, was sie haben, unsere Gefangenen wurden. Der vor- und gestrige Tage kosten Frankreich 100 000 Mann und einen Kaiser. Heut früh ging letzterer mit all seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöhe bei Kassel ab.

Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demut danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letzteren gegen das kaiserlose Frankreich noch fortführen müssen.

Ich muß schließen. Mit herzlicher Freude ersah ich heut aus Deinen und Marias Briefen Herberts Eintreffen bei Euch.

Bill sprach ich gestern, wie schon telegraphiert, und umarmte ihn angesichts Sr. Majestät vom Pferde herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt. Hans und Fritz Karl sah ich, beide Bülow bei 2. G. Dr. wohl und munter.

Leb wohl, mein Herz. Grüße die Kinder.

Politische Briefe.

16.

An den König.

Ofen, den 25. Juni 1852.

Durch ein Schreiben des Grafen Buol bin ich am 21. cr. eingeladen worden, mich zum 24. bei dem kaiserlichen Hoflager in Ofen einzufinden, um dem Kaiser meine Beglaubigungsschreiben zu überreichen.

Ich habe mich infolgedessen am 23. mit dem Dampfschiffe hierher begeben, wo ich, nachdem meine Herkunft von Wien aus telegraphisch gemeldet worden war, am Landungsplatze eine kaiserliche Equipage und die Nachricht fand, daß Se. Majestät die Gnade gehabt hatte, mir eine Wohnung im Schlosse anzuweisen. Gestern morgen wurde mir durch den Feldmarschall-Leutnant Grafen Grünne die Nachricht, daß der Kaiser mich um 12 Uhr empfangen würde. Nachdem ich vorher einen Besuch bei dem Grafen Buol gemacht, hatte ich die Ehre, zu der genannten Stunde Sr. Majestät das Allerhöchste Beglaubigungsschreiben zu überreichen. Der Kaiser empfing mich allein, während bei den letzten ähnlichen Gelegenheiten die Antrittsaudienz der Gesandten noch in Gegenwart des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten stattgefunden hat. Se. Majestät trug die Uniform Ihres Kürassierregiments mit dem Stern des Schwarzen Adlerordens, sprachen zuerst nach Entgegennahme des Kreditivs den lebhaftesten Dank aus für den Inhalt des

eigenhändigen Schreibens Ew. Königlichen Majestät, welches ich nach Wien zu bringen die Ehre gehabt habe. Se. Majestät fügte hinzu, daß es zu jeder Zeit Ihr aufrichtigstes Bestreben sein würde, auch Ihrerseits die nahen und freundschaftlichen Beziehungen, welche glücklicherweise zwischen beiden Ländern obwalteten, in demselben Sinne, wie Ew. Majestät Schreiben andeutet, zu erhalten und zu fördern. Es sei für Se. Majestät ein Gegenstand der höchsten Befriedigung, jeden Keim einer Störung des innigen Bündnisses beider Monarchieen beseitigt zu wissen, und wenn über einzelne Fragen auf dem Gebiete der materiellen Interessen beide Kabinette zur Zeit von abweichenden Auffassungen ausgehen, so würde dieser Umstand nicht hindern, daß Preußen und Österreich auf dem gesamten übrigen Gebiete der Politik Hand in Hand gingen. In Bezug auf die Zollfrage glaubte Se. Majestät an dem Programm der Zolleinigung festhalten zu müssen, in der Überzeugung, daß nur eine Verschmelzung der materiellen Interessen Deutschland denjenigen Grad von Konsolidierung geben könne, dessen es als Bürgschaft der inneren Sicherheit sowohl, wie auch der europäischen Machtstellung bedürfe. Solange indessen diese Ansicht von Ew. Majestät Regierung nicht geteilt würde, erwarte der Kaiser wenigstens, daß die beiderseitigen Bemühungen, dem Bundestage eine mächtigere und eingreifendere Stellung in Deutschland zu geben, als bisher, in der einträchtigen Haltung beider Großmächte die Basis eines sicheren Erfolges finden werden. Über die bundesrechtlichen Fragen werde Graf Buol näher mit mir verhandeln, auch gebe Seine Majestät die Hoffnung nicht auf, daß bei näherer Besprechung mit demselben die Übereinstimmung in der Zollangelegenheit gefördert werden könne. Ich erwiderte Seiner Majestät, daß ich von Ew. Königlichen Majestät Befehl habe, noch mündlich zu wiederholen, wie die Befestigung und weitere Ausbildung des engen Bündnisses beider Höfe Allerhöchstdemselben nicht nur ein persönliches Bedürfnis sei, sondern auch stets in den jetzigen Zeiten mehr wie jemals als eine politische Notwendigkeit von Ew. Majestät erkannt würde, und wie Ew. Majestät bereit seien, alles zu thun, was mit Rücksicht auf

die Lage Preußens möglich sei, um den Wünschen des Kaisers entgegen zu kommen.

Demnächst habe ich mich bemüht, Seiner Majestät, soweit es nach Zeit und Gelegenheit thunlich schien, die Ansichten zu entwickeln, von denen Ew. Majestät Regierung in Behandlung der schwebenden Zollfrage geleitet wird, und wie in der Bereitwilligkeit Preußens, unmittelbar nach dem erneuerten Anerkenntnis des Zollvereins einen Handelsvertrag mit Österreich zu schließen, welcher die zur definitiven Entschließung über die Möglichkeit einer Zolleinigung noch mangelnden Erfahrungen an die Hand geben werde, im Grunde alles enthalten sei, was zur Verwirklichung der Wünsche der kaiserlichen Regierung für jetzt thatsächlich geschehen könne.

Se. Majestät hörte meinen Vortrag mit Aufmerksamkeit an, richtete einige Fragen in Bezug auf denselben an mich und lenkte dann nach einigen gnädigen Äußerungen in Bezug auf meine Person das Gespräch auf andere Gegenstände, namentlich auf die Reise, welche Se. Majestät soeben im östlichen Ungarn zurückgelegt haben. Se. Majestät war sehr befriedigt von den lebhaften Beweisen der Anhänglichkeit, welche die Bevölkerung überall an den Tag gelegt hatte, und schilderte den eigentümlichen Charakter der durchreisten Gegenden und der Scharen von berittenen Bauern, welche Sr. Majestät von Station zu Station Geleit gegeben haben.

Nachdem Seine Majestät sich nach dem Befinden und den bevorstehenden Reiseplänen meines Allerhöchsten Herrn erkundigt und Ihre Freude über die Hoffnung ausgesprochen hatte, Ihre Majestät die Königin in diesem Sommer wieder in Ischl zu sehen, wurde ich entlassen. Die Audienz hatte etwa eine halbe Stunde gedauert. Demnächst hatte ich die Ehre, von dem Erzherzog Heinrich und dem Erzherzog Albrecht und der Frau Erzherzogin Hildegard empfangen und zur kaiserlichen Tafel gezogen zu werden, wobei der Kaiser Sich wiederholt und gnädig mit mir zu unterhalten geruhte. Sie sprachen namentlich über die Allerhöchsten Herrschaften von Rußland und über das sehr günstige Urteil, welches der Kaiser Nikolaus über

Ew. Majestät Armee gefällt habe, woran Allerhöchstdieselben mit großer Lebhaftigkeit die Bemerkung knüpften, daß Ihnen das von Seiner Majestät von Rußland getadelte ungestüme Reiten der preußischen und ungarischen Kavallerie lieber sei als die ruhigen Bewegungen der kaiserlich russischen.

Am Abend hatte ich die Ehre, zu einer Landpartie des Hofes nach einem im nahen Gebirge gelegenen Punkte, genannt „zur schönen Schäferin", eingeladen zu werden. Der Ort trägt seinen Namen von der Sage, daß der König Matthias Corvinus dort seinerzeit eine wirklich schöne Schäferin mit seiner Aufmerksamkeit beehrt habe.

Die Bevölkerung der Umgegend hatte sich gestern zu Tausenden in dem dortigen Walde eingefunden, und der Kaiser, der sich zu Fuß unter dieselbe mischte und dem Czardas-Tanzen der Ungarn und dem Walzer besonders kostümierter Schwäbinnen aus der Nachbarschaft in nächster Nähe längere Zeit zusah, wurde von der Volksmenge mit lärmenden Eljen-Rufen dergestalt umdrängt, daß es dem Erzherzog-Gouverneur und dem Hofe nicht immer gelang, in der Allerhöchsten Nähe zu bleiben. Es kam sogar vor, daß Seine Majestät von Leuten, die bemüht waren, den Kaiser zu sehen, und ihn suchten, unerkannt bei Seite gedrängt wurde. Das Souper wurde an einer Tafel von etwa 20 Personen im Freien an einer Stelle, welche den Durchblick auf Pest bot, eingenommen. Ich hatte den Erzbischof Primas von Gran zum Nachbar, einen Herrn von sehr hohem Alter, der in seiner Unterhaltung mit mir ein lebhaftes und stolzes Bewußtsein ungarischer Nationalität in den Vordergrund stellte. Das Primat hat von seinen ehemals 800 000 Gulden betragenden Einkünften durch die Revolution, wie ich höre, den größten Teil eingebüßt.

Die Rückkehr hierher fand unter Begleitung eines Fackelzuges statt Der Kaiser beabsichtigt, morgen eine weitere Inspektionsreise in die Gegend zwischen hier und der deutschen Grenze zu machen und jedenfalls vor dem 11. cr., an welchem Tage die Einweihung eines Denkmals für den General Hentzi stattfinden soll, wieder hier zu sein.

Meine Absicht ist, morgen zum Behufe einer Besprechung mit Graf Buol noch hier zu verweilen und übermorgen wieder nach Wien zu gehen.

17.

An die Vertreter bei den deutschen und anderen Regierungen.

Berlin, 18. Juli 1870.

Das Auftreten der französischen Minister in den Sitzungen des Senats und des gesetzgebenden Körpers am 15. d. M. und die dort mit dem feierlichen Charakter amtlicher Erklärungen vorgebrachten Entstellungen der Wahrheit haben den letzten Schleier von den Absichten hinweggenommen, welche schon keinem Unbefangenen mehr zweifelhaft sein konnten, seit das erstaunte Europa zwei Tage zuvor aus dem Munde des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten vernommen hatte, daß Frankreich mit dem freiwilligen Verzicht des Erbprinzen nicht befriedigt sei und noch mit Preußen Verhandlungen zu führen habe.

Während die übrigen europäischen Mächte mit Erwägungen beschäftigt waren, wie sie dieser neuen und unerwarteten Phase begegnen und vielleicht auf diese angeblichen Verhandlungen, deren Natur und Gegenstand niemand ahnen konnte, einen versöhnenden und vermittelnden Einfluß üben sollten, hat die französische Regierung es für gut befunden, durch eine öffentliche und feierliche Erklärung, welche den Drohungen vom 6. d. Mts. unter Entstellungen bekannter Thatsachen neue Beleidigungen hinzufügte, die Verhältnisse auf eine Spitze zu treiben, wo jeder Ausgleich unmöglich werden und, indem den befreundeten Mächten jede Handhabe der Einwirkung entzogen wurde, der Bruch unvermeidlich werden sollte.

Schon seit einer Woche konnte es für uns keinem Zweifel mehr unterworfen sein, daß der Kaiser Napoleon rücksichtslos entschlossen sei, uns in eine Lage zu bringen, in der uns nur die Wahl zwischen dem Kriege oder einer Demütigung bliebe,

welche das Ehrgefühl keiner Nation ertragen kann. Hätten wir noch Zweifel hegen können, so hätte uns der Bericht des königlichen Botschafters über seine erste Unterredung mit dem Herzog von Gramont und Herrn Ollivier nach seiner Rückkehr aus Ems, in welcher ersterer den Verzicht des Erbprinzen als Nebensache bezeichnete, und beide Minister die Zumutung aussprachen, Seine Majestät der König solle einen entschuldigenden Brief an den Kaiser Napoleon schreiben, dessen Publikation die aufgeregten Gemüter in Frankreich beschwichtigen könne, belehren müssen. Abschrift dieses Berichts füge ich bei; es bedarf keines Kommentars.

Der Hohn der französischen Regierungspresse antizipierte den erstrebten Triumph; die Regierung scheint gefürchtet zu haben, daß ihr der Krieg dennoch entgehen könnte, und beeilte sich, durch ihre amtlichen Erklärungen vom 15. d. M. die Sache auf ein Feld zu verlegen, auf dem es keine Vermittelung mehr giebt, und uns und aller Welt zu beweisen, daß keine Nachgiebigkeit, welche innerhalb der Grenzen nationalen Ehrgefühls bliebe, ausreichend sein würde, um den Frieden zu erhalten.

Da aber niemand in Zweifel darüber war und sein konnte, daß wir aufrichtig den Frieden wollten und wenig Tage zuvor keinen Krieg möglich hielten, da jeder Vorwand zum Krieg fehlte, und auch der letzte, künstlich und gewaltsam geschaffene Vorwand, wie er ohne unser Zuthun erfunden, so auch von selbst wieder verschwunden war; da es somit gar keinen Grund zum Kriege gab, blieb den französischen Ministern, um sich vor dem eigenen, in der Mehrheit friedlich gesinnten und der Ruhe bedürftigen Volke scheinbar zu rechtfertigen, nur übrig, durch Entstellung und Erfindung von Thatsachen, deren Unwahrheit ihnen aktenmäßig bekannt war, den beiden repräsentativen Körperschaften und durch sie dem Volke einzureden, es sei von Preußen beleidigt worden, um dadurch die Leidenschaften zu einem Ausbruch aufzustacheln, von dem sie sich selbst als fortgerissen darstellen konnten.

Es ist ein trauriges Geschäft, die Reihe dieser Unwahrheiten aufzudecken; glücklicherweise haben die französischen Minister

diese Aufgabe abgekürzt, indem sie durch die Weigerung, die von einem Teil der Versammlung geforderte Vorlage der Note oder Depesche zu gewähren, die Welt darauf vorbereitet haben, zu erfahren, daß dieselbe gar nicht existiere.

Dies ist in der That der Fall. Es existiert keine Note oder Depesche, durch welche die preußische Regierung den Kabinetten Europas eine Weigerung, den französischen Botschafter zu empfangen, angezeigt hätte. Es existiert nichts, als das aller Welt bekannte Zeitungs-Telegramm, welches den deutschen Regierungen und einigen unserer Vertreter bei außerdeutschen Regierungen nach dem Wortlaute der Zeitungen mitgeteilt worden ist, um sie über die Natur der französischen Forderungen und die Unmöglichkeit ihrer Annahme zu informieren, und welches überdies nichts Verletzendes für Frankreich enthält.

Der Text derselben erfolgt hierbei. Weitere Mitteilungen haben wir über den Inzidenzfall an keine Regierung gerichtet.

Was aber die Thatsache der Weigerung, den französischen Botschafter zu empfangen, betrifft, so bin ich, um diese Behauptung in ihr rechtes Licht zu stellen, von Seiner Majestät dem Könige ermächtigt worden, Euerer ... mit dem Ersuchen der Mitteilung an die Regierung, bei der Sie beglaubigt zu sein die Ehre haben, die beiden anliegenden Aktenstücke zu übersenden, von denen das erste eine auf Befehl und unter unmittelbarer Approbation Seiner Majestät des Königs redigierte buchstäblich getreue Darstellung der Vorgänge in Ems, der zweite den amtlichen Bericht des Flügel-Adjutanten Seiner Majestät vom Dienst über die Ausführung des ihm gewordenen Auftrages enthält.

Es wäre unnötig, darauf hinzuweisen, daß die Festigkeit der Zurückweisung französischer Anmaßung in der Sache zugleich in der Form mit aller rücksichtsvollen Freundlichkeit umgeben gewesen ist, welche ebenso sehr den persönlichen Gewohnheiten Sr. Majestät des Königs, wie den Grundsätzen internationaler Höflichkeit gegen die Vertreter fremder Souveräne und Nationen entspricht.

In Bezug endlich auf die Abreise unseres Botschafters bemerke ich nur, wie es dem französischen Kabinett amtlich bekannt war, daß diese keine Abberufung, sondern ein von dem Botschafter aus persönlichen Rücksichten erbetener Urlaub war, bei welchem der letztere die Geschäfte dem ersten Botschaftsrat, der ihn schon öfter vertreten, übergab und dies, wie üblich, anzeigte. Auch die Angabe ist unwahr, daß Se. Majestät der König mir, dem unterzeichneten Bundeskanzler, von der Kandidatur des Prinzen Leopold Mitteilung gemacht habe. Ich habe gelegentlich durch eine bei den Verhandlungen beteiligte Privatperson vertraulich Kenntnis von dem spanischen Anerbieten erhalten.

Wenn hiernach alle von den französischen Ministern angeführten Gründe für die Unvermeidlichkeit des Krieges in nichts zerfallen und absolut aus der Luft gegriffen erscheinen, so bleibt uns leider nur die traurige Notwendigkeit, die wahren Motive in den schlechtesten und seit einem halben Jahrhundert von den Völkern und Regierungen der zivilisierten Welt gebrandmarkten Traditionen Ludwigs XIV. und des ersten Kaiserreichs zu suchen, welche eine Partei in Frankreich noch immer auf ihre Fahne schreibt und denen Napoleon III., wie wir glauben, glücklich widerstanden hatte.

Als bewegende Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinung können wir leider nur die schlechtesten Instinkte des Hasses und der Eifersucht auf die Selbständigkeit und Wohlfahrt Deutschlands erkennen, neben dem Bestreben, die Freiheit im eigenen Lande durch Verwickelung desselben in auswärtige Kriege niederzuhalten.

Schmerzlich ist es zu denken, daß durch einen so riesenhaften Kampf, wie ihn die nationale Erbitterung und die Größe und Macht der beiden Länder in Aussicht stellt, die friedliche Entwickelung der Zivilisation und des nationalen Wohlstandes, die in steigender Blüte begriffen war, auf viele Jahre gehemmt und zurückgedrängt wird. Aber wir müssen vor Gott und Menschen die Verantwortung dafür denen überlassen, welche durch ihr frevelhaftes Beginnen uns zwingen, um der nationalen Ehre und der Freiheit Deutschlands willen den Kampf aufzunehmen;

und bei einer so gerechten Sache dürfen wir vertrauensvoll auf den Beistand Gottes hoffen; wie wir schon jetzt des Beistandes der gesamten deutschen Nation durch die sich immer steigernden Zeichen der freudigen Opferwilligkeit sicher sind und auch die Zuversicht hegen dürfen, daß Frankreich für einen so mutwillig und so rechtlos heraufbeschworenen Krieg keinen Bundesgenossen finden werde.

18.

An den König.

Donchery, 2. September 1870.

Nachdem ich mich gestern abend auf Ew. Königlichen Majestät Befehl hierher begeben hatte, um an den Verhandlungen der Kapitulation teilzunehmen, wurden letztere bis etwa 1 Uhr nachts durch die Bewilligung einer Bedenkzeit unterbrochen, welche General Wimpffen erbeten, nachdem General von Moltke bestimmt erklärt hatte, daß keine andere Bedingung als die Waffenstreckung bewilligt werden und das Bombardement um 9 Uhr morgens wieder beginnen würde, wenn bis dahin die Kapitulation nicht abgeschlossen wäre. Heut früh gegen 6 Uhr wurde mir der General Reille angemeldet, welcher mir mitteilte, daß der Kaiser mich zu sehen wünsche und sich bereits auf dem Wege nach Sedan hierher befinde. Der General kehrte sofort zurück, um Sr. Majestät zu melden, daß ich ihm folgte, und ich befand mich kurz darauf etwa auf halbem Wege zwischen hier und Sedan, in der Nähe von Frésnois, dem Kaiser gegenüber. Se. Majestät befand sich in einem offenen Wagen mit drei höheren Offizieren und ebensovielen zu Pferde daneben. Persönlich bekannt waren mir von letzteren die Generale Castelnau, Reille und Moskowa, der am Fuße verwundet schien, und Vaubert. Am Wagen angekommen, stieg ich vom Pferde, trat an der Seite des Kaisers an den Schlag und fragte nach den Befehlen Sr. Majestät.

Der Kaiser drückte zunächst den Wunsch aus, Ew. König-

liche Majestät zu sehen, anscheinend in der Meinung, daß Allerhöchstdieselben sich ebenfalls in Donchery befänden. Nachdem ich erwidert, daß Ew. Majestät Hauptquartier augenblicklich drei Meilen entfernt, in Vendresse, sei, fragte der Kaiser, ob Ew. Majestät einen Ort bestimmt hätten, wohin er sich zunächst begeben solle, und eventuell, welches meine Meinung darüber sei. Ich entgegnete ihm, daß ich in vollständigster Dunkelheit hierhergekommen und die Gegend mir deshalb unbekannt sei, und stellte ihm das in Donchery von mir bewohnte Haus zur Verfügung, welches ich sofort räumen würde. Der Kaiser nahm dies an und fuhr im Schritt gen Donchery, hielt aber einige hundert Schritte von der in die Stadt führenden Maasbrücke vor einem einsam gelegenen Arbeiterhause an und fragte mich, ob er nicht dort absteigen könne. Ich ließ das Haus durch den Legationsrat Grafen Bismarck-Bohlen, der mir inzwischen gefolgt war, besichtigen; nachdem gemeldet, daß seine innere Beschaffenheit sehr dürftig und eng, das Haus aber von Verwundeten frei sei, stieg der Kaiser ab und forderte mich auf, ihm in das Innere zu folgen. Hier hatte ich in einem sehr kleinen, einen Tisch und zwei Stühle enthaltenden Zimmer eine Unterredung von etwa einer Stunde mit dem Kaiser. Se. Majestät betonte vorzugsweise den Wunsch, günstigere Kapitulationsbedingungen für die Armee zu erhalten.

Ich lehnte von Hause aus ab, hierüber mit Sr. Majestät zu unterhandeln, indem diese rein militärische Frage zwischen dem General von Moltke und dem General von Wimpffen zu erledigen sei. Dagegen fragte ich den Kaiser, ob Se. Majestät zu Friedensverhandlungen geneigt sei. Der Kaiser erwiderte, daß er jetzt als Gefangener nicht in der Lage sei, und auf mein weiteres Befragen, durch wen seiner Ansicht nach die Staatsgewalt Frankreichs gegenwärtig vertreten werde, verwies mich Se. Majestät auf das in Paris bestehende Gouvernement. Nach Aufklärung dieses aus dem gestrigen Schreiben des Kaisers an Ew. Majestät nicht mit Sicherheit zu beurteilenden Punktes erkannte ich, und verschwieg dies auch dem Kaiser nicht, daß die Situation noch heut wie gestern kein anderes

praktisches Moment als das militärische darbiete, und betonte die daraus für uns hervorgehende Notwendigkeit, durch die Kapitulation Sedans vor allen Dingen ein materielles Pfand für die Befestigung der gewonnenen militärischen Resultate in die Hand zu bekommen. Ich hatte schon gestern abend mit dem General von Moltke nach allen Seiten hin die Frage erwogen: ob es möglich sein würde, ohne Schädigung der deutschen Interessen dem militärischen Ehrgefühl einer Armee, die sich gut geschlagen hatte, günstigere Bedingungen als die festgestellten anzubieten. Nach pflichtmäßiger Erwägung mußten wir beide in der Verneinung dieser Frage beharren. Wenn daher der General von Moltke, der inzwischen aus der Stadt hinzugekommen war, sich zu Ew. Majestät begab, um Allerhöchstdenselben die Wünsche des Kaisers vorzulegen, so geschah dies, wie Ew. Majestät bekannt, nicht in der Absicht, dieselben zu befürworten.

Der Kaiser begab sich demnach ins Freie und lud mich ein, mich vor der Thür des Hauses neben ihn zu setzen. Se. Majestät stellte mir die Frage, ob es nicht thunlich sei, die französische Armee über die belgische Grenze gehen zu lassen, damit sie dort entwaffnet und interniert werde. Ich hatte auch diese Eventualität bereits am Abend zuvor mit General von Moltke besprochen und ging unter Anführung der oben bereits angedeuteten Motive auch auf die Besprechung dieser Modalität nicht ein. In Berührung der politischen Situation nahm ich meinerseits keine Initiative, der Kaiser nur insoweit, daß er das Unglück des Krieges beklagte, und erklärte, daß er selbst den Krieg nicht gewollt habe, durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs aber dazu genötigt worden sei.

Durch Erkundigungen in der Stadt und insbesondere durch Rekognoszierungen der Offiziere vom Generalstabe war inzwischen, etwa zwischen 9 und 10 Uhr, festgestellt worden, daß das Schloß Bellevue bei Frésnois zur Aufnahme des Kaisers geeignet und auch noch nicht mit Verwundeten belegt sei. Ich meldete dies Sr. Majestät in der Form, daß ich Frésnois als den Ort bezeichnete, den ich Ew. Majestät zur Zusammenkunft in Vorschlag

bringen würde, und deshalb dem Kaiser anheimstellte, ob Se. Majestät sich gleich dahin begeben wolle, da der Aufenthalt innerhalb des kleinen Arbeiterhauses unbequem sei, und der Kaiser vielleicht einiger Ruhe bedürfen würde. Se. Majestät ging darauf bereitwillig ein, und geleitete ich den Kaiser, dem eine Ehren-Eskorte von Ew. Majestät Leib-Kürassier-Regiment voranritt, nach dem Schlosse Bellevue, wo inzwischen das weitere Gefolge und die Equipagen des Kaisers, deren Ankunft aus der Stadt bis dahin für unsicher gehalten zu werden schien, von Sedan eingetroffen waren. Ebenso der General Wimpffen, mit welchem, in Erwartung der Rückkehr des Generals von Moltke, die Besprechung der gestern abgebrochenen Kapitulations-Verhandlungen durch den General von Podbielski, im Beisein des Oberst-Leutnants von Verdy und des Stabschefs des Generals von Wimpffen, welche beiden Offiziere das Protokoll führten, wieder aufgenommen wurde. Ich habe nur an der Einleitung derselben durch die Darlegung der politischen und rechtlichen Situation nach Maßgabe der mir vom Kaiser selbst gewordenen Aufschlüsse teilgenommen, indem ich unmittelbar darauf durch den Rittmeister Grafen von Nostitz im Auftrage des Generals von Moltke die Meldung erhielt, daß Ew. Majestät den Kaiser erst nach Abschluß der Kapitulation der Armee sehen wollten, — eine Meldung, nach welcher gegnerischerseits die Hoffnung, andere Bedingungen als die abgeschlossenen zu erhalten, aufgegeben wurde.

Ich ritt darauf in der Absicht, Ew. Majestät die Lage der Dinge zu melden, Allerhöchstdenselben nach Chéhery entgegen, traf unterwegs den General von Moltke mit dem von Ew. Majestät genehmigten Texte der Kapitulation, welcher, nachdem wir mit ihm in Frésnois eingetroffen, nunmehr ohne Widerspruch angenommen und unterzeichnet wurde. Das Verhalten des Generals von Wimpffen war, ebenso wie das der übrigen französischen Generale in der Nacht vorher, ein sehr würdiges, und konnte dieser tapfere Offizier sich nicht enthalten, mir gegenüber seinem tiefen Schmerze darüber Ausdruck zu geben, daß gerade er berufen sein müsse, achtundvierzig Stunden nach seiner Ankunft aus Afrika und einen halben Tag nach Übernahme des Kommandos

seinen Namen unter eine für die französischen Waffen so verhängnisvolle Kapitulation zu setzen; indessen der Mangel an Lebensmitteln und Munition und die absolute Unmöglichkeit jeder weiteren Verteidigung lege ihm als General die Pflicht auf, seine persönlichen Gefühle schweigen zu lassen, da weiteres Blutvergießen in der Situation nichts mehr ändern könne. Die Bewilligung der Entlassung der Offiziere auf ihr Ehrenwort wurde mit lebhaftem Danke entgegengenommen als ein Ausdruck der Intentionen Ew. Majestät, den Gefühlen einer Truppe, welche sich tapfer geschlagen hatte, nicht über die Linie hinaus zu nahe zu treten, welche durch das Gebot unserer politisch-militärischen Interessen mit Notwendigkeit gezogen war. Diesem Gefühle hatte der General von Wimpffen auch nachträglich in einem Schreiben Ausdruck gegeben, in welchem er dem General von Moltke seinen Dank für die rücksichtsvollen Formen ausdrückt, in denen die Verhandlungen von seiten desselben geführt worden sind.